

Der Totschläger

Émile Zola

土肥藏書



考備	數冊	數卷	類部	第
	一		十 說	百 六 十 一 號



A. Francis

Emil Zola.

Der Totschläger.

L'ASSOMMOIR

— — (Neue Ausgabe.)

Der Totschläger.

(L'Assommoir.)

Roman

von

Emil Zola.

In s Deutsche übertragen

von

Roderich Rode.

Neue, sorgfältig revidierte Ausgabe.

Großenhain.

Druck und Verlag von Baumert & Ronge.

1882.

PQ 2496

A58

1882

Erstes Kapitel.

Bis zwei Uhr morgens hatte Gervaise auf Lantier gewartet. In ihrem dünnen Nachtgewande zitterte sie am ganzen Körper vor der zum Fenster hereinwehenden scharfen Luft; endlich hatte sie sich, von Fieberfrost durchschauert, mit thränenfeuchten Wangen quer auf das Bett geworfen und war eingeschlummert. Bereits seit acht Tagen schickte er sie, sobald sie in der Restauration ihr Essen eingenommen hatten, mit den Kindern zu Bett und kehrte selbst erst spät in der Nacht nach Hause zurück unter dem Vorgeben, daß er Arbeit suche. Während sie an diesem Abend sehnlichst auf seine Rückkehr lauerte, glaubte sie gesehen zu haben, wie er das Tanzlokal des Grand-Balcon betrat; wenige Schritte hinter ihm hatte sie die kleine Adele bemerkt, eine Poliermamsell, welche in dem gleichen Restaurant aß.

Als Gervaise gegen fünf Uhr ganz steif und kreuzlahm erwachte, brach sie in schmerzliches Weinen aus, denn Lantier war noch immer nicht zurück.

Zum ersten Mal schlief er außer dem Hause. Sie blieb auf dem Bettrande sitzen, und über ihr hing von einer mit einem Bindfaden an die Decke befestigten Stange

M834014

ein verblichener und zerfetzter Vorhang herab. Langsam blickte sie mit ihren thränenumflorten Augen in dem elenden Zimmer umher, in welchem als einziges Mobilier sich eine Rußbaumkommode befand, außerdem gewahrte man noch drei Rohrstühle und einen kleinen schmutzigen Tisch, auf dem einsam und verlassen ein zerbrochener Wassertopf stand. Quer vor der Kommode stand eine für die Kinder bestimmte eiserne Bettstelle und füllte fast zwei Drittel des Gemaches aus. Aus einer Ecke starrten die leeren Wände eines geöffneten Koffers hervor, während sich auf dem Boden desselben ein alter Männerhut mitten unter schmutzigen Hemden und Strümpfen umhertrieb. Mitten auf dem Ramin endlich erblickte man zwischen zwei ungleichartigen Zinkleuchtern ein Packet rosafarbener Pfandscheine des städtischen Leihhauses. In diesem reizenden Zustande befand sich das schönste Zimmer der Wohnung, die Stube im ersten Stock, welche Aussicht nach dem Boulevard gewährte.

Unterdessen schliefen die beiden Kinder dicht neben einander auf einen und demselben Kopfkissen. Der achtjährige Claude hatte seine Händchen über das Deckbett ausgestreckt und atmete in ruhigen Zügen, während Stephan, welcher erst vier Jahre zählte, lächelnd sein Brüderlein umschlungen hielt. Als die Mutter ihre thränenumflorten Blicke auf die Kleinen richtete, brach sie wieder in heftiges Schluchzen aus und preßte sich krampfhaft ein Taschentuch auf den Mund, um die leisen Seufzer zu ersticken, welche sich ihrer Brust entwandten. Mit bloßen Füßen, ohne erst die zu Boden geglittenen Schuhe wieder anzulegen, trat sie wieder ans Fenster und ließ ihre forschenden Blicke weithin über die Trottoirs schweifen.

Das Haus stand auf dem Boulevard de la Chapelle, links von der Barrière Poissonnière. Es war ein elendes

zweistöckiges Gebäude, das bis hinauf zum zweiten Geschoß mit dunkelroter Farbe angestrichen war, während die Fensterläden durch den Regen halb versaut in ihren Angeln hingen. Ueber einer mit Sternscheiben versehenen Laterne stand zwischen zwei Fenstern in großen gelben Buchstaben zu lesen: Hôtel Boncoeur, tenu par Marsoullier, eine Firma, an der infolge des herabgebröckelten Putzes große Stücke fehlten. Bald spähte Gervaise rechts in der Richtung nach dem Boulevard de Rochefouart, wo vor den Schlachthäusern die Fleischer in ihren blutgetränkten Schürzen gruppenweise beisammenstanden, während ein frischer Luftzug dann und wann einen abscheulichen Geruch nach geschlachteten Tieren herübertrug. Dann wieder schweiften ihre Blicke nach links, entlang der Avenue und blieben auf der weißen Steinmasse des damals noch im Bau begriffenen Hospitals Lariboisière haften. Langsam folgte sie von einem Ende des Horizontes zum andern der Stadtmauer. Als sie ihre Augen über jene graue endlose Mauer erhob, längs welcher sich rings um die Stadt ein wüster Streifen Landes hinzog, gewahrte sie einen hellen Sonnenschimmer und vernahm das grollende Tosen des bereits erwachenden Paris. Aber immer und immer wieder wandte sie sich mit weitvorgestrecktem Halse nach der Barriere Poissonnière zurück und bot ihre letzten Kräfte auf, um zwischen der Stadtmauer den endlosen Strom von Menschen, Tieren und Zugkarren zu betrachten, welcher von den Anhöhen des Montmartre und von la Chapelle herniederwallte. In langen dichten Reihen zogen die Arbeiter der gewohnten Beschäftigung nach, ihre Werkzeuge auf den Rücken und ihr Stück Brot unter dem Arm; so stürzte dieser lärmende Haufen nach Paris hinein, dessen gähnende Thore ihn unaufhörlich verschlangen. Sobald Gervaise mitten in diesem Gedränge Lantier zu er-

kennen glaubte, beugte sie sich soweit vor, als es nur irgend ihre Sicherheit erlaubte, und preßte ihr Taschentuch immer fester auf den Mund, gleich als ob sie ihren Schmerz in die Brust zurückdrängen wollte.

Plötzlich vernahm sie eine jugendliche heitere Stimme und trat vom Fenster zurück.

„Der Hausherr ist wohl nicht da, Frau Lantier?“

„Ach nein, Herr Coupeau,“ entgegnete sie mit erzwungenem Lächeln.

Coupeau war ein Zinkarbeiter, welcher im obersten Stockwerke des Hauses ein Zimmerchen für zehn Frank bewohnte. Er trug seinen Arbeitsack auf der Schulter, und da er gesehen hatte, daß der Schlüssel in der Thür steckte, so war er als guter Bekannter eingetreten.

„Wissen Sie,“ fuhr er fort, „jetzt arbeite ich dort am Hospital . . . Ach! wir haben doch einen reizenden Mai! Die Luft ist etwas scharf heute früh.“

Hierbei schaute er in das thränenfeuchte Gesicht des jungen Weibes. Als er bemerkte, daß das Bett unberührt stand, schüttelte er zweifelnd mit dem Kopfe, darauf trat er an die Lagerstatt der Kinder, welche immer noch mit ihren rosigen Engelsgesichtchen sanft schlummerten, und fuhr mit leiser Stimme fort:

„Om, Meister Lantier handelt nicht klug, nicht wahr? . . . Seien Sie nicht untröstlich, liebe Frau! Er gibt sich viel mit Politik ab; als neulich für Eugène Sue gestimmt wurde, der allem Anschein nach zur bessern Partei gehört, war er wie albern. Es ist leicht möglich, daß er die Nacht mit seinen Freunden verbracht hat und gegen den elenden Bonaparte losgezogen ist.“

„Nein, nein,“ stieß sie mühsam hervor, „so ist es nicht, wie Sie denken. Ich weiß, wo Lantier steckt . . . Du lieber Gott, es hat eben jeder so seine Sorgen!“

Coupeau zwinkerte mit den Augen, um anzudeuten, daß er sich durch diese Ausflucht nicht irre machen lasse. Bevor er das Zimmer wieder verließ, machte er ihr noch den Vorschlag, die Milch zu holen, wenn sie nicht ausgehen wolle; sie sei eine schöne wackere Frau und könne, wenn sie sich einmal in Not befinde, sicherlich auf ihn rechnen. Gervaise trat, sobald er sich entfernt hatte, wieder ans Fenster.

Draußen vor der Barriere herrschte noch daselbe Gedränge in der rauhen Morgenluft. Man erkannte die Schlosser an ihren kurzen blauen Kitteln, die Maurer an ihren weißen Leinwandjacken, die Maler an ihren Ueberrocken, unter denen lange Blousen hervorschauten. Diese Scharen gewährten aus der Ferne das Bild einer verschwommenen Masse von einem unbestimmten Ton, in welchem verschoffenes Blau und schmutziges Grau vorherrschten. Bisweilen blieb ein Arbeiter stehen, um seine Pfeife wieder in Brand zu setzen, während die andern ohne irgend ein freundliches Lächeln oder ein kameradschaftliches Wort mit ihren erdfahlen Gesichtern rasilos an ihm vorübereilten, den Blick nach Paris gewandt, wo sie endlich einer nach dem andern in der weiten Rue du Faubourg-Poissonnière verschwanden. Indessen an den beiden Ecken der Rue des Poissonniers hemmten manche Männer ihre Schritte vor zwei Brauntweinfläden, welche eben geöffnet wurden; bevor sie eintraten, blieben sie am Rande des Trottoirs stehen und ließen zweifelnde Blicke über Paris gleiten, während sie die Arme lässig herabhängen ließen, innerlich schon halb entschlossen, heute blau zu machen. Vor dem Ladentische standen einzelne Gruppen umher und hielten einander frei; sie vergaßen alles um sich herum, drängten sich in den verschiedenen Zimmern

umher, räusperten sich, husteten und feuchteten dann und wann ihre Kehle durch einen kräftigen Schluck an.

Gervaise spähte gerade aufmerksam links die Straße entlang nach dem Saale des Vater Colomb, wo sie Lantier gesehen zu haben meinte, als eine dicke Frau, barhäuptig und mit einer dicken Schürze begleitet, ihr von der Straße aus zurief:

„Sehen Sie einmal an, Frau Lantier, Sie sind ja recht zeitig auf!“

Gervaise beugte sich vor und entgegnete:

„Ach! Sie sind es, Frau Boche! . . . O! ich habe heute sehr viel zu thun!“

„Ganz recht, nicht wahr? Die Geschäfte kommen nicht von selbst zu stande.“

So entspann sich zwischen Fenster und Trottoir eine Unterhaltung. Frau Boche war Hausmeisterin in dem Hause, dessen Erdgeschosß das Restaurant zum „zweiköpfigen Kalb“ einnahm. Mehrere Male schon hatte Gervaise in ihrem Zimmer auf Lantier gewartet, um sich nicht allein mit allen den Männern an den Tisch zu setzen, welche im Restaurant aßen.

„Schläft denn Herr Lantier noch?“ frug sie ganz plötzlich.

„Jawohl, er schläft,“ entgegnete Gervaise, ohne ein merkbares Erröten verbergen zu können.

Frau Boche sah recht wohl, daß ihr die Thränen wieder in die Augen traten und, ohne Zweifel mit ihrem Resultat zufrieden, war sie schon im Begriff sich zu entfernen, wobei sie etwas wie „verwünschte Faulenzler“ vor sich hin murmelte, als sie schnell noch einmal zurückkam und rief:

„Sie gehen heute früh nach dem Waschhause, nicht wahr? . . . Ich habe auch etwas zu waschen und werde

Ihnen ein Plätzchen neben mir freihalten, damit wir zusammen ein bißchen schwagen können.“

Jetzt fuhr sie fort, als ob sich plötzlich in ihr das Mitleid regte:

„Mein armes Frauchen, Sie würden viel besser thun, vom Fenster wegzugehen; Sie werden sich wohl noch krank machen . . . Ganz blau sehen Sie schon aus vor Frost.“

Trotzdem blieb Gerbaise hartnäckig noch bis acht Uhr, also noch zwei volle Stunden, am Fenster. Mittlerweile waren die Läden geöffnet worden und der von den Anhöhen herniederwallende Arbeiterstrom hatte aufgehört; nur noch einige Nachzügler sah man mit großen Schritten vorüber-eilen. Bei den Weinverkäufern sah man noch die nämlichen Männer und ihr Trinken, Husten und Räuspern schien gar kein Ende nehmen zu wollen.

Auf die Arbeiter waren die Arbeiterinnen gefolgt, die Plätterinnen, Modistinnen und Blumenbinderinnen, welche in ihren engen dünnen Kleidern über die äußern Boulevards hinwegtrollten; lebhaft schwagend gingen sie in Gruppen zu dreien oder vieren, sicherten und warfen flammende Blicke um sich. Bisweilen sah man ein Mädchen ganz allein, von hagerer Gestalt, mit bleichen und ernstesten Gesichtszügen entlang der Stadtmauer wandeln und sorgsam den Abflurrinnen aus dem Wege gehen. Hierauf waren die Beamten vorübergeeilt, welche fröstelnd in die Finger hauchten und im Gehen ihre Sousbrötchen verzehrten: es waren theils junge ausgemergelte Leute in ärmlicher Kleidung, an deren matten niedergeschlagenen Augen man sehen konnte, daß sie noch völlig schlaftrunken waren, theils kleine alte Männchen, die auf ihren kurzen Beinen dahintrippelten, während ihr Gesicht bleich, wie durch die vielen Bureaustunden angegriffen, aussah; die Rentiers aus der Nachbarschaft ergingen sich im Sonnen-

schein; auf den Bänken saßen Frauen mit losen Haaren und schmutzigen Ueberkleidern und wiegten ihre Wickelkin-der im Arme; während ein Schwarm schmutziger halbnackter Straßenbuben sich unter Heulen, Lachen und Weinen herumstieß und auf dem Boden umherwälzte. Jetzt überkam Gervaise ein Gefühl, als ob sie ersticken müsse, ein Taumel der Angst ergriff sie und ihre Hoffnung begann völlig zu schwinden; es war ihr, als sei alles vorbei, als seien die guten Zeiten hinüber, als werde Lantier nimmer wiederkommen. Als sie gerade vor sich über die Stadtmauer hinweg sah, blendete sie der Glanz des Himmels, der hervorgerufen ward durch den Aufgang der Sonne über dem Getöse des erwachenden Paris.

Die junge Frau saß mit schlaff herabhängenden Armen auf einem Stuhle und weinte nicht mehr, als Lantier ruhig eintrat.

„Du bist es? Endlich bist Du da!“ rief sie aus und wollte ihn umarmen.

„Jawohl, ich bin es, was ist denn da weiter?“ antwortete er. „Du willst wohl gar mit Deinen alten Dummheiten wieder anfangen!“

Er hatte sie von sich gedrängt und schleuderte mißlaunig seinen alten Filzhut auf die Kommode. Lantier war ein kleiner junger Mann von sechsundzwanzig Jahren mit dunklem Teint; sein hübsches Gesicht schmückte ein zierlicher Schnurrbart, den er unwillkürlich immer strich. Er trug eine kurze Arbeiterjacke unter einem alten fleckigen Ueberzieher und ließ beim Sprechen einen scharf ausgeprägten provenzalischen Dialekt hören.

Gervaise war wieder auf den Stuhl zurückgesunken und fuhr mit leise klagender Stimme fort:

„Ich habe kein Auge zugethan . . . Ich glaubte, es wäre Dir etwas zugestoßen . . . Wo bist Du gewesen?“

Wo um Gotteswillen hast Du die Nacht zugebracht? O Gott! fange nur nicht wieder so an, ich würde wahnsinnig . . . Bitte, sage mir, August, wo bist Du gewesen?"

„Zum Teufel, wo ich zu thun hatte,“ gab er achselzuckend zur Antwort. „Um acht Uhr war ich in der Glacière bei dem Freund, welcher die Hutfabrik einrichten soll. Da habe ich mich verspätet und bin schließlich lieber gleich dageblieben . . . Uebrigens weißt Du, daß ich es nicht gerne habe, wenn man mich auskundschaftet. Laß mich daher in Ruhe!“

Die junge Frau begann wieder zu schluchzen. Unterdessen waren durch das laute Reden und Poltern Lantiers soeben auch die Kinder erwacht. Halbnaht und mit ihren Händchen sich die Haare aus dem Gesicht streichend, richteten sie sich empor, und als sie die Mutter weinen hörten, brachen auch sie, ob sie gleich die Augen kaum öffnen konnten, in lautes Jammern aus.

„Ah! eine nette Musik!“ rief Lantier wütend aus. „Ich versichere Euch, ich gehe sofort meiner Wege! aber diesmal im Ernst . . . Wollt Ihr denn immer noch nicht ruhig sein? Dann adjes! ich gehe wieder dorthin, wo ich hergekommen bin.“

Schon hatte er wieder nach seinem Hute auf der Kommode gegriffen, als Gervaise auf ihn zustürzte und stammelte: „Nein, nein!“

Mit allerhand Schmeicheleien erstickte sie die Thränen der Kleinen. Sie küßte ihre Haare und legte sie mit zärtlichen Worten wieder nieder. So lagen die Kleinen endlich ruhig auf ihrem Kissen, lachten und ergözten sich damit, einander zu zwicken. Unterdessen hatte sich der Vater, ohne erst die Stiefeln auszuziehen, auf sein Bett geworfen; infolge der durchwachten Nacht waren seine Züge schlaff und sein Gesicht kreidebleich. Er konnte nicht

einschlafen und blickte mit weitoffenen Augen im Zimmer umher.

„Es ist recht nett hier!“ brummte er, warf Gervaise einen boshaften Blick zu und fuhr maliziös fort: „Du wäschst Dich wohl gar nicht mehr?“

Gervaise stand erst im Alter von zweiundzwanzig Jahren. Von großer, etwas hagerer Gestalt, zeigte sie feine Rüge, die aber trotzdem erkennen ließen, daß ihr Leben schon manchen rauhen Sturm zu verzeichnen hatte. Wer sie jetzt sah in ihrem aufgelösten Haar, ihren leichten Hausschuhen, wie sie unter dem leichten Nachtwande zitterte, auf welchem die Möbel noch Spuren von Staub und Schmutz hinterlassen hatten, hätte sie für zehn Jahre älter halten können, so heftig war der Einfluß der eben überstandenen Angst und Thränen gewesen. Allein die letzten Worte Lantiers rissen sie aus ihrer furchtsamen und ergebenen Haltung empor.

„Du urteilst ungerecht,“ versetzte sie lebhaft. „Du weißt recht wohl, daß ich alles mögliche thue! Meine Schuld ist es nicht, daß wir so weit gekommen sind . . . Ich möchte Dich einmal sehen, wenn Du mit den beiden Kindern in einem Zimmer stecken solltest, wo man nicht einmal einen Ofen hat zum Wasserkochen . . . Anstatt Dein Geld so zu verzehren, hätten wir uns bei unserer Ankunft in Paris lieber sofort einrichten sollen, wie Du versprochen hattest.“

„Was fällt Dir ein!“ rief er, „Du hast mit mir den Braten aufgeessen, heute nun, wo es nicht mehr so geht, willst Du auf die guten Stücke spucken!“

Sie aber schien ihn gar nicht zu hören und fuhr fort: „Allein mit etwas Mut kann man sich schließlich immer noch aus der Klemme helfen . . . Gestern habe ich Frau Fauconnier gesehen, die Wäscherin aus der Rue

Neuve; sie wird mich nächsten Montag beschäftigen. Wenn Du Dich dann mit Deinem Freunde von der Glaciere verständigt, so können wir noch vor einem halben Jahre wieder in Ordnung kommen, uns etwas ausstatten und irgend wo ein kleines Loch mieten, wo wir unsere eignen Herren sein können . . . O! aber arbeiten muß man, arbeiten . . .“

Als sie jetzt sah, daß Lantier, augenscheinlich gelangweilt, sich nach der Wand umdrehte, fuhr sie aufgebracht fort:

„Zawohl, wir wissen schon, daß es mit Deiner Arbeitsliebe gar nicht weit her ist. Du möchtest vor Ehrgeiz zerplatzen, wie ein feiner Herr willst Du immer gehen und Dirnen in seidnen Kleidern spazieren führen. Nicht wahr? ich bin Dir zu schlecht, nachdem ich alle meine Sachen nach dem Leihhaus habe schaffen müssen . . . Siehst Du, August, ich wollte Dir das eigentlich nicht sagen und hätte noch damit gewartet; allein ich weiß, wo Du die letzte Nacht verbracht hast. Ich habe Dich mit der miserablen Adele in den Grand-Balcon gehen sehen . . . Ah! Du gehst mit schöner Gesellschaft um!“

Mit einem Sage sprang Lantier auf. Seine schwarzen Augen leuchteten unheimlich aus dem marmorblassen Gesicht, es war, als ob der Born wie ein Ungewitter durch seinen Körper fuhr.

„Ja, ja, mit schöner Gesellschaft,“ wiederholte die junge Frau. „Frau Boche wird ihr, sowie ihrer großen klapperdürren Schwester auch den Laufpaß geben, weil die beiden stets eine ganze Herde Männer auf der Treppe liegen haben.“

Lantier erhob beide Fäuste zu einem wütenden Schlage; allein er besann sich noch anders, ergriff ihre Arme, stauchte sie nieder und stieß sie nach dem Bett der Kinder, welche

von neuem zu schreiben anfangen. Darauf legte er sich wieder zu Bett und stammelte mit der wütenden Miene eines Menschen, der noch vor einem gefaßten Entschlusse zurückbebt:

„Du weißt wahrlich nicht, was Du eben gethan hast, Gervaise. . . Es war nicht recht von Dir; Du sollst es schon sehen.“

Nur einige Augenblicke jammerten die Kinder. Die Mutter blieb über das Bett gebeugt stehen, umarmte sie fest und wiederholte wohl zwanzigmal mit klangloser Stimme:

„Ach, Gott! wenn ihr nicht da wäret, meine armen Kleinen! . . . Wenn ihr nicht da wäret!“

Ruhig ausgestreckt, den Blick nach dem verschlossenen Bettvorhang emporgerichtet, hörte Lantier von alledem nichts mehr und schien ganz in Gedanken versunken zu sein. So verharrte er fast eine Stunde lang, ohne einschlafen zu können, obwohl ihm vor Ermattung immer die Augen zufielen. Als er sich dann, auf den Ellbogen gestützt, herumdrehte und sein starres entschlossenes Gesicht zeigte, hatte Gervaise das Zimmer vollends in Ordnung gebracht. Lantier schaute ihr zu, wie sie emsig ausfegte und die Möbel abwischte; trotzdem machte das Zimmer einen düstern, kläglichen Eindruck mit seiner rußgeschwärzten Decke, seinen durch die Feuchtigkeit losgelösten Tapeten, seinen drei krüppelhaften Stühlen und seiner elenden Kommode, auf welcher sich der Schmutz hartnäckig festgesetzt hatte und unter dem Wischlappen erst recht deutlich hervortrat. Ein höhnischer Zug glitt über seinen Mund. Gervaise ging zwar am rechten Bein lahm, allein man merkte dies nur an Tagen, wenn sie vor Erschöpfung sich völlig gehen ließ. So geschah es auch diesen Morgen; völlig gebrochen durch die schlaflose Nacht, mußte sie sich

beim Gehen an der Wand stützen, und hierbei schleppte sie das Bein merklich nach.

Schweigen herrschte im Zimmer und keiner von beiden brachte ein Wort über die Lippen. Er schien auf ein Bemerkung zu warten, während sie ihren Schmerz gewaltfam unterdrückte und mit anscheinend gleichgültiger Miene rastlos weiterarbeitete. Als sie damit beschäftigt war, in einer Ecke hinter dem Koffer ein Packet schmutziger Wäsche zusammenzubinden, frug er endlich:

„Was machst Du da? . . . Wo willst Du denn hingehen?“

Zuerst gab sie keine Antwort. Als er aber seine Frage wiederholte, entgegnete sie mit starrer Entschlossenheit:

„Du siehst es wohl gar nicht? . . . Ich will die Sachen da waschen. . . Die Kinder sollen nicht länger im Schmutze stecken.“

Nachdem sie hierauf schweigend noch ein paar Taschentücher zusammengerafft hatte, fuhr er fort:

„Hast Du denn auch Geld?“

Da reckte sie sich plötzlich auf und schaute ihm fest ins Gesicht, ohne die schmutzigen Hemden der Kleinen aus der Hand zu legen.

„Geld! ich müßte es gerade gestohlen haben! . . . Du weißt wohl noch, daß ich vorgestern drei Frank auf mein schwarzes Kleid erhalten habe. Davon haben wir zweimal gefrühstückt und die Fleischware ist bekanntlich nicht billig. . . Nein, nein, ich habe kein Geld mehr. Nur vier Sous bleiben mir noch, und die muß ich für das Waschhaus haben. . .“

Er war aus dem Bett gestiegen und warf prüfende Blicke auf die wenigen Lumpen, welche noch im Zimmer umherhingen. Endlich packte die Hofe er und den Shawl

zusammen, nahm aus der Kommode noch eine Unterjacke und zwei Frauenhemden und warf das Ganze Gerbaise auf den Arm mit dem Bemerken:

„Hier, schaffe das ins Leihamt!“

„Soll ich nicht lieber gleich noch die Kinder mitnehmen?“ frug sie in bitterem Tone.

„Ha! wenn man auf die Kinder etwas borgte, so wäre das ein famoser Notbehelf!“

Dennoch ging sie nach dem Leihhaus. Als sie nach einer halben Stunde zurückkehrte, legte sie ein Hundertsousstück auf den Kamin, während sie den Pfandschein zu den übrigen zwischen die beiden Leuchter that.

„Lumpengeld, das sie mir gegeben haben!“ bemerkte sie. „Ich wollte sechs Frank, aber da kam ich schön an. O! die wissen sich schon zu decken . . . Und eine Menschheit trifft man dort immer!“

Lantier griff nicht sogleich nach dem Hundertsousstück; er hätte lieber einzelnes Geld gesehen, um ihr auch einige Sous übrig zu lassen. Als er aber auf der Kommode einen Schinkenrest und ein Stückchen Brot liegen sah, schob er das Geldstück in seine Westentasche.

„Zur Milchfrau bin ich gar nicht gegangen, weil wir ihr noch für acht Tage Geld schulden,“ versetzte Gerbaise. „Aber ich werde sehr bald wiederkommen; Du kannst während meiner Abwesenheit Brot und ein paar Koteletten holen, damit wir dann etwas zum Frühstück haben . . . Vielleicht bringst Du auch einen Liter Wein mit.“

Er sagte nicht Nein und es schien, als ob sie sich wieder vertragen wollten. Die junge Frau packte die Wäsche vollends zusammen; aber als sie Lantiers Hemden und Strümpfe aus dem Koffer nehmen wollte, rief er ihr zu:

„Laß meine Wäsche in Ruhe, verstehst Du! Ich will das nicht haben!“

„Was willst Du nicht?“ frug sie und stand wieder auf. „Du wirst doch sicherlich diese schmutzigen Lumpen nicht wieder anziehen? Ich muß sie doch erst waschen.“

Mit unruhigen prüfenden Blicken schaute sie in sein hübsches Gesicht, welches eine Starrheit zeigte, als ob jegliches Gefühl in ihm erstorben sei. Wütend riß er ihr die Wäsche aus den Händen und warf dieselbe wieder in den Koffer.

„Boß Wetter! höre doch endlich einmal! Wenn ich Dir sage, ich will sie nicht gewaschen haben!“

„Aber warum denn nicht?“ versetzte sie erbleichend, und eine schreckliche Ahnung stieg in ihr auf. „Du brauchst doch Deine Wäsche jetzt nicht, oder willst Du davon-gehen? . . . Was kann das Dir thun, wenn ich sie mitnehme?“

Durch die glühenden Blicke, welche sie auf ihn heftete, etwas verlegen gemacht, zögerte er einen Augenblick. Endlich stieß er hervor:

„Warum? warum? . . . Nun, zum Teufel! weil Du überall auspredigen wirst, daß Du mich unterhalten, daß Du waschen und ausbessern mußt. Das ärgert mich! Kümmere Dich um Deine Sachen, und laß mich ungechoren! . . . Die Wäscherinnen wollen auch verdienen.“

Flehentlich bat sie ihn und versicherte, sie habe sich ja noch niemals beklagt; er aber schloß rücksichtslos den Koffer, setzte sich darauf und schrie ihr ins Gesicht:

„Nein! Ich werde doch wohl über mein Eigentum zu gebieten haben!“

Darauf warf er sich, um ihren Blicken auszuweichen, wieder aufs Bett und meinte, er sei müde und sie solle

ihn nicht mehr stören. Diesmal schien er auch wirklich zu schlafen.

Unentschlossen blieb Gervaise stehen: sie fühlte sich versucht, das Wäschebündel mit dem Fuß beiseite zu stoßen, sich ans Fenster zu setzen und zu nähen. Allein die regelmäßigen Atemzüge Lantiers beruhigten sie schließlich wieder. Sie ergriff die kleine Düte mit Waschblau und die Seife, welche sie noch von der letzten Wäsche übrig hatte, trat zu den Kleinen, die am Fenster ruhig mit alten Rorken spielten, küßte sie und sagte ihnen mit leiser Stimme:

„Verhaltet euch recht artig und macht keinen Lärm! Papa schläft.“

Als sie das Zimmer verließ, vernahm man in dem niedrigen Gemache nur noch das halberstickte Lachen von Claude und Stephan. Es war zehn Uhr, und durch das halb offene Fenster fiel ein verlornener Sonnenblick herein. Das Waschhaus lag ungefähr in der Mitte der Straße, da wo das Pflaster etwas bergan stieg. Ueber einem niedrigen Gebäude erhoben sich drei riesige Wasserbehälter in Gestalt stark vernieteter Zinkcylinder; dahinter ragte der Trockenraum empor, nach allen Seiten mit dünnen Jalousien geschlossen, durch welche der Luftzug freien Spielraum hatte und man die Wäsche auf Messingdrähten trocknen sehen konnte. Rechts von den Reservoirs stieß der enge Schornstein der Dampfmaschine regelmäßig weiße Dampfwolken aus. Gervaise drängte sich, ohne erst die Kleider aufzuschürzen, durch die Thür, welche mit Bleichwasserbottichen beinahe versperrt war. Sie kannte die Besitzerin des Waschhauses bereits, eine kleine zartgebaute Frau mit krankhaften Augen, welche hinter einem Glasverschlage saß; vor ihr lagen Namenverzeichnisse, auf Regalen standen Seifensteine, Büchsen mit Waschblau und Sodapackete. Als Gervaise vorbeikam, erbat sie sich

hren Waschschlägel und ihre Bürste, welche sie bei ihrer letzten Wäsche hier gelassen hatte, und nachdem sie zugleich ihre Nummer genommen, trat sie ein.

Es war ein ungeheurer niedriger Schuppen, dessen Dachbalken auf gußeisernen Säulen ruhten, während große Fenster das Tageslicht ungehindert in die warmen Dünste strömen ließen, welche wie milchfarbener Nebel über dem Ganzen lagerten. Aus verschiedenen Ecken wallten Dampfwolken auf, die sich ausbreiteten und den Hintergrund in einen bläulichen Schleier hüllten. Eine von Seifendünsten durchzogene Feuchtigkeit schwebte beständig hernieder und verbreitete einen faden weichlichen Geruch, der zuweilen wieder von den scharfen Bleichwasserdämpfen überwogen ward. Entlang den zu beiden Seiten des Mittelganges befindlichen Waschplätzen standen die Wäscherinnen mit bis zu den Schultern entblößten Armen und bloßem Halse, während die aufgeschürzten Kleider buntfarbige Strümpfe sehen ließen. Emsig schlugen sie ihre Wäsche, schrien lachend mitten in dem Lärm einander Bemerkungen zu, dann wieder beugten sie sich über ihre Arbeit, schmutzig und durchnäßt wie von einem Plazregen, während Arme und Gesicht gerötet waren und heftig dampften. Um sie herum und unter ihnen hinweg rieselte es unaufhörlich, Eimer heißen Wassers wurden auf einen Ruck geleert, die Kaltwasserhähne träufelten ihr Naß von oben herab, unter den Wassersschlägeln quoll es hervor und von der gespülten Wäsche strömte es hernieder: all diese Wasserflut floß unablässig über die schrägen Steinfliesen dahin. Mitten in dem Geschrei, dem murmelnden Wassergeräusch und dem wilden Lärm, welcher unter der feuchten niedrigen Decke verhallte, ächzte und stöhnte die in dem feinen Nebel ganz weiß erscheinende Dampfmaschine, während das

Schwungrad mit seinen zitternden Drehungen den Riesenlärm zu regeln schien.

Indessen folgte Gervaise langsam dem Hauptgange, wobei sie ihre Blicke bald rechts bald links schweifen ließ. Sie trug ihr Wäschbündel unter dem Arme, und da sie hierbei ihre Hüfte vorbeugen mußte, so war ihr lahmer Gang ganz deutlich zu bemerken, während die Wäscherinnen emsig hin und her eilten und sie dann und wann anstießen.

„He! Kleine, hierher!“ rief Frau Boche mit grober Stimme.

Als hierauf die junge Frau links von ihr Platz genommen hatte, begann die Hausmeisterin, welche eifrig an einem Strumpfe rieb, ohne sich stören zu lassen:

„Stellen Sie sich dahin, ich habe Ihnen den Platz freigehalten. . . O! ich habe gar nicht mehr lange zu thun. Boche macht seine Wäsche fast gar nicht schmutzig. . . Nun, bei Ihnen wird es auch nicht lange dauern, nicht wahr? Ihr Packet ist ja ganz klein. Hoffentlich werden wir noch vor Mittag fertig; dann können wir zusammen frühstücken. . . Früher gab ich meine Wäsche immer einer Waschfrau in der Rue Poulet; allein diese hat mir mit ihrem Chlor und ihren Bürsten alles ruiniert. Jetzt wasche ich selbst und komme dabei viel besser weg! Es kostet ja nur die Seife. . . Sie hätten Ihre Hemden erst einweichen sollen.“

Gervaise löste ihr Bündel und breitete die Kinderhemden auseinander. Als ihr aber Frau Boche den Rat erteilte, ein wenig Lauge zu nehmen, entgegnete sie:

„O! nein, das heiße Wasser wird schon genügen. . . Ich weiß damit umzugehen.“

Sie hatte unterdessen ihre Wäsche sortiert und die einzelnen bunten Stücke beiseite gelegt. Nachdem sie hierauf ihren Waschkübel mit vier Eimern kalten Wassers

angefüllt hatte, tauchte sie die weiße Wäsche hinein; endlich zog sie ihr Kleid etwas empor, klemmte es zwischen die Beine und trat in einen neben ihr befindlichen Holzkasten, welcher ihr bis an den Leib reichte.

„Sie verstehen das Geschäft, nicht wahr?“ versetzte Frau Boche. „Sie waren Wäscherin in Ihrer Heimat, meine Gute, wenn ich mich recht erinnere?“

Gervaise hatte die Aermel in die Höhe gestrichen und begann mit ihren schönen jugendlichen Armen, welche nur an den Ellbogen leicht gerötet waren, die Wäsche abzureiben. Sie hatte eben ein Hemd auf dem schmalen, vom Wasser ausgelaugten Brett des Waschländers ausgebreitet und überstrich es auf beiden Seiten mit Seife. Noch ehe sie eine Antwort gab, ergriff sie ihren Schlägel, begann ihn zu schwingen und erwiderte dann mit lauter Stimme in abgebrochenen Sätzen:

„Zawohl, Wäscherin. . . Behn Jahre lang. . . Jetzt schon zwölf Jahre her. . . Wir gingen an den Fluß. . . Da roch es besser als hier. . . Sie hätten das sehen sollen, wir hatten da ein gemütliches Plätzchen unter den Bäumen. . . mit klarem fließendem Wasser. . . Sie wissen doch, in Plassans. . . Sie kennen Plassans, nicht? . . . bei Marjeille?“

„Das geht ja wie das Teufelhaschen!“ rief Frau Boche, ganz entzückt über die behenden Schläge des Waschholzes. „Seht mir einer dieses Frauchen an! ich glaube, die könnte Eisen schmieden mit ihren zarten Armen!“

So spann sich die Unterhaltung weiter fort, und die Hausmeisterin mußte sich zuweilen herüberbeugen, um etwas zu verstehen. Die ganze weiße Wäsche wurde geklopft und das tüchtig. Gervaise tauchte die ihrige abermals in den Waschkübel und nahm sie Stück für Stück wieder heraus, um sie ein zweites Mal einzuseifen und

abzubürsten. Mit einer Hand hielt sie hierbei das betreffende Stück auf dem Klopsbrett fest; mit der andern erfaßte sie die kurze Wandgrasbürste und strich damit von der Wäsche einen schmutzigen Schaum ab, der in langen Flocken niederfiel. Da die Bürste nur geringes Geräusch verursachte, rückten die beiden Frauen näher aneinander heran und unterhielten sich in vertraulichem Tone.

„Nein, wir sind nicht verheiratet,“ versetzte Gervaise. „Ich mache kein Geheim daraus. Ueberhaupt benimmt sich Lantier keineswegs so, daß man seine Frau zu sein wünschte. Wenn die Kinder nicht da wären, dann wüßte ich, was ich thäte . . . Ich war sechzehn und er achtzehn, als wir unser erstes bekamen. Das andre kam vier Jahre später. . . . Es ging das so, wie es immer geht, Sie wissen schon! Zu Hause gefiel es mir nicht; für jedes unrechte Wörtlein traktierte mich mein Vater Macquart mit Fußtritten. Da muß man doch wahrlich an Veränderung denken. . . Wir hätten uns auch geheiratet, allein, ich weiß nicht, ich glaube, unsere Eltern waren dagegen.“

Sie schüttelte den weißen Seifenschaum von ihren geröteten Händen und fügte hinzu: „In Paris ist das Wasser aber recht hart.“

Frau Boche that jetzt nur noch, als wäshe sie; sie machte lange Pausen bei ihrem Einseifen, lediglich um die Lebensgeschichte des jungen Frauenzimmers vollends anzuhören, welche bereits seit vierzehn Tagen ihre Neugier auf eine harte Probe stellte. Ihr Mund stand vor Staunen halb offen, und ihre großen Augen leuchteten. Mit sichtlicher Genugthuung sagte sie sich, daß sie einen solchen Zusammenhang gedacht habe.

„Ja ja, so ist es! Die Kleine schwächt zuviel, es hat sicherlich einen kleinen Streit gegeben,“ murmelte sie; darauf fuhr sie in ihrem gewöhnlichen Tone fort:

„Er betrügt sich also nicht gut?“

„Sprechen Sie nicht davon,“ entgegnete Gervaise.

„Da unten war er sehr gut gegen mich, allein seitdem wir in Paris sind, kann ich ihm nichts mehr recht machen. . . . Uebrigens muß ich Ihnen bemerken, daß seine Mutter im vergangenen Jahre gestorben ist und ihm etwa siebzeihundert Frank hinterlassen hat. Er wollte durchaus nach Paris, und da mein Vater nicht aufhörte, mich mit Schlägen zu traktieren, so beschloß ich endlich, mit ihm davon zu gehen, und so haben wir denn die Reise mit den Kindern unternommen. Mir sollte Lantier eine Wäscherei einrichten und er wollte als Gutmacher arbeiten. Wir hätten dann wirklich ganz glücklich gelebt. . . . Aber sehen Sie, Lantier ist ehrgeizig und verschwenderisch, er ist ein Mensch, der nur auf sein Vergnügen bedacht ist. Das ist schließlich keine Kunst. . . . Wir stiegen also im Hotel Montmartre ab. Da wurde sein gespeist, ausgefahren, das Theater besucht, er kaufte sich eine Uhr, mir ein seidenes Kleid; denn wenn er Geld hat, ist er ein kreuzguter Kerl. Sie begreifen wohl, wenn ich Ihnen sage, daß wir nach zwei Monaten völlig abgebrannt waren. Nun zogen wir nach dem Hotel Boncoeur, und hier fing dieses verwünschte Leben an. . . .“

Sie mußte sich unterbrechen, denn die Thränen ersticken ihre Stimme. Unterdessen war sie mit dem Abbürsten ihrer Wäsche zu Ende gekommen und murmelte nach einigem Zögern:

„Ich muß mir jetzt heißes Wasser holen.“

Jedoch Frau Boche, welcher es gerade nicht lieb war, daß diese vertraulichen Mitteilungen eine Unterbrechung leiden sollten, rief dem gerade vorübergehenden Waschdiener zu:

„Geda, Charles, Sie würden meiner Frau Nachbarin

einen großen Gefallen thun, wenn Sie ihr einen Eimer heißes Wasser holten. Die Frau hat es sehr eilig.“

Der Bursche nahm den Eimer und brachte ihn gefüllt zurück. Gervaise zahlte ihm einen Sou dafür; danach schüttete sie das heiße Wasser in ihren Kübel und seifte die Wäsche nochmals mit den Händen ein, wobei sie sich über das Klopfbrett beugte, so daß der Wasserdampf in ihren blonden Haaren emporkirbelte.

„Halt, nehmen Sie doch Soda, ich habe ja genug hier,“ bemerkte die Hausmeisterin äußerst zuvorkommend.

Mit diesen Worten schüttelte sie ihre Sodadüte über Gervaises Waschkübel aus und bot ihr auch Bleichwasser an; allein die junge Frau schlug dies aus und meinte, das sei nur gut für Fett- und Weinflecken.

„Ich glaube, er hält es gern mit den Frauen,“ erwiderte Frau Boche, ohne Lantier zu nennen, wiewohl sie ihn meinte.

Gervaise, die eifrig mit ihrer Wäsche beschäftigt war, schüttelte nur mit dem Kopfe.

„Ja, ja,“ fuhr die andere fort, „ich habe so manches bemerkt . . .“

Allein als sie jetzt die heftige Bewegung wahrte, mit welcher Gervaise sich aufgerichtet hatte, während sie sie mit geisterbleichem Gesicht anstarrte, verbesserte sie sich eiligst:

„O! nein, ich weiß nichts! . . . Er scherzt gern, glaube ich, das ist alles. . . Sie kennen doch die beiden Mädchen, Adele und Virginie, welche bei uns wohnen; nun! mit ihnen macht er immer sein Späßchen, aber mehr, das bin ich sicher, erlaubt er sich nicht!“

Die junge Frau stand immer noch aufgerichtet da, ihr Gesicht war in Schweiß gebadet und von ihren Armen

rann das Wasser herab, während ihre durchbohrenden Blicke fest auf die Sprecherin gerichtet waren.

„Wenn ich Ihnen aber sage, ich weiß nichts!“

Darauf fuhr sie etwas ruhiger mit milder Stimme fort, wie man mit einer Person spricht, der man die Wahrheit nicht gut sagen kann:

„Mir ist es, als hätte er einen recht treuherzigen Blick. . . Er wird Sie schon noch heiraten, meine Gute, ich verspreche es Ihnen!“

Gervaise fuhr sich mit der nassen Hand über die Stirn. Darauf zog sie kopfschüttelnd ein anderes Stück Wäsche aus dem Wasser. Beide verharrten eine Zeit lang schweigend, während es um sie herum im Waschhause auch stiller geworden war. Es schlug elf Uhr, und die meisten Wäscherinnen saßen auf dem Rande ihrer Waschkübel und verzehrten Würstchen mit Brot, während sie ihren Liter Wein vor sich stehen hatten. Nur die Hausfrauen, welche gekommen waren, um ihr kleines Bündel Wäsche zu reinigen, beeilten sich und blickten oft nach der über dem Bureau angebrachten großen Uhr. Man hörte nur noch vereinzelt Schläge mit dem Waschholze, während sonst sich in dem weiten Raume nur halblautes Lachen vernehmen ließ. Die Dampfmaschine indeß arbeitete rastlos weiter und es schien, als ob ihr zitterndes, ächzendes Tönen jetzt viel stärker durch den weiten Saal schallte. Bald verstummten auch die letzten Schläge, und das Schweigen wurde so vollständig, daß man sogar aus der Ferne das Geräusch der Schaufeln des Heizers hörte, wenn derselbe Steinkohlen in die Kesselfeuerung warf. Mittlerweile wusch Gervaise ihre bunte Wäsche in dem warmen Seifenwasser, welches sie noch übrig behalten hatte. Als sie damit fertig war, stellte sie einen Bod herbei und warf die einzelnen Stücke darüber. Darauf

begann sie zu spülen, während hinter ihr der Kaltwasserhahn unaufhörlich seine Flut in einen am Boden befestigten Trog ergoß, durch welchen sich zwei zum Aufhängen der Wäsche bestimmte Holzstangen zogen. Ueber denselben liefen noch zwei Stangen hin, an denen die Wäsche dann vollends abträufeln sollte.

„Nun sind wir ja glücklich fertig,“ sagte Frau Boche; „ich werde Ihnen noch vollends auswinden helfen.“

„Ach! ich danke Ihnen, das ist nicht erst nötig,“ entgegnete die junge Frau, indem sie emsig die bunte Wäsche in dem klaren Wasser bearbeitete. „Wenn ich Betttücher hätte, wollte ich nichts dagegen haben.“

Aber trotzdem mußte sie die Hilfe der Hausmeisterin annehmen. Beide wanden gerade einen schlecht gefärbten wollnen Rock aus, von dem ein gelbliches Wasser zu Boden rieselte, als Frau Boche ausrief:

„Schauen Sie! da ist ja die lange Virginie! . . . Was? will die denn hier waschen? wohl gar die vier Lumpenstückchen in dem Taschentuche?“

Gervaise hatte hastig den Kopf erhoben. Virginie stand in gleichem Alter mit ihr und war etwas größer als sie; sie war brünett und ihr Gesicht konnte, wiewohl es etwas länglich war, dennoch hübsch genannt werden. Sie trug ein altes schwarzes Kleid mit Volants und um den Hals ein rotes Band, war sorgfältig frisiert und ihr Chignon ruhte in einem blauen Chenillenetz. Mitten in dem Hauptgange blieb sie einen Augenblick stehen und zwinkerte mit den Augen, als ob sie etwas suchte; nachdem sie Gervaise bemerkt hatte, ging sie frech dicht an ihr vorüber und nahm ihren Platz ganz nahe auf derselben Seite.

„Ich möchte bloß wissen, was der in den Sinn gekommen ist!“ fuhr Frau Boche fort. „Die hat noch nie-

mals auch nur ein paar Manschetten eingeseift . . . Ach! ich gebe Ihnen die Versicherung, ein schauderhaft faules Frauenzimmer! Die will Näherin sein . . . Sie ist genau so wie ihre Schwester, die Plätterin, jene Adele, welche von drei Arbeitstagen immer zwei verbummelt! Sie weiß weder, wer ihr Vater noch wer ihre Mutter ist, und kein Mensch kann sich erklären, wovon sie eigentlich lebt. Wenn man aber da erzählen wollte!“

Frau Boche wollte damit augenscheinlich Gervaise nur zu Munde reden. In Wahrheit trank sie nur zu gern mit Adele und Virginie Kaffee, sobald die Mädchen Geld hatten. Ohne zu antworten, blieb Gervaise mit fieberhaftem Zittern bei ihrer Arbeit. Währenddem schien sie Virginie gar nicht zu beachten; allein sie hörte das spöttische Gelächter sehr wohl und merkte die zweideutigen Blicke. Virginie schien nur deshalb gekommen zu sein, um sie herauszufordern. Als sich Gervaise einen Augenblick umgedreht hatte, begegneten sich gerade Beider Blicke.

„Lassen Sie die doch in Ruhe!“ brummte Frau Boche. „Sie werden einander doch nicht etwa gar in die Haare fahren? . . . Ich sage Ihnen ja doch, die ist es nicht, mit der er es hält“

In diesem Augenblicke, als die junge Frau gerade ihr letztes Stück Wäsche aufhing, ertönte an der Thür des Waschhauses Gelächter.

„Da wollen zwei kleine Kerle zu ihrer Mutter!“ rief Charles.

Alle Frauen beugten sich vor, und Gervaise erkannte Claude und Stephan. Als diese sie bemerkten, eilten sie mitten durch die Pfützen auf sie zu, wobei ihre lose gefchnürten Schuhe auf den Steinfliesen klappten. Claude, der ältere, führte seinen kleinen Bruder an der Hand; die

Waschfrauen, an denen sie vorüberkamen, warfen ihnen zärtliche Bemerkungen zu, als sie das verlegene Lächeln der Kleinen sahen. Als sie bei ihrer Mutter angekommen waren, klammerten sie sich fest an dieselbe an und richteten ihre blonden Köpfe empor.

„Papa schickt euch wohl?“ frug Gervaise.

Aber als sie sich niederbeugte, um Stephans Schuhe festzuschnüren, gewahrte sie, daß Claude an einem Finger den Zimmerschlüssel mit dem daran hängenden kupfernen Nummerschild trug.

„Ah! du bringst mir ja den Schlüssel!“ rief sie erstaunt. „Warum denn das?“

Als das Kind den Schlüssel an seinem Finger anschaute, schien eine Erinnerung in ihm zu erwachen, und es rief mit seiner hellen Stimme:

„Papa ist fortgegangen.“

„Er hat wohl das Frühstück besorgt und euch gesagt, ihr solltet mich hier abholen?“

Einen Augenblick schaute Claude mit ungewisser zögernder Miene seinen Bruder an; endlich erzählte er in einem Atem:

„Papa ist fort. . . Er ist aus dem Bett gesprungen, er hat alles in den Koffer gethan und hat den Koffer hinuntergetragen in einen Wagen. . . Er ist fortgefahren!“

Mit kreidebleichem Gesicht, die Hände auf Wangen und Schläfe gepreßt, als ob ihr der Kopf zerbrechen müsse, erhob sich Gervaise langsam aus ihrer kauernenden Stellung. Nur ein Wort brachte sie über ihre Lippen und wiederholte wohl zwanzigmal in demselben Tone:

„Ach! mein Gott! . . . ach! mein Gott! . . . ach! mein Gott!“

Frau Boche indessen frug das Kind weiter aus und

war ganz Feuer und Flamme, in diese Geschichte eingeweiht zu werden.

„Siehst du, mein Kleiner, du mußt die Sache richtig sagen. . . . Er hat die Thür zugeschlossen und euch gesagt, ihr solltet den Schlüssel hierher bringen, nicht wahr?“

Und jetzt flüsterte sie geheimnißvoll dem kleinen Claude ins Ohr:

„Hatte er denn eine Mama mit im Wagen?“

Das Kind war einen Augenblick bestürzt; endlich begann es mit triumphierender Miene seine Erzählung wieder:

„Er ist aus dem Bett gesprungen, er hat alle Sachen in den Koffer gethan und ist fortgefahren. . .“

Als ihn hierauf Frau Boche losließ, zog er sein Brüderlein vor den Wasserhahn und beide belustigten sich damit, das Wasser herauslaufen zu lassen.

Keine Thräne kam in Gervais' Augen; gegen den Waschkübel gelehnt, preßte sie krampfhaft die Hände vor das Gesicht, während ihr Körper von innerem Froste geschüttelt ward. Zuweilen entwand sich ein langer Seufzer ihren Lippen und immer fester drückte sie die Hände auf die Augen, als wolle sie in der Nacht ihrer Verlassenheit zu Nichts vergehen. Es schien ihr, als stürze sie in einen nebelerfüllten Abgrund.

„Aber, zum Teufel! was ist Ihnen denn, meine Kleine?“ flüsterte Frau Boche.

„Ach, wenn Sie wüßten!“ brachte sie endlich mit dämpfter Stimme hervor. „Heute früh hat er mich mit meinem Shawl und meinen Hemden nach dem Leihhaus geschickt, wahrscheinlich nur um den Wagen zu bezahlen. . .“

Jetzt brachen ihre Thränen hervor. Die Erinnerung an ihren Gang nach dem Leihhaus und an die Ereignisse

dieses Morgens hatten ihrem Schmerze Luft gemacht, den sie bis jetzt unterdrückt hatte und der ihr fast die Kehle zuschnürte. Jener Gang war für sie eine Schmach, er bereitete ihr den bittersten Schmerz in aller Verzweiflung. Massenhaft strömten ihr die Thränen über das schon von ihren Händen feuchte Kinn herab, ohne daß sie dieselben zu trocknen versuchte.

„Seien Sie doch vernünftig, schweigen Sie, alle Leute schauten ja nach Ihnen,“ versetzte Frau Boche besorgt. „Wie kann man sich nur um einen Mann so sehr grämen! . . . Sie scheinen ihn also doch zu lieben, meine Beste? Sie zogen doch vorhin ganz nett gegen ihn los, und jetzt weinen Sie um ihn, daß einem das Herz zerspringen möchte . . . Mein Gott, wir Frauen sind doch zu dumm!“

Darauf fuhr sie im Ton einer besorgten Mutter fort:

„Ob das wohl erlaubt ist! Ein so hübsches Fräulein! . . . Jetzt darf man Ihnen wohl alles erzählen, nicht wahr? Nun! Sie erinnern sich wohl noch, als ich an Ihrem Fenster vorbeiging, hatte ich gleich eine Ahnung . . . Denken Sie nur, als vorige Nacht Adele wieder nach Hause kam, vernahm ich Männertritte außer den ihrigen. Ich wollte natürlich wissen, wer das sei, und schaute die Treppe hinauf. Das Herrchen war zwar schon im zweiten Stock, allein ich erkannte recht wohl den Ueberzieher des Meister Lantier. Auch Boche, der heute Morgen aufpakte, hat ihn mit der größten Seelenruhe herabkommen sehen . . . Er war natürlich bei Adele, Sie verstehen mich! Virginie hat jetzt einen Schatz, zu dem sie wöchentlich zweimal geht.“

Sie hielt einen Augenblick inne und drehte sich um; dann hub sie wieder an, indem sie ihre grobe Stimme etwas dämpfte:

„Sehen Sie einmal das herzlose Frauenzimmer, wie

sie über Ihr Weinen lacht. Ich lasse mich hängen, ihre ganze Wäscherei ist nur eine List. . . Sie hat die beiden andern fortexpediert und ist nur hierher gekommen, um Ihnen die Sache zu erzählen und zu sehen, was für ein Gesicht sie machen würden.“

Gervaise ließ ihre Hände herabsinken und schaute auf. Als sie gerade vor sich Virginie bemerkte, die, umkreist von drei oder vier Weibern, mit leiser Stimme sprach und verfängliche Blicke nach ihr hinüberwarf, geriet sie in eine tolle Wut.

Mit vorgestreckten Armen an allen Gliedern zitternd, suchte sie auf dem Boden umher; endlich stieß sie auf einen vollen Eimer, ergriff ihn mit beiden Händen und schleuderte seinen Inhalt nach ihrer Feindin.

„Was fällt Dir ein, Du Kameel!“ schrie die lange Virginie.

Sie war zurückgesprungen, so daß nur ihre Schuhe von dem trüben Naß getroffen wurden. Unterdessen strömte, durch das Weinen der jungen Frau bereits in Aufregung versetzt, das ganze Waschhaus herbei, um den Kampf zu sehen. Die einen, welche noch an ihrem Frühstück kauten, kletterten auf die Waschkübel, während die andern mit ihren von Seifenschaum triefenden Händen herbeieilten, so daß sich ein großer Kreis von Zuschauern bildete.

„Nein! dieses Kameel!“ wiederholte die lange Virginie. „Was fällt nur dem tollen Frauenzimmer ein?“

Mit vorgestrecktem Kinn und frampfhaft zuckendem Gesicht stand Gervaise da, ohne eine Antwort zu finden, denn sie besaß noch nicht die Pariser Schlagfertigkeit. Währenddem fuhr die andere fort:

„Geht mir nur mit der! In der Provinz mag sie sich nicht mehr herumtreiben; sie war noch nicht einmal

zwölf Jahre alt und trieb sich schon herum; ihr Bein hat sie auch in der Heimat gelassen.“

Ein Gelächter folgte dieser Bemerkung, und als Virginie sah, daß sie Beifall fand, trat sie einige Schritte näher, richtete sich ihrer ganzen Leibeslänge nach empor und schrie noch lauter:

„Heda! komme doch näher, ich will Dir schon Deine Sache besorgen! Weißt Du, Du brauchst uns gar nicht hier zu stören. . . Noch dazu kenne ich das Frauenzimmer nicht einmal! Wehe ihr, wenn sie mich getroffen hätte, ich hätte ihr die Sachen vom Halse gerissen; das wäre ein nettes Schauspiel gewesen! Sie mag doch wenigstens sagen, was ich ihr gethan habe! . . . Holla, Du, was hat man Dir denn gethan?“

„Schwäzen Sie nur nicht soviel,“ stammelte Gervaise. „Sie wissen recht gut, um was es sich handelt. . . Gestern Abend hat man meinen Mann in Ihrer Stube gesehen! . . . Seien Sie ja ruhig, oder, bei Gott! ich wäre im Stande, Ihnen die Kehle zuzudrücken!“

„Ihren Mann! Ach! die macht Spaß! . . . Der Gatte von Madame! als ob so ein dummes Weibsbild einen Mann haben könnte! . . . Meine Schuld ist es nicht, wenn er Dich im Striche gelassen hat. Oder habe ich ihn Dir etwa gestohlen? Man kann mich ja durchjuchen. . . Ich will Dir es nur sagen, Du bist diesem Mann zum Ekel geworden! Er war viel zu anständig für Dich. . . Trug er denn wenigstens sein Halsband? Wer von den Frauen hat denn den Gatten dieser Frau gefunden? . . . Es setzt Finderlohn. . .“

Wieder begann das Gelächter, während Gervaise immerfort nur mit leiser Stimme murmelte:

„Sie wissen recht gut, Sie wissen recht gut, was ich

meine! und wenn mir Ihre Schwester zwischen die Finger kommt, dann sei ihr Gott gnädig!“

„Jawohl, fange nur mit meiner Schwester an!“ versetzte Virginie spöttisch. „Ah! also meine Schwester! Das ist wohl möglich, meine Schwester ist freilich ein netteres Weibchen als Du. . . Aber was kümmert das mich! kann man denn nicht einmal mehr ruhig seine Wäsche hier waschen? Laß mich in Ruhe, verstehst Du? es ist nun genug Stroh gedroschen!“

Jetzt fing sie wieder an, ihre Wäsche zu bearbeiten; allein die einmal angefangenen Sticheleien ließen ihr keine Ruhe mehr, und so begann sie wieder nach einigem Schweigen:

„Nun ja, meine Schwester soll es sein! Bist Du nun zufrieden? . . . Sie sind beide sterblich ineinander verliebt. Du sollst nur sehen, wie sie sich schnäbeln! . . . Lantier meint, er habe genug von Dir!“

„Du elendes Frauenzimmer!“ heulte Gervaise außer sich, vor Wut zitternd.

Hierbei drehte sie sich um und suchte wieder auf dem Boden umher. Da sie aber nur den kleinen Waschkübel fand, so ergriff sie denselben an den Füßen und schleuderte Virginie das blaugefärbte Wasser ins Gesicht.

„Jetzt hat die Elende gar mein Kleid verdorben!“ schrie diese, deren eine Schulter ganz durchnäßt war, während von ihrer linken Hand die blaue Flüssigkeit niederströmte. „Warte, Du Schmutzliebe!“

Mit diesen Worten erfaßte auch sie einen Eimer und schüttete ihn nach der jungen Frau. Jetzt begann der eigentliche Zweikampf. Beide eilten zu den Waschständern hin, bemächtigten sich der vollen Eimer und schleuderten sie beim Zurückkeilen einander an den Kopf. Jede dieser

Szenen wurde mit lautem Getreisch begleitet, und selbst Gervaise ward jetzt redselig:

„Hier, Du Schmutzfinf! . . . Das hat wohl gefessen und wird Dich beruhigen.“

„Ah! so ein schlechtes Frauenzimmer! Da hast Du eins, da noch eins; das wird wohl endlich einmal Deinen Schmutz herunterwaschen.“

„Jawohl, ich will Dich schon waschen, Du lange Schlange!“

„Da ist noch eins! . . . Spüle Dir damit die Zähne aus und mache Deine Toilette für Deine Wache heute Abend an der Ecke der Rue Belhomme.“

Schließlich füllten sie ihre Eimer an den Wasserhähnen, und währenddem fuhren sie fort, einander mit Schimpfworten zu traktieren. Die ersten Eimer wurden ungeschickt geschleudert und trafen kaum ihr Ziel. Aber allmählich ging es besser und zuerst bekam Virginie eine volle Ladung ins Gesicht; das Wasser strömte ihr den Rücken hinab und tropfte unter dem Kleide hervor. Noch war sie ganz verblüfft, als ein zweiter Strahl sie von der Seite traf, laut klatschend an das linke Ohr schlug und ihren Chignon durchtränkte, so daß dieser sich wie ein Bindfaden aufrollte. Gervaise wurde zuerst an den Beinen getroffen; ein Eimer füllte ihre Schuhe, während zwei andere ihre Hüften überfluteten. Bald war es übrigens nicht mehr möglich, die einzelnen Würfe zu beurteilen. Die eine wie die andere waren vom Kopf bis zu den Füßen völlig durchnäßt.

„Da hört doch der Spaß auf!“ ertönte die Stimme einer Wäscherin.

Das ganze Waschhaus ergötzte sich unmäßig an dem Schauspiel. Man war etwas zurückgewichen, um nicht etwa einmal unversehens einen Schlag abzubekommen.

Beifallsklatschen ertönte, Scherze wurden laut und immer wieder hörte man das Rauschen der den Eimern entströmenden Wassermengen. Auf dem Boden bildeten sich weite Lachen und die beiden Kämpferinnen wateten bis an die Knöchel darin herum. Unterdessen sann Virginie auf Verrat; sie erfaßte plötzlich einen Eimer voll heißer Lauge, den eine ihrer Nachbarinnen für sich bestellt hatte und schüttete ihn nach ihrer Nachbarin. Ein Schrei erhob sich und man dachte nicht anders, als Gervaise sei völlig verbrüht. Allein sie trug nur am linken Fuß eine leichte Brandwunde davon und schleuderte, durch den Schmerz rasend gemacht, Virginie einen leeren Eimer unter die Beine, so daß diese zu Boden stürzte.

Da rief der ganze Chorus der Waschfrauen durcheinander: „Sie hat ihr den Fuß zerschmettert!“

„Verflucht! die andere hat sie aber verbrühen wollen!“

„Sie hat schließlich ganz Recht, die Blonde, wenn ihr der Mann weggekapert worden ist!“

Frau Boche hob schreiend die Arme gen Himmel. Sie war schlauerweise zwischen zwei Waschkübel retiriert, während Claude und Stephan sich weinend an sie anflammerten und mitten in ihrem Jammern „Mama! Mama!“ schrien. Als sie Virginie am Boden liegen sah, stürzte sie herbei, zog Gervaise zurück und wiederholte:

„Zum Geier, so geht doch endlich einmal auseinander. Hat man jemals solch eine scheußliche Mezelei gesehen?“

Allein jetzt zog sie sich mit den Kindern schnell wieder zwischen die beiden Waschkübel zurück; denn Virginie hatte Gervaise soeben an der Kehle gepackt und drückte sie, als ob sie ihr den Hals zuschnüren wollte. Diese wand sich indeß gewaltsam los und hing sich an ihren Ghignon, gerade als wolle sie ihr den Kopf herunterreißen. So begann das Gefecht von neuem; aber diesmal herrschte

unheimliches Schweigen, und man vernahm weder einen Schrei noch irgend ein Schimpfwort. Sie umschlangen einander nicht etwa, sondern fuhren einander mit den krallenartig gebogenen Fingern ins Gesicht, kratzten und kniffen blind darauf los. Es dauerte gar nicht lange, so waren das rote Band und das blaue Chenillenetz der großen Brünette herabgerissen: ihre Taille war am Halse geplagt, so daß die bloße Haut hervorschaute. Der Blonden indeß war ein Ärmel ihrer weißen Nachtjacke ausgerissen, ohne daß sie wußte, wie es kam, außerdem ließ ein Riß in ihrem Hemd die nackte Taille sehen. Stoffsegen flogen in der Luft herum . . . Zuerst sah man bei Gervaise aus drei langen, vom Munde bis unter das Kinn reichenden Kratzwunden Blut fließen, während sie bei jedem Schlage die Augen schloß, aus Furcht, eines derselben einzubüßen. Virginie blutete noch nicht. Gervaise zielte immer nach ihren Ohren und war wütend, sie nicht erreichen zu können; endlich aber erfaßte sie einen der birnförmigen Ohrringe aus gelbem Glas, zerrte daran und zerriß das Ohrläppchen, so daß nun auch hier Blut floß.

„Die schlagen einander noch tot! reißt sie auseinander, diese Schandweiber!“ ließen sich mehrere Stimmen vernehmen.

Die Wäscherinnen waren wieder näher gekommen und es bildeten sich jetzt zwei Parteien: die einen hegten die beiden Weiber zusammen wie bissige Hündinnen; die andern, welche etwas feinere Nerven zu haben schienen, wandten sich, am ganzen Leibe zitternd, ab und wiederholten unablässig, der Schreck werde sie sicherlich noch krank machen. Beinahe wäre es sogar zu einer allgemeinen Schlacht gekommen, man warf mit „herzlosen Weibern“ und „Tauge-

nichtsen“ um sich; verschiedene Arme erhoben sich und man hörte sogar schon Ohrfeigen klatschen.

Frau Boche jedoch rief ängstlich nach dem Diener des Waschhauses:

„Charles! Charles! . . . Wo steckt nur der Bursche?“

Endlich fand sie ihn in der ersten Reihe der Zuschauer mit gekreuzten Armen dastehend. Er war ein großer fideler Patron mit einem wahren Stiernacken.

„Wie! hier stehen Sie?“ rief Frau Boche, als sie ihn bemerkte. „Helfen Sie uns doch lieber, die beiden auseinander zu bringen! Sie mit Ihren Kräften können das!“

„Ach! ich danke schön! es sind noch mehr da außer mir!“ entgegnete er ruhig. „Ich soll mir wohl wieder das Auge zertragen lassen, wie neulich, nicht wahr? . . . Dazu bin ich nicht hier, da würde ich gar nicht fertig. . . Gehen Sie nur mit Ihrer Angst! Das bißchen Blut schadet denen gar nichts. Das wird sie schon besänftigen.“

Jetzt wollte die Boche gar Polizei holen. Allein die Besitzerin der Waschanstalt, jene junge zartgebaute Frau mit den krankhaften Augen, war entschieden dagegen und wiederholte mehrmals:

„Nein, nein, das will ich nicht; das bringt mein Haus in schlechtes Renommee.“

Unterdessen setzte sich der Kampf auf dem Boden fort. Plötzlich richtete sich Virginie auf den Knien empor. Sie hatte soeben einen Waschkübel ergriffen, schwang denselben und röchelte mit veränderter Stimme:

„Hier hast Du was, warte! Halte nur Deine schmutzige Wäsche bereit!“

Mit einer blitzschnellen Handbewegung erfaßte Ger-
vaise ebenfalls ein Waschkloß und hielt es wie eine Keule
erhoben, wobei auch ihre Stimme rauh erklang:

„Aha! Du willst große Wäsche. . . Gib Dein Fell her, ich will Dir's weich klopfen!“

Einige Augenblicke lang verblieben beide in dieser drohenden Stellung. Wirr hing ihnen das Haar ins Gesicht, ihre Brust wogte auf und nieder; von Schmutz starrend, mit Beulen bedeckt lagen sie auf der Lauer und warteten, um noch einmal Atem zu schöpfen. Gervaise that den ersten Streich und ihr Waschholz glitt auf Virginien's Schulter nieder. Schnell warf sie sich dann zur Seite, um dem Waschholz ihrer Feindin auszuweichen, so daß dieses nur ihre Hüfte streifte. Allmählich bekamen sie Uebung und bearbeiteten einander, wie die Waschefrauen ihre Wäsche, mit tüchtigen gleichmäßigen Schlägen. Wenn ein Schlag saß, klang es grade, als ob auf einen mit Wasser gefüllten Bottich geklatzt würde.

Die um sie herumstehenden Wäscherinnen lachten nicht mehr; verschiedene hatten sich sogar entfernt mit der Bemerkung, das könnten sie nicht mehr mit ansehen; die übrigen machten lange Hälse, aus ihren Augen funkelte die Grausamkeit und sie fanden die beiden Weiber „verflucht schneidig.“ Frau Boche hatte Claude und Stephan weggeführt, und man hörte in der Ferne das Schluchzen der Kleinen, vermischt mit den eintönigen Schlägen der beiden Waschwölzer.

Blötzlich stieß Gervaise einen gellenden Schrei aus; Virginie hatte sie soeben mit voller Wucht auf ihren bloßen Arm oberhalb des Ellbogens getroffen; sofort entstand an dieser Stelle ein roter Fleck und das Fleisch schwell an. Jetzt hieb sie noch heftiger auf ihre Gegnerin, so daß es schien, als wolle sie dieselbe totschlagen.

„Genug! genug!“ rief man von allen Seiten.

Ihr Gesicht hatte einen so schrecklichen Ausdruck angenommen, daß sich niemand in ihre Nähe wagte. Mit

übermenschlicher Kraft erfaßte sie Virginie an der Taille, stauchte sie nieder und drückte ihr Gesicht gegen die Steinfliesen, so daß die Hüften in die Luft ragten.

Abermals war ein Gelächter losgebrochen; aber bald hörte man wieder den Ruf: „Genug! genug!“ Gervaise indeß hörte nicht und schlug unermüdlich weiter.

„Hier! nimm das für Dich, das für Deine Schwester, das für Lantier. . . Wenn Du sie sehen wirst, so kannst Du es ihnen zurückzahlen. . . Paß auf! ich fange wieder von vorne an, das ist für Lantier, das für Deine Schwester, das für Dich. . .“

Man mußte Virginie aus ihren Händen reißen. Mit thränengerötetem Gesicht ergriff die große Brünette ihre Wäsche und lief in voller Bestürzung davon; sie war also besiegt. Mittlerweile brachte Gervaise den losgerissenen Ärmel ihrer Nachtjacke wieder in Ordnung und schnürte ihre Unterkleider fest. In ihrem Arm empfand sie heftige Schmerzen und bat deshalb Frau Boche, ihr die Wäsche auf die Schulter zu reichen. Die Hausmeisterin erging sich jetzt in einer langen Erzählung über den Kampf, sprach von ihrer Aufregung und wollte sie durchaus untersuchen.

„Sie haben vielleicht gar etwas gebrochen. . . Ich hörte vorhin einen Krach. . .“

Allein die junge Frau wollte fortgehen; sie würdigte die mitleidigen Bemerkungen und schwaghafte Lobreden der sie umringenden Wäscherinnen gar keiner Antwort. Als sie ihre Wäsche auf dem Rücken hatte, ging sie nach der Thür, wo ihre Kinder auf sie warteten.

„Zwei Stunden, das macht zwei Sous!“ rief ihr die Herrin des Waschauses zu, welche sich bereits wieder hinter ihren Glasverschlag zurückgezogen hatte.

„Warum zwei Sous?“ Es schien ihr jetzt unbegreif-

lich, daß man von ihr Standgeld verlangte. Schließlich zahlte sie ihre zwei Sous und ging, unter dem Gewichte der nassen Wäsche auf ihrer Schulter stark hinkend, davon; ihr Ellbogen war geschwollen, ihre Wange blutete, während sie die Knaben mit sich fortzog, die, noch schluchzend, mit ihren vom Weinen beschmutzten Gesichtern neben ihr bertrollten.

Hinter ihr vernahm man das laute Rauschen der Waschanstalt. Die Wäscherinnen hatten ihr Frühstück verzehrt und schlugen jetzt wieder kräftig drauf los, wobei ihre Gesichter vor Freude strahlten, sie waren augenscheinlich durch die Prügelei zwischen Gervaise und Virginie erheitert. Man sah nunmehr von neuem längs der Waschständer die Arme sich eifrig regen, sah die ausdruckslosen Gesichter und die maschinenmäßig sich auf- und niederbeugenden Gestalten. Von einem Ende der Gänge zum andern entspann sich eine lebhafteste Unterhaltung; laute Rufe, Gelächter ließen sich vernehmen, unterbrochen von dem quirlenden Tosen der Wassermengen. Aus den Hähnen strömte das nasse Element, aus den umgeschütteten Eimern ergoß es sich, und wie ein endloser Strom floß es unter den Schlagständern dahin. Rötliche Dampfwolken stiegen in dem riesigen Saale auf, nur hier und da durch die goldigen Sonnenstrahlen durchbrochen, welche durch die Risse der Vorhänge hereinschlüpften.

Als Gervaise die nach dem Hotel Boncoeur führende Allee betrat, begann sie wieder zu weinen. Es war dies eine enge finstere Straße, auf der sich längs den Häusern ein Kinnstein voll schmutzigen Wassers hinzog; bei dem emporsteigenden widerlichen Geruche dachte sie an die letzten vierzehn Tage zurück, die sie mit Lantier verlebt hatte, an die Tage des Elendes und Unfriedens, deren

Erinnerung sie wie eine brennende Wunde quälte, zumal da sie sich jetzt so ganz verlassen fühlte.

Oben lächelte die Sonne freundlich durch das offene Fenster des ärmlichen Zimmers, und in ihrem goldenen von Stäubchen durchwirbelten Schimmer erschienen die schwarzgerußte Decke und die Wände mit ihren zerfetzten Tapeten in ihrer vollen Kläglichkeit. An einem Nagel über dem Kamine hing nur noch ein kleines Frauenhalstuch, wie ein Bindfaden zusammengedreht. Das Kinderbett war in die Mitte des Zimmers gerückt, so daß man die Kommode überblicken konnte, deren geöffnete Schubkästen ihre leeren Wände zeigten. Lantier hatte sich gewaschen und zugleich den letzten Rest der in eine Spielkarte gewickelten Pomme aufgebraucht; man sah noch das fettige Wasser im Waschbecken. Nichts hatte er vergessen und die Ecke, in welcher bislang der Koffer gestanden hatte, starrte Verwaise öde und leer entgegen. Selbst der kleine Spiegel war nicht mehr zu finden. Von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, schaute sie nach dem Kamin, das zart rosafarbene Packet zwischen den beiden ungleichen Zinkleuchtern war verschwunden; Lantier hatte also auch die Pfandscheine mitgehen heißen. Sie hing ihre Wäsche auf eine Stuhllehne; starr blieb sie stehen, ihre prüfenden Blicke schweiften über die Möbel dahin und sie war so sehr vom Schrecken überwältigt, daß selbst ihre Thränen aufgehört hatten zu fließen. Nur noch ein Sou befand sich in ihrem Vermögen. Als sie jetzt Stephan und Claude, die sich schon wieder getröstet hatten, am Fenster scherzen hörte, trat sie zu ihnen, umarmte sie zärtlich und war einige Momente ganz in den Anblick der Straße verloren, wo sie am Morgen das erwachende Arbeiterleben der Riesenstadt beobachtet hatte. Gegenwärtig strahlte das durch die rastlose Thätigkeit des Tageslebens

gleichjam erhitzte Pflaster eine glühende Hitze aus über das Häusermeer hinter der Stadtmauer. Auf dieses Pflaster mit seiner unerträglichen Hitze sah sie sich und ihre Kinder jetzt ganz allein hinausgetrieben; bald rechts, bald links glitten ihre Blicke über die äußern Boulevards; ein dumpfer Schrecken lähmte sie und es schien ihr, als müsse ihr Leben in Zukunft beständig zwischen der Grausamkeit eines Schlachthauses und dem Jammer eines Hospitales dahinschwinden.

Zweites Kapitel.

Drei Wochen später saßen an einem schönen sonnigen Tage Gervaise und der Zinkarbeiter Coupeau zusammen in der Kneipe „Die Rattenfalle“ des Vaters Colombe, wo sie sich an in Schnaps eingemachten Pflaumen delectierten. Coupeau hatte, während er gemütlich auf dem Trottoir seine Zigarette rauchte, Gervaise getroffen, als sie gerade nach ihrer Wohnung zurückkehren wollte, und hatte sie genötigt, mit ihm hier einzukehren. Ihr großer viereckiger Wäschkorb stand neben ihr hinter dem kleinen Zinktisch auf dem Boden.

Die „Rattenfalle“ des Vaters Colombe lag an der Ecke der Rue des Poissonniers und des Boulevards von Rochefouart. Das Schild zeigte in langen blauen Buchstaben von einem Ende zum andern das einzige Wort: „Distillation.“ Am Eingange standen in zwei Fapfhälften staubige Oleanderbäume. Links davon dehnte sich die riesige Ladentafel aus mit ihren Gläserreihen, ihrer Fontaine und ihren zinnernen Maßen, während der weite Saal ringsum mit großen hellbraunen gestrichenen Tonnen ausgeschmückt war, deren Lack, Reifen und Kupferhähne spiegelblank glänzten. Die Wände oberhalb davon waren

mit Liqueurflaschen, Fruchtpokalen und allerhand Phiolen verdeckt, die wohlgeordnet auf Regalen standen und deren bald lebhaft apfelgrüne, bald blasse Farbe man in dem Spiegel hinter dem Ladentische wiedererblickte. Allein die Hauptmerkwürdigkeit des Hauses war hinter einer Eichenholzbarriere in einem glasüberdachten Hofe zu sehen, nämlich der Destillierapparat, der mit seinen langhalsigen Destillierkolben, mit seinen bis unter den Boden reichenden Kühlrohren beständig arbeitete gleich einer wahren Teufelsküche.

Gegenwärtig war Frühstückszeit und die „Rattenfalle“ nur spärlich besucht. Vater Colombe, ein dicker, vierzigjähriger Mann, bediente gerade ein Mädchen von etwa zehn Jahren, welches für vier Sous Brantwein verlangte. Durch die Thür drang das Sonnenlicht herein und erwärmte den durch das Ausspudden der Raucher stets feuchten Fußboden. Vom Ladentische, von den Fässern, kurz aus dem ganzen Saal stieg ein Alkoholdunst auf, welcher die tanzenden Sonnenstäubchen anzuschwellen und zu berauschen schien. Unterdessen drehte sich Coupeau eine neue Zigarette. Er trug eine saubere kurze Jacke, ein blaues Leinwandmützchen, und aus seinem lächelnden Gesicht strahlten die perlenweißen Zähne. Seine Unterlippe war etwas aufgeworfen, die Nase leicht abgestumpft und aus seinen kastanienbraunen Augen leuchtete ein Zug fröhlicher Gutmütigkeit. Sein dichtes krauses Haar stand starr empor, während seine Haut noch die ganze Zartheit und Frische des sechsundzwanzigjährigen Mannes zeigte. Ihm gegenüber saß Gervaise im bloßen Kopf in ihrem Nieder von schwarzem Orleans und verzehrte ihre Pflaumen. Beide hatten ihren Platz nach der Straße zu am ersten der vier Tische eingenommen, welche entlang der Ladentafel standen.

Als der Zinkarbeiter seine Zigarette in Brand gesetzt hatte, stemmte er die Ellenbogen auf den Tisch und betrachtete vorgebeugt einige Augenblicke lang sprachlos das junge Weib, dessen hübsches Gesicht wie durchsichtiges feines Porzellan erglänzte. Endlich wagte er eine Anspielung auf eine zwischen ihnen schon besprochene, sonst niemand bekannte Angelegenheit und legte ihr mit gedämpfter Stimme die einfache Frage vor: „Also nein? Sie sagen nein?“

„O! sicherlich nein, Herr Coupeau,“ entgegnete Ger-
vaise mit ruhigem Lächeln. „Sie werden doch hoffentlich nicht hier mit mir davon sprechen? Sie hatten mir doch das Versprechen gegeben, vernünftig zu sein . . . Wenn ich das gewußt hatte, so wäre ich Ihrer Einladung nicht nachgekommen.“

Ohne ein Wort zu erwidern, verwandte er mit fester Zärtlichkeit kein Auge von ihr und schien sich besonders für ihre Mundwinkel zu begeistern, die mit ihrer blassen leichten Rosafarbe sich von dem lebhaften Rot des Mundes abhoben, welches zum Vorschein kam, sobald sie lächelte. Dennoch blieb sie mit ruhiger Teilnahme in seiner Nähe sitzen und fuhr endlich nach einigem Schweigen fort:

„Sie sollten sich wahrlich diesen Gedanken aus dem Kopfe schlagen! Ich bin eine alte Frau und habe schon einen großen Burschen von acht Jahren . . . Man merkt sofort, daß Sie noch mit keiner Frau zusammen gelebt haben . . . Nein, Herr Coupeau, ich muß an ernste Sachen denken. Das ewige Schöngethue führt zu nichts, merken Sie sich das! Ich habe zu Hause zwei Burschen zu ernähren, und die verlangen etwas! Wie sollte ich denn das kleine Volk erziehen können, wenn ich nur auf Tändelei bedacht wäre? . . . Und dann, wissen Sie, ist mein Unglück

für mich eine gute Lehre gewesen. Die Männer kümmern mich jetzt gar nicht mehr.“

Sie sprach dies ohne alle Aufregung und mit kalter Besonnenheit, als ob es sich um irgend eine Frage ihres Handwerks handelte und sie etwa die Gründe anzugeben hätte, warum sie ein Halstuch nicht vollständig in die Stärke eintauche. Man merkte, daß sie diesen Entschluß nach reiflicher Ueberlegung gefaßt hatte.

Coupeau versetzte düster:

„Sie thun mir wirklich recht weh . . .“

„Jawohl, das sehe ich,“ entgegnete sie; „Sie thun mir deshalb leid, Herr Coupeau . . . Das darf Sie indes nicht verlegen. Mein Gott! wenn ich lustig sein wollte, so möchte ich es am liebsten mit Ihnen sein, Sie sind ein guter artiger Mensch, und wir würden uns schon zusammen vertragen, nicht wahr? Wir würden uns eben nach der Decke strecken. Ich will ja gar nicht vornehm thun und behaupte durchaus nicht, daß das unmöglich gewesen wäre . . . Doch wozu nützt es, da ich kein Verlangen danach trage? Ich bin nun schon vierzehn Tage bei Frau Fauconnier; die Kleinen gehen zur Schule; ich arbeite und bin zufrieden . . . Ist das nicht gut so? Also ist es am besten, ein jeder bleibt für sich!“

Sie beugte sich jetzt nieder, um ihren Wäschekorb aufzuheben, und fuhr fort:

„Sie lassen mich ruhig hier plaudern, während ich bei der Prinzipalin sehnlichst erwartet werde . . . Gehen Sie nur, Herr Coupeau! Sie können eine hübschere Person, als ich bin, finden, die nicht zwei kleine Würmchen mit sich herumzuschleppen hat.“

Mit einem Blick nach der großen Uhr über den Spiegel sprang er auf und rief, sie festhaltend:

„Warten Sie doch! Es ist erst fünfunddreißig Mi-

nuten über elf . . . Ich habe noch fünfunddreißig Minuten Zeit. Sie fürchten sich doch nicht etwa vor mir? der Tisch ist ja zwischen uns . . . Also ich bin Ihnen so sehr zuwider, daß Sie mir nicht einmal noch ein paar Minuten gönnen, mit Ihnen zu plaudern?"

Wieder setzte sie ihren Korb auf den Boden, um sich ihm gegenüber nicht unfreundlich zu zeigen, und die Unterhaltung ging in freundschaftlichem Tone fort. Sie hatte gegessen, bevor sie an das Austragen ihrer Wäsche gegangen war, während er an diesem Tage eiligst seine Suppe und sein Rindfleisch verilgt hatte, um sie ja nicht zu verpassen. Während Gervaise freundlichst auf seine Fragen antwortete, schaute sie zwischen den Pokalen mit eingemachten Früchten hindurch auf die Straße, wo jetzt um die Frühstückszeit ein außerordentliches Gedränge herrschte. Auf den beiden Trottoirs zwischen den engen Häuserreihen sah man die Leute teils in geschäftiger Eile umherlaufen, teils behaglich dahinschlendern, so daß ein beständiges Straßendrängen entstand. Arbeiter, welche sich bei ihrer Beschäftigung verspätet hatten, eilten mit langen Schritten über die Straße und traten gegenüber in einen Bäckerladen, von wo sie mit einem Pfund Brot unter dem Arm zurückkamen, um dann drei Häuser weiter im „Zweiköpfigen Kalb“ eine Portion für sechs Sous zu verspeisen. Ueber dem Bäcker hielt eine Gemüsehändlerin Braikartoffeln und in Peterfilie gekochte Seemuscheln feil; unaufhörlich sah man hier die Arbeiterinnen in ihren langen Schürzen sich drängen und sich bald eine Düte Kartoffeln, bald eine Tasse voll Seemuscheln kaufen; andere wieder, darunter hübsche Mädchen in bloßem Kopfe und mit zartem Gesicht, kauften sich ein Bündel Radieschen. Währenddem erblickte man auf der selbst bei schönem Wetter insolge des starken Verkehrs unsaubereren Straße bereits aus den Gartüchen

Arbeiter hervorströmen, welche sich im Wohlgefühl ihres geillten Hungers schmunzelnd auf den Bauch klopfen und gruppenweise langsam durch die drängende, stoßende Menge dahinschlenderten.

Eine dieser Gruppen haite vor der Thür der „Rattenfalle“ Halt gemacht.

„Sage einmal, Bibi-la-Grillade,“ frug eine rauhe Stimme; „willst Du nicht einige Gläschen Bitriol zum besten geben?“

Die fünf Arbeiter traten ein und blieben stehen. „Ah! Vater Colomb ist doch ein rechter Spitzbube!“ fuhr die Stimme fort. „Wissen Sie, wir wollen alten haben und nicht etwa solche Rußschalen voll, sondern ordentliche Gläser!“ Ohne sich stören zu lassen, schenkte Vater Colomb ein, als noch drei Arbeiter eintraten. Allmählich sah man immer mehr Blousenmänner an der Ecke des Trottoirs stehen bleiben und schließlich sich zwischen den beiden bestaubten Oleanderbäumen ins Lokal hereindrängen.

„Sie sind doch zu albern! nichts als dummes Zeug haben Sie im Kopfe!“ jagte Gervaise zu Coupeau. „Es ist keine Frage, ich bin ihm schrecklich gut gewesen . . . Allein nachdem er mich so schändlich hat sitzen lassen . . .“

Sie sprachen von Lantier. Gervaise hatte ihn nicht wiedergesehen und war der Meinung, er lebe mit Virginien's Schwester zusammen in der Glaciere bei jenem guten Freunde, der die Hutfabrik hatte einrichten sollen. Uebrigens, meinte sie, falle es ihr gar nicht ein, ihm nachzulaufen. Zuerst zwar habe es ihr bitteren Kummer gemacht, so daß sie beinahe ins Wasser gesprungen sei; allein jetzt habe sie sich wieder beruhigt und denke, es müsse sich alles zum besten wenden. Vielleicht hätte Lantier ihren Kleinen niemals eine ordentliche Erziehung angeheißen lassen können, da er zu viel Geld für sich brauchte. Er könne ruhig

kommen, wenn er einmal Sehnsucht nach Claude und Stephan empfinde; sie werde ihm die Thür nicht weisen. Nur solle er sie selbst in Ruhe lassen; lieber wolle sie sich in Stücke hauen, als sich von ihm mit einer Fingerspitze berühren lassen. Das alles sagte sie in entschlossenem Tone, als stehe gleichsam ihr fernerer Lebensplan unumstößlich fest.

„Sie haben sie also geschlagen?“ bemerkte er endlich. „O! das ist gar nicht hübsch von Ihnen! Sie prügeln ja schließlich jedermann.“

Ein herzhaftes Lachen ihrerseits unterbrach ihn. Gewiß, entgegnete sie, habe sie der Virginie, der langen Hopfenstange, eine Portion Prügel verabreicht. Uebrigens wäre sie an jenem Tage im Stande gewesen, den ersten besten zu erwürgen. Und noch stärker begann sie zu lachen, als Coupeau ihr erzählte, Virginie sei aus Verzweiflung darüber, sich damals eine Blöße gegeben zu haben, vor gar nicht langer Zeit aus dem Viertel fortgezogen. Ihr Gesicht bewahrte einen sanften kindlichen Ausdruck; wie abwehrend streckte sie ihre vollen runden Hände vor und wiederholte, sie werde keiner Fliege etwas zu leide thun; sie wisse nur deshalb, was Schläge zu bedeuten haben, weil ihr selbst schon in ihrem Leben eine tüchtige Portion davon zu teil geworden sei. Hiernach kam sie auf ihre Jugendzeit in Plassans zu sprechen. Sie sei durchaus nicht den Männern nachgelaufen, denn diese erregten ihr Widerwillen, aber als Lantier zu ihr in ihrem sechzehnten Jahre in ein Verhältnis getreten sei, so habe sie das deshalb ganz nett gefunden, weil er sich immer „ihren Mann“ genannt und sie geglaubt habe, sie spielten nur. Sie sehe übrigens ihrer Mutter sehr ähnlich, einer tüchtigen Arbeiterin, die schließlich an Erschöpfung gestorben sei, weil sie sich länger als zwanzig Jahre für den Vater Macquart habe quälen

müssen. Im Vergleich zu ihrer Mutter sei sie noch schwächlich zu nennen, denn diese habe Schultern gehabt, um Thüren damit einzustößen. Aber trotzdem ähnele sie ihr ganz in der Sucht, sich an Leute anzuschließen. Auch die Eigentümlichkeit ihres ein wenig hinkenden Ganges habe sie von ihrer Mutter, welche ihr Vater Macquart krumm und lahm geschlagen habe. Tausendmal habe diese von den Nächten erzählt, wo der Vater betrunken nach Hause gekommen sei und ihr dann aus lauter Fröhlichkeit die Knochen zer schlagen habe. „Sie haben einen komischen Geschmack, wenn Sie sich in eine Lahme verlieben können,“ beschloß sie ihre Erzählung.

Da beugte er sich, während seine Ellbogen noch immer auf dem Tische ruhten, näher zu ihr und sagte ihr allerhand Schmeicheleien der vertraulichsten Art, als wolle er sie damit trunken machen. Allein sie ließ sich nicht be-
thören, wiewohl ihr diese schmeichelnde Stimme gar wohl gefiel. Sie hörte ihn an, während ihre Blicke nach der Straße gerichtet waren und sie wieder an dem wachsenden Getümmel Interesse zu nehmen schienen. Die Läden hatten sich jetzt geleert und wurden ausgefegt; die Gemüsehändlerin nahm ihre letzte Pfanne voll Bratkartoffeln weg, während der Fleischer die auf seiner Ladentafel bunt umherstehenden Teller wieder in Ordnung setzte. Auf dem Trottoir und der Straße wälzte sich der breite Menschenstrom hin, und aus den offenen Thüren strömten immer neue Massen hervor, blieben mitten in dem Wagengetümmel stehen und bildeten einen langen Zug, in welchem man die Blousen, die kurzen Arbeitsjacken und alten Ueberröcke unterschied; das alles erschien überflutet von dem bleichen Sonnenlicht, welches auf die Straße fiel. In der Nähe ertönten die Fabriksglocken: allein die Arbeiter beeilten sich deshalb durchaus nicht und zün-

deten ruhig ihre Pfeifen wieder an; endlich entschlossen sie sich, den Weg nach der Werkstatt langsam wieder einzuschlagen, wobei sie einander aus den verschiedenen Ecken heranziefen. Gervaise ergöhte sich an dem Anblick von drei Arbeitern, einem großen und zwei kleinen, welche sich alle zehn Schritte umdrehten und schließlich die Straße herab gerade auf die „Rattenfalle“ des Vaters Colomb zukamen.

„Ah!“ murmelte sie, „die drei scheinen auch gerade nicht viel Lust zur Arbeit zu haben!“

„Den großen kenne ich,“ versetzte Coupeau; „es ist Mes=Bottes, ein Kamerad von mir.“

Die „Rattenfalle“ hatte sich unterdessen gefüllt. Lebhaftere Unterhaltung entspann sich, und einzelne Rufe ertönten bisweilen aus dem dumpfen Gemurmeln der heisern Stimmen. Dann und wann erkirrten die Gläser, wenn ein Faustschlag auf den Ladentisch niederdröhnte. Alle standen, teils mit verschränkten Armen, teils die Hände auf dem Rücken, da, und die Trinker bildeten kleine dichtgedrängte Gruppen; zahllose Gäste mußten vor den Fassern viertelstundenlang warten, ehe sie bei Vater Colomb ihr Gewünschtes bestellen konnten.

„Was! da ist ja auch der Gede Cadet=Cassis!“ rief Mes=Bottes und klopfte Coupeau in rauher Weise auf die Schulter. „Ein nettes Herrchen, das raucht nobel Zigaretten und trägt fein gebügelte Wäsche! . . . Er will sich vor seiner Liebsten zeigen und bezahlt ihr Süßigkeiten!“

„Laß mich doch in Ruhe!“ erwiderte Coupeau unwillig.

Der andere aber fuhr fort zu spötteln.

„Sei nur ruhig, mein Lieber, wir wissen das schon . . . Spürnasen bleiben Spürnasen, damit genug!“

Er wandte sich ab, nachdem er Gervaise noch einen

durchbohrenden Blick zugeworfen hatte, vor welchem diese erschreckt zurückbebt. Der Tabaksqualm und die Ausdünstung aller der zahlreichen Menschen, untermischt mit der alkoholschwangern Luft, versetzte ihr den Atem, so daß sie zu husteln anfing.

„Ach! das Trinken ist doch eine zu häßliche Angelegenheit!“ flüsterte sie.

Dann erzählte sie, wie sie früher immer mit ihrer Mutter in Blassans Anisette getrunken habe. Aber eines Tages sei sie an dem Zeug beinahe umgekommen und das habe ihr einen solchen Ekel verursacht, daß sie den Schnaps nicht mehr sehen könne.

„Schauen Sie,“ fügte sie hinzu und deutete auf ihr Glas, „meine Pflaume habe ich gegessen, aber diese Brüh muß ich stehen lassen, weil mir sicherlich sehr übel darnach werden würde.“

Auch Coupeau begriff nicht, wie man ganze Gläser Branntwein auf einmal hinunterstürzen könne. Dann und wann eine Pflaume in Schnaps, meinte er, das lasse sich schon hören. Was aber Vitriol, Absinth und alle die andern elenden Getränke anbetreffe, profit Mahlzeit! das könne ihm gestohlen werden. Seine Kameraden möchten ihn immerhin bespötteln, wenn er mit ihnen nicht in die Branntweinläden ginge. Sein Vater, der auch Zinkarbeiter gewesen sei, habe sich an einem solchen Zechtage in der Rue Coquenard den Schädel zerschmettert, indem er von der Dachrinne des Hauses Nr. 25 herabgestürzt sei. Dieses Ereignis diene der ganzen Familie als warnendes Beispiel. Wenn er jetzt durch die Rue Coquenard ginge und die Stelle sähe, so wolle er lieber das Wasser aus dem Kinnstein trinken, als ein Glas umsonst bei dem Schnapswirt. Er schloß mit der Bemerkung:

„Bei unserm Handwerk muß man sicher auf den Beinen stehen.“

Gervaise hatte ihren Korb wieder in die Hand genommen. Trotzdem blieb sie noch sitzen, hielt denselben auf dem Schoße, während ihre Blicke träumerisch umherstreichten, als ob die Worte des jungen Arbeiters die Erinnerung an vergangene Tage in ihr wachriefen. Endlich sagte sie langsam und bedächtig:

„Du lieber Gott! ich bin nicht ehrgeizig und mache bescheidene Ansprüche . . . Mein schönstes Glück wäre es, wenn ich ruhig arbeiten könnte, immer satt zu essen hätte und ein kleines Plätzchen zum Schlafen mein Eigen nennen dürfte; Sie wissen schon, ein Bett und zwei Stühle, nicht mehr. . . Ach! und wenn es möglich wäre, möchte ich auch meine Kinder zu guten Bürgern erziehen . . . Noch einen sehnlichen Wunsch habe ich, nämlich den, nicht mehr mit Schlägen traktiert zu werden, sobald ich wieder einmal ein Eheleben anfangen sollte; nein, ich finde wirklich kein Gefallen daran, geprügelt zu werden . . . Sehen Sie, weiter begehre ich nichts . . .“

Mit fragendem Blicke schaute sie auf ihn und schien nichts mehr sagen zu wollen. Darnach hub sie nach einigem Zögern wieder an:

„Ja, schließlich könnte man noch den Wunsch begen, in seinem eigenen Bett zu sterben. . . Auch ich möchte, nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich matt und müde gearbeitet habe, gern zu Hause in meinem Bett sterben.“

Mit diesen Worten stand sie auf, während Coupeau ihre Wünsche vollkommen billigte und wegen der vorge-schrittenen Zeit besorgt war. Allein sie gingen noch nicht sogleich weg; sie war vielmehr neugierig geworden und wollte den kupfernen Destillationsapparat hinter der Eisen-

holzbarriere betrachten, welcher unter dem hellen Glasdache des kleinen Hofes in Thätigkeit war; der Zinkarbeiter hatte sie begleitet und erklärte ihr jetzt die verschiedenen Vorgänge, wobei er mit dem Finger auf die einzelnen Teile des Apparates deutete, unter anderm auf die riesige Retorte, aus welcher ein durchsichtiger Alkoholstrahl hervorströmte. Der Destillierapparat mit seinen absonderlich geformten Vorlagen und seinen endlos gewundenen Rohren machte einen unheimlichen Eindruck; nicht ein einziges Rauchwölkchen drang daraus empor, und kaum vernahm man im Innern ein Zischen und leises unterirdisches Röcheln. Es war gerade als ob am hellen Tage hier ein gewaltiges düsteres und stummes Wesen ein Werk der Nacht vollbrächte. Unterdessen waren auch Mes-Bottes und seine beiden Kameraden an die Barriere gekommen und warteten hier, bis ein Plätzchen an der Ladentafel frei würde. Lachend schüttelte dieser mit dem Kopfe und warf unaufhörlich zärtliche Blicke nach der Berauschungsmaschine. Poß Wetter! die war wirklich nett! In diesem großen Kupferkessel, meinte er, sei wirklich genug, um sich acht Tage lang die Gurgel zu baden. Am liebsten möchte er das Ende des Schlangentrohres zwischen den Zähnen haben, damit das noch heiße Vitriol ihn anfüllen, ihn immer und immer wieder wie ein kleiner Bach durchrieseln könne. Verwünscht! er würde sich dann nicht mehr ärgern, denn dann wären wenigstens die Fingerhüte, wie sie der Esel, der Vater Colomb, verschenke, durch etwas Ordentliches ersetzt! Stumm regte sich unaufhörlich die Maschine; keine Flamme erglänzte und traurig schimmerten die düstern Reflexe des Kupfers, während rastlos der Alkoholschweiß herabfloß, gleich einer langsamen nie verfliegenden Quelle.

Jetzt trat Gervaise, von einem leisen Schaudergefühl

erfaßt, einige Schritte zurück und flüsterte mit erzwungenem Lächeln:

„Zu dumm, mich friert es, wenn ich diese Maschine ansehe . . . mich schüttelt es vor diesem Gebräu . . .“ Doch ihr Lieblingsgedanke drängte sich wieder vor und so fuhr sie fort: „Nun, nicht wahr? das wäre doch viel besser: arbeiten, satt zu essen haben, sein Stübchen besitzen, die Kinder erziehen und endlich im eigenen Bett sterben . . .“

„Und keine Prügel bekommen!“ fügte Coupeau scherzhaft hinzu. „Aber ich würde Sie ja gar nicht schlagen, Frau Gervaise, wenn Sie meinen Wunsch erfüllen wollten . . . Da können Sie ruhig sein, ich betrinke mich nie, denn ich habe Sie zu sehr lieb . . . Nun, heute Abend sehen wir uns wohl wieder, da können wir ein wenig zusammen sein.“

Dies sagte er ihr mit leiser Stimme ins Ohr, während sie sich mit ihrem Korbe einen Weg durch die Menge der Gäste bahnte. Aber immer wieder schüttelte sie mit dem Kopfe, wiewohl sie sich umdrehte und ihm zulächelte, als sei sie glücklich darüber, zu hören, daß er sich nicht betrinke. Ganz sicherlich wäre sie seinem Wunsche nachgekommen, wenn sie nicht feierlichst geschworen hätte, nie wieder zu einem Manne in nähere Beziehung zu treten. Endlich gelangten beide an die Thür und traten hinaus. Hinter ihnen stand die „Rattenfalle“ gedrängt voll und erfüllte die Straße mit dem rauhen Stimmengewirr und dem Schnapsgeruche. Man konnte Mes-Bottes' Stimme unterscheiden, wie er Vater Colomb einen Schurken nannte und ihn beschuldigte, daß er sein Glas nur halbvoll gefüllt habe. Er sei, bemerkte er, ein guter Kerl, der sich viel gefallen lasse, aber das sei ihm zu viel und er würde nicht wieder in dieses Loch kommen. Deshalb

machte er seinen beiden Kameraden den Vorschlag, mit ihm nach dem „Kleinen Käusperling“ zu gehen, einer Schnapskneipe in der Nähe der Barriere Saint-Denis, wo man noch ein gutes und reichliches Glas reinen Schnaps bekomme.

„Ach! hier wird einem erst wieder wohl,“ sagte Gervaise draußen auf dem Trottoir. „Nun! so leben Sie wohl, Herr Coupeau, ich danke Ihnen bestens . . . Ich muß jetzt eilen.“

Schon war sie im Begriff, den Boulevard zu überschreiten; er aber hielt sie an der Hand fest und versetzte: „Kommen Sie doch mit mir durch die Rue de la Goutte-d'Or, Sie kommen da gar nicht später. . . Ich muß erst einmal zu meiner Schwester, ehe ich wieder auf den Bauplatz gehe, und so können wir einander Gesellschaft leisten.“

Endlich nahm sie seinen Vorschlag an, und beide gingen langsam nebeneinander durch die Rue des Poissonniers. Er sprach mit ihr über seine Familienverhältnisse und erzählte, seine Mutter sei früher Näherin gewesen, müsse sich aber jetzt wegen ihrer trüben Augen durch Aufwartungen etwas verdienen. Am dritten des vergangenen Monats sei sie sechsundsechzig Jahre alt geworden. Er selbst sei der jüngste; eine seiner Schwestern, Frau Verat, eine Wittve von sechsunddreißig Jahren, arbeitete künstliche Blumen und wohne in der Rue des Moines in Batignolles. Die andere sei dreißig Jahre alt und mit einem Goldarbeiter verheiratet, nämlich mit dem griesgrämigen Lorilleux. Zu dieser Schwester gehe er eben nach der Rue de la Goutte d'Or; sie wohne in dem großen Hause links und er esse abends meistens bei Lorilleux, was für alle drei eine Ersparnis sei. Jetzt wolle er nur bei ihnen vorsprechen, um die Mitteilung zu machen, daß

sie nicht auf ihn warten sollten, da er heute von einem Freunde eingeladen sei.

Gervaise hatte ihn bisher ruhig angehört; nunmehr aber frug sie lächelnd:

„Sie heißen also Cadet-Cassis, Herr Coupeau?“

„D!“ entgegnete er, „diesen Spitznamen haben mir nur meine Freunde gegeben, weil ich gewöhnlich Johannis-beerschnaps trinke, wenn sie mich einmal gewaltsam in eine Weinkneipe schleppen. . . Man kann doch ebensowohl Cadet-Cassis heißen wie Mes-Bottes, nicht wahr?“

„Ganz gewiß,“ erwiderte die junge Frau, „Cadet-Cassis klingt ganz nett.“

Darauf befrug sie ihn über sein Geschäft. Er arbeite, meinte er, noch immer hinter der Stadtmauer am neuen Hospital. Ach! an Arbeit fehle es ihm nicht, und er werde diesen Bauplatz unter einem Jahre sicherlich nicht verlassen, denn es sei noch eine Unmenge von Gufrohren anzubringen.

„Wissen Sie,“ bemerkte er, „wenn ich da oben stehe, kann ich das Hotel Boncoeur sehen. . . Gestern standen Sie am Fenster, und ich habe mit den Armen gewinkt; allein Sie haben mich nicht bemerkt.“

Sie waren bereits etwa hundert Schritt in der Rue de la Goutte d'Or gegangen, als er aufblickend stehen blieb und sagte:

„Hier ist das Haus. . . Ich selbst bin weiter oben in Nr. 22 geboren. . . Ist das nicht ein tüchtiges Gebäude? Ich sage Ihnen, es ist darin gerade wie in einer Kaserne.“

Gervaise überflog mit einem prüfenden Blicke die Vorderfront. Nach der Straße heraus zeigte das Gebäude fünf Stockwerke mit je fünfzehn Fenstern, deren theils zerbrochene schwarze Jalousien diesem riesigen Mauer-

werk den Charakter einer Ruine verliehen. Unten im Erdgeschoß befanden sich vier Läden: rechts von der Thür eine geräumige schmutzige Garküche, links ein Kohlenhändler, ein Gewürzkrämer und eine Schirmhändlerin. Das Haus erschien um so kolossaler, als es sich zwischen zwei kleinen schmutzigen Gebäuden erhob, die in ihrer Jammergestalt wie daran geklebt aussahen. Besonders aufmerksam betrachtete Gerbaise das große runde Thor, welches bis zum zweiten Stockwerk emporreichte und durch das man auf einen großen, vom Tageslichte bleich erhellten Hof schauen konnte. Inmitten dieser wie eine Straße gepflasterten Einfahrt zog sich ein Kinnstein hin, der mit einem blakrot gefärbten Wasser angefüllt war.

„Kommen Sie doch herein,“ bemerkte Coupeau, „es wird Ihnen nichts zu Leide geschehen.“

Wiewohl Gerbaise auf der Straße warten wollte, so konnte sie doch nicht umhin, bis zu der rechts befindlichen Hausmeisterloge in den Thorweg zu treten, wo sie wiederum aufschaute. An den Fenstern des sechs Stock hohen Gebäudes mit vier Flügeln erblickte man die kahlen, schmutzig grünen Scheiben. Andere wieder waren geöffnet und über ihnen hingen blaufarrierte Markisen, vor manchen waren Leinen ausgespannt und darauf trocknete allerhand Wäsche, Männerhemden, Frauenjacketen und Kinderhosen. Von oben bis unten schienen die engen Wohnungen überfüllt zu sein, und aus allen Ecken schaute das Elend hervor. Unten öffnete sich in jedem Flügel ein sehr schmaler Thorweg und zeigte einen halbzerfallenen Flur, in dessen Hintergrunde sich eine schmutzige Wendeltreppe mit eisernem Geländer emporwand; solcher Treppen gab es vier, welche sich durch die auf die Mauer gemalten vier Anfangsbuchstaben des Alphabets unterschieden. Die Parterräume waren zu großen Werkstätten umgewandelt,

die an den schmutzigen staubbedeckten Fensterscheiben zu erkennen waren: bei einem Schlosser sah man das Herdfeuer glühen; aus einer etwas größern Entfernung vernahm man die Hobelsjöke eines Tischlers; während in der Nähe der Hausmeisterloge aus einer Färberwerkstatt ein rötliches Wasser lebhaft hervorquoll. Beschmutzt durch die Psüken des Färberwassers, durch Hobelspähne, durch Kohlen Schlacken, überwuchert mit Gras, erschien der Hof im Sonnenlichte gleichsam in zwei Teile zerschnitten, nämlich durch die Grenzlinie zwischen Licht und Schatten. Auf der Schattenseite gewahrte man rings um den Brunnen, dessen fließendes Wasser daselbst einen beständig feuchten Platz unterhielt, drei Hühnchen, welche nach Würmern scharren. Langsam ließ Gervaise ihren Blick vom sechsten Stockwerke bis hinab auf den Hof gleiten und war von diesem Riesenbau überrascht.

„Sie wünschen wohl zu jemand?“ rief die Hausmeisterin aus der Thür ihrer Loge.

Indes die junge Frau entgegnete, sie warte nur auf jemand, und ging wieder nach der Straße zu. Als aber Coupeau ihr zu lange blieb, kam sie zurück und betrachtete nochmals aufmerksam das Haus, welches ihr nun gar nicht so häßlich erschien. Mitten unter den zu den Fenstern heraushängenden Lumpen gewahrte man auch freundliche Ecken, bald eine blühende Levkoje in einem Topfe, bald zwitscherte ein Kanarienvogel in einem Käfig. Unten sang ein Tischler sein Liedchen, wobei sein Hobel lustig sauste, und in der Schlosserwerkstatt erklangen die gleichmäßig niederfallenden Hämmer. Fast aus jedem offenen Fenster schaute ein lachender struppiger Kinderkopf und bildete einen grellen Kontrast zu diesem düstern Glend, das sonst in allen Ecken lauerte; in andern Fenstern wieder saßen Frauen und nähten. Es war die Zeit der nach dem Früh-

stüd wiederbegonnenen Arbeit, die Zeit, wo die Männer ihre Zimmer verlassen hatten, um draußen zu arbeiten, und wo in dem Hause wieder die allgemeine Ruhe herrschte, welche nur von dem Handwerksgeräusch oder von dem einförmigen Summen irgend eines Liedchens unterbrochen ward. Wenn Gervaise hier hätte wohnen sollen, so würde sie sich ein Zimmerchen auf der Sonnenseite gewünscht haben. Sie hatte fünf oder sechs Schritte vorwärts gethan, und es drang ihr jetzt jener fade Geruch ärmlicher Wohnungen entgegen, jener Geruch nach altem Staub und Schmutz; allein da der scharfe Dunst des Färberwassers vorherrschte, so fand sie, daß hier noch nicht so üble Düste herrschten wie im Hotel Boncoeur. Sie wählte sich schon ihr Fenster in der linken Ecke, wo in einem Kasten Feuerbohnen gepflanzt waren, deren zarte Zweige anfangen, sich an einem Bindfaden emporzureden.

„Ich habe Sie wohl recht lange warten lassen, nicht wahr?“ sagte Coupeau, plötzlich neben ihr stehend. „Die machen immer lange Umstände, wenn ich einmal nicht bei ihnen esse, zumal heute, wo meine Schwester Kalbfleisch gekauft hat. Sie sehen sich wohl das Haus an? Das ist immer von Mietern vollgestopft; ich glaube, es stecken deren dreihundert darin . . . Wenn ich Möbel gehabt hätte, wäre mir ein Stübchen recht willkommen gewesen . . . Hier würde sichs ganz schön wohnen, nicht wahr?“

„Gewiß,“ flüsterte Gervaise. „In Plassans war unsere Straße nicht so belebt . . . Schauen Sie einmal jenes Fenster im fünften Stock mit den Bohnen! Das ist doch ganz niedlich?“

Darauf frug er sie hartnäckig abermals, ob sie denn nicht einwilligen wolle? Sobald sie ein Bett hätten, könnten sie sich dort einmieten, meinte er. Allein sie zog sich unter das Thor zurück und bat ihn, er möge doch nicht

wieder mit seinen Dummheiten anfangen. Dennoch durfte Coupeau, als er sie vor dem Geschäft der Frau Fauconnier verließ, ihre Hand eine Weile in der seinen halten und sie freundschaftlich drücken.

So bestanden die zärtlichen Beziehungen zwischen der jungen Frau und dem Zinkarbeiter einen Monat lang fort. Er lernte ihre Ausdauer schätzen, wenn er sah, wie sie bei aller angestrengten Arbeit für ihre Kinder sorgte und am Abend immer noch Zeit fand, die wenigen Kleidungsstücke in Stand zu setzen. Er kannte genug unsaubere, genußsüchtige und klatschhafte Weiber; aber Donnerwetter! Gervaise war ganz anders und nahm das Leben viel zu ernst! Wenn er solche Bemerkungen machte, lächelte sie und suchte sich bescheiden zu rechtfertigen. Unglücklicher Weise, entgegnete sie, sei sie nicht immer so klug gewesen. Man habe unrecht, wenn man denke, sie besitze große Willensstärke, im Gegenteil, sie lasse sich treiben und stoßen, um nur niemand zu verletzen. Ihr Lieblingsgedanke sei, in ehrbarer Gesellschaft zu leben, schlechte Gesellschaft könne eine Frau ganz und gar zu Grunde richten. Es trete ihr stets der Angstschweiß auf die Stirn, wenn sie an die Zukunft denke, sie käme sich vor wie ein Sou, den man in die Luft werfe, ohne zu wissen, auf welche Seite er fallen werde. Von Kindheit an habe sie schon genug schlechte Beispiele kennen gelernt und sich eine gute Lehre daraus gezogen.

Allein Coupeau scherzte über ihre trüben Gedanken und rief ihren ganzen Uebermut wieder wach, indem er sie in die Hüften zu kneifen versuchte; sie stieß ihn zurück und schlug ihn auf die Hände, während er lachend rief: für ein schwaches Weib sei ihr Benehmen viel zu barsch. Er lebe lustig dahin und gräme sich nicht um die Zukunft. So gehe ein Tag nach dem andern hin und man werde

wohl immer ein Ruheplätzchen und ein wenig zu essen finden. Sein Stadtviertel erschiene ihm ganz nett, abgesehen davon, daß die reichliche Hälfte der Männer hier Trunkenbolde seien, die man aus den Kinnsteinen auflesen könne.

Er war ein durchaus guter Kerl und führte bisweilen ganz vernünftige und besonnene Gespräche, selbst ein leiser Zug von Koketterie machte sich bei ihm geltend, indem er sein Haar stets ordentlich scheitelte, hübsche Halsbinden und Sonntags sogar Lackstiefeln trug; und dabei zeigte er eine affenartige Behendigkeit und Redheit, jenes drollige gesprächige Wesen des echten Pariser Arbeiters, der immer irgend einen anzüglichen Witz bei der Hand hat: alles dies eignete sich ganz gut für sein jugendliches Aeußere.

Schließlich kam es zwischen den beiden so weit, daß sie einander im Hotel Boncoeur allerhand kleine Gefälligkeiten erwiesen. Coupeau holte Gervaise früh die Milch, besorgte ihre Geschäftswege und trug ihre Wäsche zu den Kunden; oft wenn er am Abend zuerst von der Arbeit kam, führte er die Kinder auf dem Boulevard spazieren. Um seine Artigkeiten zu vergelten, kam Gervaise dann und wann in sein Dachstübchen, sah nach seinen Kleidungsstücken, nähte etwa fehlende Knöpfe an seine Jacken und besserte seine Leinwandwesten aus. So entwickelte sich zwischen ihnen ein gewisser Grad von Vertraulichkeit. Wenn er zu Hause war, ergözte sie sich an den Neuigkeiten, welche er brachte, an jenen für sie noch völlig neuen, ewigen Klatschereien der Vorstädte von Paris. Je länger er mit ihr zusammen war, desto leidenschaftlicher wurde seine Zuneigung. Er war eben in sie verliebt und das tüchtig! Es war ihm schließlich gar nicht mehr recht wohl zu Mut und obwohl er immer noch eine heitere Miene zeigte, so fühlte er sich doch so unbehaglich, daß er diesen Zustand

bald ändern wollte. Jedesmal, wenn er sie traf, rief er ihr die Worte zu: „Na, wann wird es denn nun?“ Sie wußte recht wohl, was er damit sagen wollte, und vertröstete ihn von einem Tage zum andern. In solchen Fällen neckte er sie dann und kam oft zu ihr, als sei er bei ihr schon zu Hause. Trotz der verliebten Anspielungen, mit denen er sie oft tagelang belästigte, blieb sie guter Laune und ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Wenn er nicht gerade unartig wurde, ließ sie alles mit sich geschehen. Nur eines Tages war sie böse geworden, als er, um ihr einen Kuß zu rauben, ihr mehrere Haare ausgerissen hatte.

Es war gegen Ende Juni, als Coupeau plötzlich seine Heiterkeit verlor und wetterwendisch ward. Gervaise, durch gewisse zweideutige Blicke seinerseits beunruhigt, verrammelte jetzt sogar nachts ihre Thür. An einem Mittwoch, nachdem beide von Sonntag bis Dienstag geschmolzt hatten, klopfte er abends elf Uhr plötzlich bei ihr an. Zuerst wollte sie nicht öffnen, aber schließlich, durch seine sanfte, zitternde Stimme bewogen, schob sie die vor die Thür gestellte Kommode zurück. Als er eingetreten war, glaubte sie einen Kranken vor sich zu sehen; seine Züge zeigten eine erschreckende Blässe und seine Augen waren stark gerötet. Kopfschüttelnd stand er da und stammelte, er sei gar nicht krank. Seit zwei Stunden hatte er weinend oben in seinem Kämmerlein gefessen; er weinte wie ein Kind und preßte dabei den Mund krampfhaft in sein Kopfkissen, damit er nicht von den Nachbarn gehört werde. Schon drei Nächte hatte er auf diese Weise schlaflos verbracht. Das könne nicht länger so fortgehen.

„Hören Sie mich an, Frau Gervaise,“ sagte er mit halberstickter Stimme, und die Thränen traten ihm in die Augen, „es muß ein Ende gemacht werden, nicht wahr?“

... Wir wollen einander heiraten. Was mich anbetrifft, so ist es mein voller ernstest Entschluß."

Gervaise zeigte sich höchst überrascht und erwiderte in leisem ernstem Tone:

"O! Herr Coupeau, was denken Sie sich denn eigentlich dabei? Noch nie habe ich Sie danach gefragt, wie Sie doch recht wohl wissen . . . Aber so paßt es mir eben nicht . . . O! nein, nein, das ist jetzt eine sehr ernste Sache; ich bitte Sie ernstlich, überlegen Sie sichs reiflich."

Aber immer wieder schüttelte er mit dem Kopfe, und seine Miene verriet, daß er einen unerschütterlichen Entschluß gefaßt hatte. Alles sei wohl überlegt, und nur zu dem Zwecke sei er herabgekommen, um endlich einmal ruhig schlafen zu können. Vielleicht könnte er getröstet von ihr weggehen. Sobald sie Ja gesagt hätte, wollte er sie nicht mehr belästigen, meinte er, dann könne sie ruhig schlafen gehen. Er wollte jetzt nur das kleine Wörtlein Ja von ihren Lippen hören, und am nächsten Tage könne man ja weiter darüber sprechen.

"Ich werde sicherlich nicht sofort Ja sagen," versetzte Gervaise; "Sie könnten mich sonst später einmal beschuldigen, Sie zu einer Thorheit veranlaßt zu haben . . . Sehen Sie, Herr Coupeau, es ist gar nicht recht von Ihnen, so hartnäckig zu sein, ich glaube, Sie wissen selbst nicht recht, was Sie für mich fühlen. Wenn Sie mich einmal acht Tage lang nicht treffen sollten, so würden diese Gedanken sicherlich aus Ihrem Kopfe schwinden. Gar oft verheirateten sich die Männer nur für die erste Nacht, allein dann folgt Tag auf Tag, Nacht auf Nacht, und ihr ganzes Leben lang fühlen Sie sich enttäuscht . . . Setzen Sie sich doch, ich möchte gern sofort das Ganze besprechen."

So saßen sie bis ein Uhr Morgens in dem düstern

Zimmer, bei dem rauchenden Licht einer Kerze, welche sie völlig zu pußen vergaßen; mit leiser Stimme sprachen sie über ihre Heirat, um Claude und Stephan nicht aufzuwecken, welche sanft auf ihrem einzigen Kopfkissen schliefen; immer und immer wieder kam Gervaise auf sie zu sprechen und zeigte sie Coupeau; da bringe sie ihm eine schöne Mitgift ins Haus, meinte sie, sie könne ihn doch wahrlich nicht mit diesen beiden Wesen belästigen. Denn schließlich müsse sie sich vor ihm schämen. Was sollten die Leute im Viertel denken? Man habe ihren ehemaligen Liebhaber gekannt und kenne ja ihre ganze Lebensgeschichte; das würde schön aussehen, wenn sie sich jetzt nach kaum zwei Monaten verheiraten wollte. Sie mochte noch soviel ernste Gründe anführen, Coupeau zuckte die Achseln. Er kümmerte sich gar nicht um das Viertel, versetzte er; er stecke seine Nase nicht in andre Angelegenheiten, da er sich viel zu sehr fürchte, dabei besudelt zu werden. Nun ja doch! vor ihm sei sie mit Lantier gegangen. Was sei denn da Schlimmes daran? Er sei sicher, daß sie ein ordentliches Eheleben führen und sich nicht mit andern Männern abgeben werde, wie so viele Frauen und noch dazu viel reichere. Was die Kinder anbetreffe, so werde man sie doch wahrlich groß ziehen können! Nie wieder könne er eine so beherzte vortreffliche Frau finden. Uebrigens sei es ihm ganz gleich, ob sie sich auf den Straßen umhergetrieben habe, ob sie häßlich oder faul sei, ob sie eine ganze Herde Kinder hätte, alles das zähle in seinen Augen nichts: er wollte sie nun einmal sein Eigen nennen.

Gervaise wurde allmählich weich gestimmt. Ihr Herz und ihre Sinne wurden schwach gegenüber diesem rauhen Wunsche, von dem sie sich umstrickt fühlte. Ihr Gesicht nahm einen sanften Ausdruck an, ihre Hände hingen schlaff herab, und sie wagte nur noch schüchterne Einwände.

Draußen vor dem halboffenen Fenster sandte die schöne Juninacht ihre lauen Lüfte herein, welche die Kerzenflamme ins Flackern brachten. Als Coupeau sah, daß die junge Frau ihre Gegenstände erschöpft hatte, als er bemerkte, wie sie schweigend vor sich hinlächelte, ergriff er ihre Hände und zog sie zu sich heran. Jetzt war bei ihr eine jener Stunden der Schwachheit gekommen, welche sie selbst immer fürchtete; sie war besiegt und konnte vor innerer Rührung nichts versagen oder irgend jemand Schmerz bereiten. Aber der Zinkarbeiter merkte ihre völlige Hingabe gar nicht; er drückte nur ihre Hände, als ob er dieselben zermalmen und sie selbst an sich schmieden wolle; beide feußten und schienen jetzt einige Befriedigung ihrer Zärtlichkeit gefunden zu haben.

„Sie sagen Ja, nicht wahr?“ frug er.

„Ach! quälen Sie mich doch nicht so!“ flüsterte sie. „Sie wollen es also? Nun denn, ja! . . . O Gott! wer weiß, ob wir nicht eine große Thorheit begehen.“

Er war aufgestanden, hatte sie umarmt und ihr einen leidenschaftlichen Kuß auf das Gesicht gedrückt. Als aber diese Zärtlichkeitsbezeugung ein lautes Geräusch verursachte, schaute er sich besorgt nach Claude und Stephan um und bemerkte mit leiser Stimme: „Ost! wir wollen ruhig sein und die Kleinen nicht aufwecken . . . Morgen auf Wiedersehen!“

Mit diesen Worten ging er wieder nach seinem Stübchen hinauf. Gervaise indes blieb noch eine Stunde lang, am ganzen Leibe zitternd, auf dem Rande ihres Bettes sitzen, ohne an das Auskleiden zu denken. Sie war gerührt und mußte sich eingestehen, daß Coupeau ein ganz biederer Mensch sei, sonst wäre er ja sicher jetzt nicht so fortgegangen.

An den folgenden Tagen suchte Coupeau Gervaise zu bestimmen, eines Abends mit zu seiner Schwester zu

kommen. Allein die junge Frau zeigte sich äußerst schüchtern und hatte eine große Abneigung gegen einen Besuch bei Lorilleux. Sie merkte recht wohl, daß der Zinkarbeiter eine geheime Furcht vor diesen Leuten hegte. Zwar hing er durchaus nicht von seiner Schwester ab, da diese nicht einmal die älteste war. Seine Mutter würde sofort einwilligen, denn sie versage ihrem Sohn keinen Wunsch. Indes war es in der Familie bekannt, daß die Lorilleux täglich bis zu zehn Frank verdienten, und dies verschaffte ihnen ein gewaltiges Ansehen. Coupeau hätte sich nicht eher zu verheiraten gewagt, als bis sie sich mit seiner Frau einverstanden erklärt hätten.

„Ich habe mit ihnen über Sie gesprochen, und sie kennen jetzt unsere Pläne,“ erklärte er Gervaise. „Mein Gott! seien Sie doch nicht so kindisch! Kommen Sie nur heute Abend . . .“ Ich habe es Ihnen doch wohl schon mitgeteilt, nicht wahr? Sie werden meine Schwester etwas steif und schwer zugänglich finden. Auch Lorilleux ist nicht immer liebenswürdig. Im Grunde genommen sind sie sehr ärgerlich darüber, daß ich mich verheirate; denn dann esse ich nicht mehr bei ihnen, und sie werden weniger sparen können. Allein das thut nichts, sie werden Ihnen nicht die Thür weisen . . . Thun Sie mir den Gefallen, es ist durchaus notwendig, daß wir einen Gang zu ihnen machen.“

Diese Redeweise schreckte Gervaise noch weit mehr. Eines Sonnabend abends indes gab sie seinem Drängen nach. Coupeau kam gegen halb neun Uhr zu ihr; sie hatte sich grade angekleidet und trug ein schwarzes Kleid mit einem Shawl aus gelb gedrucktem Wollmouffelin und ein Häubchen mit einer kleinen Spitzenverzierung. Während einer sechswöchentlichen Arbeitszeit hatte sie die sieben Frank für den Shawl und die zwei und ein halb Frank

für das Häubchen erspart; das Kleid war zwar alt, aber sauber gereinigt und aufgebessert.

„Sie erwarten Sie,“ bemerkte Coupeau zu ihr, während sie durch die Rue des Poissonniers schritten. „O! sie gewöhnen sich schon allmählich an den Gedanken, mich verheiratet zu sehen. Heute abend sind sie gerade sehr gut bei Laune . . . Und dann können Sie auch einmal sehen, wie man goldene Ketten fabriziert; das wird Ihnen viel Spaß machen. Sie haben jetzt gerade eine sehr dringende Bestellung für den Montag.“

„Die Leute haben Gold in ihrer Wohnung?“ frug Gerbaise.

„Nun, das versteht sich; es hängt bei ihnen an den Wänden, liegt auf dem Boden umher, kurz überall sieht man Gold.“

Währenddem waren sie durch den runden Thorweg gelangt und hatten den Hof überschritten. Das Ehepaar Lorilleux wohnte Treppe B im sechsten Stock. Coupeau rief ihr lachend zu, das Geländer festzuhalten und ja nicht loszulassen. Sie blickte empor und blinzelte mit den Augen, als sie das hohe Treppenhaus gewahrte, welches in jeder zweiten Etage durch eine Gasflamme erleuchtet war deren oberste wie ein am dunkeln Himmel flammendes Sternlein aussah.

„Nicht wahr?“ sagte der Zinkarbeiter, als er auf dem Treppenabsatz des ersten Stockwerks anlangte, „hier riecht es recht nett nach Zwiebelsuppe! Sicherlich ist Zwiebelsuppe gegessen worden.“

In der That war die staubige düstere Treppe B mit ihren schmutzigen Stufen, ihrem abgeschliffenen Geländer und ihren rissigen Wänden noch völlig von einem kräftigen Rükchengeruch erfüllt. Auf jedem Absatze stieß man auf lange Korridors, deren Thüren offen standen und in denen ein dumpfer Lärm herrschte. Vom Erdgeschoß bis

hinauf ins sechste Stockwerk vernahm man das Klirren des Tischzeuges, man hörte, wie in Bratpfannen herumgekrast wurde oder Kasserole geschauert wurden. Im ersten Stock bemerkte Gervaise durch eine etwas offenstehende Thüre, auf welcher in dicken Buchstaben das Wort: „Musterzeichner“ stand, zwei Männer an einem mit Wachstuch bedeckten Tische sitzen, wie sie, in eifrigem Gespräch begriffen, ihre Pfeifchen rauchten. Im zweiten und dritten Stock ging es ruhiger zu und man hörte nur hier und da das gleichmäßige Geräusch einer Wiege oder das leise Weinen eines Kindes, zuweilen auch die grobe Stimme einer Frau, während an einer Thür auf einer Karte stand: „Frau Gaudron, Wollkammerin,“ und an einer andern: „Madinier, Papparbeiter.“ Im vierten Stock schienen sich zwei Leute zu prügeln, der Boden zitterte von dem Fußstampfen, Möbel wurden umgeworfen, zugleich ließ sich ein wildes Durcheinander von Schlägen und Flüchen vernehmen; alles dies hinderte indeß die Nachbarn gegenüber durchaus nicht, bei offener Thür Karten zu spielen. Als aber Gervaise im fünften Stock angelangt war, mußte sie stehen bleiben, um wieder zu Atem zu kommen; sie war das anhaltende Treppensteigen nicht gewöhnt; diese endlosen Treppentwindungen, dazwischen wieder die zahlreichen Wohnungen, verwirrten ihre Sinne. Uebrigens war hier der Durchgang völlig von einer Familie versperrt; der Vater wusch auf einem kleinen Herd in der Nähe des Gußsteines Teller, während die Mutter an dem Geländer lehnte und den Säugling reinigte, ehe sie ihn zu Bett brachte. Coupeau indeß rief der jungen Frau ermutigend zu, sie würden gleich am Ziele sein. In einem benachbarten Zimmer sah Gervaise noch, gerade in dem Augenblick, wo ein langes Mädchen mit einem Eimer hineinging, ein ungeordnetes Bett, in welchem ein

Mann in Hemdsärmeln lag und seine Blicke in der Luft umherichweifen ließ; als die Thür wieder geschlossen war, konnte man auf einer geschriebenen Visitenkarte lesen: „Fräulein Clemence, Plätterin.“ Ermüdet und mit fliegendem Atem ganz oben angelangt, beugte sie sich neugierig über das Treppengeländer; jetzt erschien die unterste Gasflamme wie ein Stern in dem brunnenartigen, sechs Stagen tiefen Loche; alle jene lieblichen Düfte, all' das riesige summende Leben des Hauses stiegen zu ihr empor und umfächelten mit einem warmen Hauche ihr sorgenvolles Gesicht, während sie sich in wagehalziger Stellung über diesen Abgrund beugte.

„Wir sind noch nicht am Ziele,“ sagte Coupeau.

„Ah! das ist ein nettes Stück Weg!“

Er hatte sich links nach einem langen Korridor gewendet. Noch zweimal mußte er dann seine Richtung ändern, das erstemal links, das zweitemal rechts. Der Gang erstreckte sich immer weiter, bald teilte er sich, bald ward er enger und die rissigen abgenutzten Wände waren hier und da durch eine winzige Gasflamme erleuchtet, während die gleichförmigen Thüren, die wie in einem Kloster oder Gefängnis in einer Reihe angebracht waren, beinahe sämtlich offen standen und samt und sonders das Arbeiterelend in ihrem Innern zeigten, das zugleich von der Junihitze mit einer erstickenden Atmosphäre gefüllt war. Endlich kamen sie am Ende eines vollständig dunkeln Ganges an.

„Wir sind angelangt,“ versetzte der Zinkarbeiter. „Achtung! halten Sie sich dicht an der Wand; es kommen jetzt drei Stufen.“

Gervaise that ganz vorsichtig noch etwa zehn Schritte in der Dunkelheit. Sie tastete vor sich hin und zählte genau die drei Stufen. Unterdessen hatte Coupeau im

Hintergrunde des Ganges eine Thür aufgestoßen, ohne erst anzuklopfen. Ein heller Lichtschein strömte über die Schwelle, und sie traten ein.

Es war ein langes enges Gemach, welches eine Fortsetzung des Korridors zu sein schien. Ein verschoffener Wollvorhang, gegenwärtig durch einen Bindfaden in die Höhe gezogen, teilte den Raum in zwei Hälften. Die erste Abteilung enthielt ein Bett, welches in einer Ecke unter dem Mansardendache stand, einen gußeisernen, noch vom Mittag her warmen Ofen, zwei Stühle, einen Tisch und einen Kleiderschrank, dessen Sims man hatte absägen müssen, damit er zwischen Bett und Thür Platz fand. In der zweiten Abteilung war die Werkstatt eingerichtet: im Hintergrunde zeigte sich eine winzige Schmiedevorrichtung mit einem Blasebalg, rechts ein in die Wand befestigter Schraubstock, darüber ein Gestell, auf welchem altes Eisen in wüstem Durcheinander umherlag; links in der Nähe des Fensters ein Tischchen, welches mit Zangen, Scheren und winzigen Sägen übersät war, welche Gegenstände sämtlich fettig und schmutzig waren.

„Wir sind es!“ rief Coupeau und trat an den Wollvorhang.

Allein nicht sofort gab man Antwort. Gervaise war heftig erregt und vor allem von dem Gedanken beherrscht, daß sie jetzt einen mit Gold erfüllten Raum betreten werde; bestürzt blieb sie hinter dem Arbeiter stehen und stammelte kopfschüttelnd ihren Gruß. Eine auf dem Arbeitstischchen stehende Lampe und ein auf dem Herdfeuer glimmendes Kohlenfeuer verbreiteten eine lebhafte Helligkeit, wodurch ihre Bestürzung nur noch vermehrt wurde. Darnach sah sie endlich Frau Lorilleux, ein kleines, rothaariges, ziemlich stark gebautes Weib, welches aus Leibeskräften mit den kurzen Armen unter Zuhilfenahme einer dicken Zange

einen schwarzen Metalldraht durch die Löcher eines am Schraubstock befestigten Locheisens zog. An dem Tischchen arbeitete Lorilleur, der zwar ebenso klein war wie seine Frau, aber noch schwächere Schultern hatte als diese, mit affenartiger Behendigkeit an einem so winzigen Dinge, daß dasselbe zwischen seinen dicken Fingern verschwand. Er hob zuerst den mit spärlichem Haarwuchs bedeckten Kopf in die Höhe und zeigte sein schmales wachsgelbes Gesicht, welches einen krankhaften Ausdruck hatte.

„Ach! Ihr seid es? gut!“ brummte er. „Ihr wißt, wir haben viel zu thun. . . Kommt mir nur nicht in die Werkstatt herein, das könnte uns stören. Bleibt draußen im Zimmer!“

Ruhig ging er wieder an seine Arbeit, auf welche die Lampe durch eine mit Wasser gefüllte Glasugel einen hellen runden Schein warf.

„Nimm dort die Stühle!“ rief jetzt Frau Lorilleur. „Ist das Deine Dame, was? Sehr hübsch von Ihnen, daß Sie gekommen sind!“

Sie hatte unterdessen den Draht aufgerollt, trug ihn nach dem Schmiedeherd und brachte ihn, indem sie das Feuer mit einem großen hölzernen Fächer ansachte, erst wieder zum Glühen, ehe sie ihn in die letzten Löcher des Zieheisens steckte. Coupeau zog die Stühle vor und ließ Gervaise am Rande des Vorhanges Platz nehmen. Das Gemach war so eng, daß er sich nicht einmal neben sie setzen konnte; er plazierte sich deshalb hinter ihr und neigte sich vor, um ihr die Arbeiten zu erklären. Die junge Frau war über diesen sonderbaren Empfang, der ihr hier zu teil geworden, ganz bestürzt, sie fühlte sich bei den zweideutigen Blicken der beiden Leute nicht wohl und die Ohren summten ihr so sehr, daß sie nur mit Mühe etwas hören konnte. Sie fand die Frau für ihre dreißig

Jahre zu alt; ihre Miene war verdrossen und ihr Haar hing wirt über ihre zerrissene Nachtjacke herab. Der Mann, obwohl nur ein Jahr älter, erschien ihr wie ein Greis; seine dünnen Lippen zeigten einen boshaften Ausdruck, er saß in Hemdsärmeln da, während seine bloßen Füße in schiefgetretenen Pantoffeln steckten. Am meisten aber befremdete sie die Kleinheit der Werkstatt, die schmutzigen Wände, die rostigen Werkzeuge und all der schwarze Schmutz, welcher sich wie der Trödelkram eines Alteisenhändlers umhertrieb. Zudem war es schrecklich warm, und dicke Schweißtropfen perlten von dem grünlich beleuchteten Gesicht Lorilleux', während Frau Lorilleux ihre Nachtjacke emporgestreift hatte und mit bloßen Armen arbeitete.

„Wo ist denn das Gold?“ fragte jetzt Gervaise halblaut. Coupeau indes begann zu lachen.

„Gold?“ sagte er, „schauen Sie! hier ist welches, auch hier und dort zu Ihren Füßen!“

Bald hatte er auf den immer dünner werdenden Draht gezeigt, welchen seine Schwester bearbeitete, bald auf ein andres Drahtpacket, welches in der Nähe des Schraubstocks an der Wand hing; hierauf kroch er auf allen Vieren am Boden umher und hatte eben unter der Binsendecke, welche den Fußboden der Werkstatt überzog, ein winziges Bröcklein aufgelesen, ähnlich einer verrosteten Stednadelspitze. Gervaise rief heftig: das solle wohl gar Gold sein, dieses schwarze Metall, welches häßlich wie Eisen aussehe! Er mußte in das Krümchen beißen und ihr dann den leuchtenden Einschnitt seiner Zähne zeigen.

Dann fuhr er wieder in seinen Auseinandersetzungen fort: Die Arbeitsherren lieferten das bereits legierte Gold in Drähten; die Arbeiter zögen es alsdann zuerst durch das Locheisen, um ihm die gewünschte Dicke zu geben,

indem sie es unterdessen sorgfältig fünf- oder sechsmal durchglühten, damit es nicht zerbreche. O! es gehöre eine derbe Faust dazu, aber auch Geschick! Seine Schwester lasse ihren Mann nicht mit dem Locheisen arbeiten, weil er immer huste. Sie habe derbe Arme, er habe gesehen, wie sie das Gold zur Feinheit eines Haares auszog.

Unterdessen beugte sich Lorilleux, von einem heftigen Hustenanfall ergriffen, auf seinem Sessel zusammen. Hierbei sprach er trotzdem und sagte mit halberstickter Stimme, ohne auf Gervaise zu blicken, als ob er die Sache nur für sich allein hätte bestätigen wollen:

„Ich? — ich mache die Säule.“

Coupeau drängte Gervaise aufzustehen und bemerkte, sie könne getrost hingehen und zuschauen. Brummend gab der Goldarbeiter seine Zustimmung. Er wickelte den von seiner Frau präparierten Draht um ein dünnes Stahlstäbchen; hierauf fügte er den Draht längs des Stäbchens durch, so daß jede Windung einen Ringel bildete, und schließlich begann er zu löten, wobei er die Ringel auf ein großes Stück Holzkohle gelegt hatte. Er befeuchtete sie mit einem Tropfen Boraxwasser, welches er aus einem neben ihm stehenden zerbrochenen Glase nahm; darauf brachte er sie unter der horizontalen Lötrohrflamme schnell zum Glühen. Wenn er dann etwa hundert Ringel fertig hatte, machte er sich wieder an seine frühere Arbeit, wobei er ein Brettchen gegen einen Pflock stemmte. Jetzt bog er das Ringel mit einer Zange, führte es in das obere, schon an seiner Stelle befindliche ein und öffnete es sodann wieder mittels einer Feile. Dies alles ging mit der größten Regelmäßigkeit vor sich, Ringel folgte auf Ringel und das so schnell, daß die Kette unter den Augen Gervaises rasch sich verlängerte, ohne daß diese die

einzelnen Arbeiten davon verfolgen und recht begreifen konnte.

„Das ist die Säule,“ sagte Coupeau. „Es giebt Panzerketten, Rinnketten und Seilketten; Lorilleux macht von allen nur die Säulen.“

Ein Zug von Befriedigung spielte um dessen Mund. Während er fortfuhr, die Ringel zu biegen, welche man zwischen seinen schwarzen Fingernägeln gar nicht sehen konnte, rief er:

„Höre, Cadet-Cassis! . . . Heute Morgen habe ich mir es ausgerechnet. Nicht wahr? ich habe doch mit zwölf Jahren angefangen. Nun wohl! weißt Du, wie lang die Säule sein würde, welche ich bis heute habe machen müssen?“

Hier erhob er sein bleiches Gesicht, zuckte mit den geröteten Augenwimpern und fuhr fort:

„Achttausend Meter, verstehst Du! Zwei Wegstunden! Was meinst Du wohl zu dieser Länge? damit könnte man allen Weibern des Viertels den Hals umwickeln . . . Und Du weißt, daß diese Länge mit jedem Tag zunimmt. Ich hoffe, noch der Entfernung zwischen Paris und Versailles gleichzukommen.“

Gervaise hatte sich wieder gesetzt, enttäuscht und unwillig ob des Empfangs. Sie lächelte nur, um den Lorilleux einen Gefallen zu thun. Vor allen Dingen ärgerte sie sich darüber, daß man über ihre Heirat vollständig schwieg, über diese für sie so wichtige Angelegenheit, ohne welche sie sicherlich nicht gekommen wäre. Das Ehepaar behandelte sie fortwährend als einen unbequemen neugierigen Besuch, welchen Coupeau mitgebracht hatte. Als sich endlich eine Unterhaltung entspann, drehte sich dieselbe nur um die Mieter des Hauses. Frau Lorilleux frug ihren Bruder, ob er beim Heraussteigen nicht gehört

habe, wie sich im vierten Stock Leute prügeln. Diese Benards schlügen sich täglich halb tot; der Mann komme sinnlos betrunken nach Hause; aber auch die Frau thue nicht recht, denn sie bediene sich immer der gemeinsten Redensarten. Dann sprach man von dem Musterzeichner im ersten Stock, diesem langen Kerl, dem Baudequin, der nichts als Schulden habe, stets rauche und mit seinen Kameraden sich zanke. Die Kartonnagenfabrik des Herrn Madinier pfeife auch auf dem letzten Loch; erst am Abend vorher habe er wieder zwei Gehilfen entlassen; es sei wahrlich ein Glück zu nennen, wenn er Pleite mache, denn er brauche alles für sich und lasse seine Kinder hungern. Der Wirt habe der Familie Coquet im fünften Stock gekündigt; dieselben seien noch drei Quartale schuldig; außerdem bestünden sie hartnäckig darauf, ihren Ofen auf dem Treppenabsatz anzuzünden, so daß am vergangenen Sonnabend erst Fräulein Remanjou gerade noch zur rechten Zeit hinabgestiegen sei, um den kleinen Linguerlot vom Verbrennen zu retten. Was Fräulein Clemence, die Plätterin, anbetreffe, so führe dieselbe ein nettes Leben; jeden liebe sie und sie besitze ein wahrhaft goldenes Herz. Es werde mit ihr wohl noch dahin kommen, daß man sie eines Nachts auf der Straße treffen könne.

„Hier ist noch eine!“ sagte Lorilleux zu seiner Frau und reichte ihr die Kette, an welcher er seit dem Frühstück arbeitete. „Du kannst sie vollends auspußen.“

Mit der Beharrlichkeit eines Menschen, der einen einmal gefaßten Gedanken nicht leicht aufgibt, fügte er hinzu:

„Wieder vier ein halb Fuß . . . Ich komme Versailles immer näher.“

Gervaise fühlte ihre Kräfte schwinden; die immer stärker werdende Hitze betäubte sie. Man ließ gewöhnlich

die Thür geschlossen, weil Lorilleux beim geringsten Luftzug den Schnupfen bekam. Da man auch jetzt nicht über die Heirat sprach, wollte sie gehen und gab Coupeau einen leisen Wink. Dieser begriff alles, und auch er ward übrigens allmählich über das absichtliche Schweigen bestürzt und ärgerlich.

„Wir wollen wieder gehen,“ sagte er, „um Euch nicht länger zu stören.“

Noch zögerte er einen Augenblick und erwartete irgend eine anspielende Bemerkung. Endlich entschloß er sich, die Sache selbst zu berühren. „Sage mal, Lorilleux, wir zählen also auf Dich, Du sollst Trauzeuge meiner Frau sein.“

Der Goldarbeiter erhob spöttisch den Kopf und spielte den Ueberraschten, während seine Frau ihre Arbeit im Stich ließ und sich mitten in der Werkstatt aufstellte.

„Also es ist doch Ernst?“ brummte er. „Dieser verwünschte Cadet-Cassis! aus dem wird man nie klug.“

„Ach ja! das ist also die Dame,“ sagte die Frau ihrerseits und blickte Gervaise scharf ins Gesicht. „Lieber Gott! wir können Ihnen nicht abraten . . . Aber doch bleibt es ein komischer Gedanke, sich zu verheiraten. Nun, wenn Ihr aber einverstanden seid, so mag es sein! Wenn es dann schief geht, so hat wenigstens keiner dem andern einen Vorwurf zu machen. Es geschieht nur zu oft . . .“

Kopfschüttelnd hatte sie diese letzten Worte besonders langsam gesprochen und musterte die junge Frau von oben bis unten. Es schien, als ob sie hierbei ihre Erwartung übertroffen sehe. „Mein Bruder hat ja seinen freien Willen,“ fuhr sie in schneidigerem Tone fort. „Ohne Zweifel hätte die Familie vielleicht gewünscht . . . Man schmiedet ja immer seine Pläne. Allein oft wenden sich die Dinge so sonderlich . . . Ich wünsche vor allem Ruhe.

Er hätte uns das elendeste Weibstück bringen können, ich würde ihm gesagt haben: heirate sie und laß mich in Frieden . . . Bei uns hatte er es doch ganz gut, immer tüchtig zu essen und Jedermann sieht, daß er nicht zu fasten brauchte. Stets stand seine warme Suppe pünktlich zur Minute auf dem Tische . . . Du, Lorilleux, sieht diese Dame der Therese nicht ähnlich, Du weißt doch, der Frau gegenüber, welche an der Schwindsucht starb?"

„Ganz recht,“ versetzte der Goldarbeiter, „Aehnlichkeit ist vorhanden.“

„Sie haben also zwei Kinder, liebe Frau? Als mir mein Bruder das sagte, mußte ich unwillkürlich ausrufen: Ich begreife nicht, wie Du eine Frau mit zwei Kindern heiraten kannst . . . Sie dürfen mir es nicht übel nehmen, wenn ich in seinem Interesse rede; das ist ja ganz natürlich . . . Außerdem scheinen Sie etwas schwächlich zu sein . . . Nicht wahr, Lorilleux, diese Dame scheint nicht stark zu sein?“

Von ihrem lahmen Bein sprachen sie zwar nicht; allein Gervaise merkte recht wohl an ihren zweideutigen Blicken und dem höhnischen Zucken ihrer Lippen, daß sie darauf anspielten. In ihren leichten Shawl gehüllt, stand sie vor ihnen, wie vor einem Richterkollegium, und antwortete in kurzen abgebrochenen Sätzen. Als Coupeau ihren Schmerz bemerkte, rief er endlich aus:

„Da gibt es weiter nichts zu reden . . . Ihr mögt sagen was ihr wollt, mir ist Alles gleich; Sonnabend, den neunundzwanzigsten Juli, soll die Hochzeit stattfinden, so habe ich es nach dem Kalender ausgerechnet. Paßt das Euch?“

„O! das paßt uns allemal,“ entgegnete seine Schwester. „Du brauchst uns gar nicht erst zu fragen. . . Meinestwegen mag Lorilleux Zeuge sein; ich will Ruhe haben.“

Mit gekentem Haupte stand Gervaise da und hatte aus langer Weile ihre Fußspitze in die Binsenmatte gebohrt, welche auf den Dielen lag; darauf hatte sie sich aus Furcht, beim Zurückziehen des Fußes etwas in Unordnung gebracht zu haben, niedergebeugt und fuhr mit der Hand prüfend über die Stelle. Schnell kam Lorilleux mit der Lampe herbei und betrachtete mißtrauisch ihre Finger.

„Man muß hier gar vorsichtig sein,“ sagte er, „die kleinen Goldbröckchen haften an den Schuhsohlen fest, und ohne daß man es merkt, schleppt man sie mit fort.“

Und nun erzählte er: die Arbeitgeber duldeten auch nicht ein Milligramm Verlust. Er zeigte auf die Hasenpfote, mit welcher er die Goldteilchen auf seinem Arbeitstisch zusammensetzte, sowie auf die über seine Knie gebreitete Haut, welche zu ihrer Aufnahme bestimmt war. Zweimal wöchentlich werde die Werkstatt sauber gefegt, der Schmutz verbrannt und die Asche dann durchsucht; auf diese Weise würde jeden Monat für fünfundzwanzig bis dreißig Frank Gold gefunden.

Frau Lorilleux behielt noch immer Gervaises Schuhe im Auge.

„Sie dürfen darüber nicht böse sein,“ brummte sie mit lebenswürdigem Lächeln; „aber Sie könnten ja auf Ihren Sohlen nachsehen.“

Errötend setzte sich Gervaise wieder, hob ihre Füße empor und zeigte, daß nichts daran hafte. Coupeau hatte die Thür geöffnet und rief mit barscher Stimme: „Gute Nacht!“ Zugleich rief er vom Gange aus Gervaise zu sich. Diese folgte ihm, nachdem sie in höflichem Tone gesammelt hatte: man werde sich wohl hoffentlich wiedersehen und einig werden. Allein die beiden Lorilleux hatten sich schon wieder an ihre Arbeit begeben, in dem trüben

Hintergrunde der Werkstatt, wo das kleine Schmiedefeuer wie eine in einem großen Ofen verglimmende Kohle leuchtete.

Als Gervaise den Treppenabsatz des sechsten Stockes betrat, konnte sie mit Thränen in den Augen die Bemerkung nicht unterdrücken:

„Das verspricht nicht allzu günstig zu werden.“

Wütend entgegnete Coupeau, für diesen Abend sollten Lorrilleur büßen. Habe man je einen solchen Knauser gesehen! zu glauben, daß man ihm ein Körnchen seines Goldstaubes wegschleppen werde! Er habe alle jene Geschichten nur aus reiner Habsucht erzählt. Seine Schwester habe vielleicht gedacht, er werde sich nie verheiraten, um durch ihn täglich vier Sous zu ersparen? Kurz, es möge nun kommen was da wolle, es bleibe beim neunundzwanzigsten Juli. Jene gingen ihn den Teufel an!

Allein als Gervaise die Treppe hinabstieg, ward ihr das Herz immer schwerer, eine bange Furcht quälte sie und ängstlich spähte sie nach dem in der Dunkelheit verborgenen Treppengeländer. Jetzt erschien die Treppe still und verlassen, und nur in dem zweiten Stock brannte eine Gasflamme, deren winziges Licht in diesem finstern Abgrunde wie ein Nachtlämpchen erschien. Hinter den geschlossenen Thüren herrschte Totenstille; ein tiefer Schlaf hatte sich der Arbeiter nach der Mahlzeit bemächtigt.

Im Hofe angelangt, verlangte Coupeau das Öffnen des Thores, während Gervaise noch einen letzten Blick auf das Gebäude warf, welches unter dem trüben Nachthimmel riesengroß erschien. An den grauen Wänden konnte man das Moos und die Risse nicht mehr unterscheiden, und sie schienen sich in endloser Höhe zu verlieren. Hinter den geschlossenen Fenstern herrschte meist Ruhe; nur einzelne waren hell erleuchtet und schielten wie Augen aus

ihren Ecken hervor. Ueber jedem Flur bildete von unten bis oben die Fensterreihe der sechs Treppenabgänge gleichsam einen schmalen und erleuchteten Turm. Aus der Kartonnagenwerkstatt im zweiten Stock schimmerte eine Lampe und warf einen gelblichen Schein auf das Pflaster des Hofes, gleichsam ein Loch inmitten der Finsternis, welche über den Werkstätten des Erdgeschosses lagerte. Tief unten in dieser Finsternis hörte man das einförmige Geräusch tropfenden Wassers, welches aus einem schlecht geschlossenen Wasserhahn kam.

„Sehen Sie sich vor!“ rief Coupeau.

Sie mußte, um hinaus zu gelangen, erst über eine breite Pfüze springen, welche vor der Färberei stand. Das Wasser zeigte heute eine tiefblaue Farbe, worin die kleine Laterne des Hausmeisters ein sternentartiges Flimmern hervorrief.

Drittes Kapitel.

Gervaise wollte nichts von einem Hochzeitschmause wissen. Wozu denn jetzt Geld ausgeben? meinte sie. Doch sie war wohl auch etwas schüchtern, es schien ihr unnötig, das ganze Viertel von der Heirat wissen zu lassen. Coupeau aber blieb dabei, eine Hochzeit, ohne einen Happen zu essen, sei nicht denkbar. Sie brauche ja nicht glänzend begangen zu werden; aber doch ein Spaziergang und dann ein kleines Essen in der ersten besten Garküche; Musik und Tanz könne man wohl ganz gut entbehren. Der Zinkarbeiter scherzte und spöttelte, bis die junge Frau nachgab. Er schwur ihr, man könne sich sonst nicht amüsieren. Er wolle übrigens schon dafür sorgen, daß niemand zu tief ins Glas gucke, damit kein Streit entstehe. Hierauf bestellte er bei August, dem Besitzer der „Silbermühle“, ein Souper, das pro Person nicht mehr als hundert Sous kommen sollte. August war ein kleiner billiger Weinhändler, der hinter seinem Laden unter drei Arkaden des Hofes einen Tanzplatz eingerichtet hatte. Die erste Etage dort würde ganz ausgezeichnet passen.

Während der übrigen zehn Tage lud er aus dem Hause seiner Schwester aus der Rue de la Goutte d'Or

Gäste ein: Herrn Madinier, Fräulein Remanjou, Frau Gaudron und ihren Gatten. Er überredete schließlich Gervaise sogar, noch zwei seiner Kameraden, Bibi-la-Grillade und Mes-Bottes, unter die Auserwählten aufzunehmen. Letzterer, das unterliege keinem Zweifel, sei ein tüchtiger Zechbruder, aber noch mehr leiste er im Essen; ja man lade ihn häufig nur ein, um sich über das Gesicht des Wirtes lustig machen zu können, wenn er den Menschen mit Leichtigkeit zwei Pfund Brot verschlingen sähe. Die junge Frau ihrerseits versprach, ihre Arbeitgeberin, Frau Fauconnier, sowie Herrn und Frau Boche, zwei sehr ruhige Leute, mitzubringen. Die Vorgeschlagenen wurden gezählt, und es ergaben sich fünfzehn. Das waren nach ihrer Meinung genug, denn wenn zu viele versammelt seien, gebe es zu guter Letzt noch Streit.

Womit sollte man aber die Kosten des Schmausess bestreiten? Coupeau hatte nicht einen Sou in der Tasche. Kurz entschlossen, wie er war, wußte er sogleich, was in diesem Falle zu thun das Beste war. Er ging hin und borgte sich von seinem Arbeitgeber fünfzig Frank. Sein nächstes war hierauf, ein paar goldene Ringe zu zwölf Frank zu kaufen, die Lorilleux ihm aber zum Fabrikpreise, nämlich für nur neun Frank, verschaffte. Dann aber bestellte er sich bei einem Schneider in der Rue Myrrha einen Anzug; seine Lackstiefeln und sein breitkrämpiger Hut mochten noch gehen. Als er die zehn Frank für das Souper, seine und Gervaises Zecher — was die Kinder verzehrten, war unwesentlich — beiseite gelegt, blieben ihm grade noch sechs Frank übrig, das Geld für eine Armenmesse. Coupeau war gewiß kein Freund der Geistlichen, aber eine Heirat ohne Messe ist so zu sagen keine Heirat. Er war daher entschlossen, eine Messe lesen zu lassen, wollte aber von der bestimmten Summe so viel

wie möglich abzwicken. So feilschte er eine ganze Stunde lang mit einem alten Priesterlein in schmutziger Soutane herum.

Der Priester ließ ihm schließlich die Messe für fünf Frank. Das waren doch wenigstens zwanzig Sous Ersparnis. Sobald Gervaise über die Heirat Gewißheit hatte, widmete sie emsig einige Abendstunden der Arbeit und konnte sich bald einer Ersparnis von dreißig Frank erfreuen. Sie hätte gern einen kleinen seidnen Mantel gehabt, welcher in der Rue du Faubourg-Poissonnière ausging und dreizehn Frank kostete. Sie kaufte sich denselben, außerdem noch für zehn Frank von dem Mann einer unlängst in dem Hause der Frau Fauconnier gestorbenen Bleicherin ein baumwollenes Kleid, das sie geschickt ihrem Körper anzupassen verstand. Für die übrigen sieben Frank schaffte sie sich noch ein Paar baumwollene Handschuhe, eine Rose auf ihre Haube und für Claude ein Paar Schuhe. Glücklicherweise waren die Blousen der Kleinen noch gut. Vier Nächte verwendete sie darauf, alles zu säubern und durchzusehen, so daß auch nicht das geringste Löchelchen in einem Strumpfe oder Hemde blieb.

Endlich am Freitag Abend, am Vorabend des wichtigen Tages, hatten Gervaise und Coupeau, als sie von der Arbeit zurückgekehrt waren, noch bis elf Uhr ihre Gänge zu besorgen. Darauf verbrachten sie, ehe ein Jedes sich zur Ruhe begab, ein Stündchen zusammen im Zimmer der jungen Frau und freuten sich, mit den Geschäftsforgen zu Ende zu sein. Trotz ihres Entschlusses, sich wegen der Leute im Viertel nicht den Kopf zu zerbrechen, hatten sie schließlich doch die Dinge sich zu Herzen genommen und sich mancherlei Sorge bereitet. Beide waren bereits tommüde als sie von einander Abschied nahmen; aber trotz-

dem entwand sich ihrer Brust ein tiefer Seufzer der Erleichterung, da sie nunmehr alles geregelt sahen. Coupeau hatte als Zeugen für sich Herrn Madinier und Bibi-La-Grillade gewählt; Gervaise rechnete auf Lorilleux und Boche. Es wurde festgesetzt, daß alle sechs ohne jedes Aufsehen ruhig sich nach der Mairie und der Kirche begeben sollten. Die beiden Schwestern des Mannes wollten zu Hause bleiben, da ihre Gegenwart nicht von nöten sei. Nur Mutter Coupeau war in Thränen ausgebrochen und sagte, sie wolle lieber vorausgehen und sich in einer Ecke verbergen; schließlich war ihr auch das Versprechen gegeben worden, sie mitzunehmen. Es ward bestimmt, daß sich die ganze Gesellschaft um ein Uhr in der „Silbermühle“ einfänden solle. Von dort aus wollte man einen Ausflug nach der Ebene von St. Denis per Eisenbahn unternehmen und auf der Landstraße zu Fuße wieder heimkehren. So schien denn die ganze Sache einen guten Anfang nehmen zu wollen, zumal da man sich vornahm, hübsch mäßig zu sein und in den Grenzen des Aufstandes sich zu bewegen.

Am Sonnabend früh ward Coupeau, während er sich ankleidete, doch ein wenig besorgt, wenn er an seine winzige Barschaft von zwanzig Sous dachte. Er hatte sich eben überlegt, daß er anstandshalber vor dem Diner den Trauzeugen doch wenigstens ein Glas Wein und einige Schinkenschnitte anbieten müsse; außerdem könnten sich schließlich auch noch mancherlei unerwartete Ausgaben geltend machen. Auf alle Fälle waren zwanzig Sous nicht hinreichend. Nachdem er es alsdann übernommen hatte, Claude und Stephan einstweilen zu Frau Boche zu führen, welche sie dann abends mit zum Essen bringen sollte, eilte er nach der Rue de la Goutte d'Or, um sich von Lorilleux zehn Frank zu leihen, so unerquicklich ihm

dies auch war, da er den Geiz seines Schwagers kannte. Lange brummte und spöttelte dieser, bis er endlich mit dem Gewünschten herausrückte. Hierbei entging es Coupeau nicht, wie seine Schwester zwischen den Zähnen murmelte, das fange schon recht nett an.

Auf der Mairie sollte der Trauakt halb elf Uhr stattfinden. Es war herrliches Wetter, die Julisonne sandte ihre heißen Strahlen hernieder. Um kein Aufsehen zu erregen, war die aus den Brautleuten, der Mutter Coupeaus und den vier Zeugen bestehende Hochzeitsgesellschaft in zwei Hälften auseinander gegangen. Voran schritt Gervaise am Arme Vorilleux', während Herr Madinier die Mutter Coupeau führte; darauf folgten etwa zwanzig Schritte weiter hinten auf dem andern Trottoir Coupeau, Boche und Bibi-la-Grillade. Diese drei wandelten in ihren schwarzen Röcken krumm mit schlaff herabhängenden Armen dahin; Boche trug eine gelbe Hose, Bibi-la-Grillade hatte, da er keine Weste trug, seinen Rock bis oben hinauf zugeknöpft, so daß man nur einen Zipfel seiner Kravatte sah. Nur Herr Madinier stolzierte in einem Frack mit langen viereckigen Schößen einher, sodaß die Leute stehen blieben, um sich an dem Anblick dieses Herrn zu weiden, wie er die dicke Mutter Coupeau führte, welche zur Feier des Tages einen grünen Shawl und eine schwarze Haube mit roten Bändern angethan hatte. Gervaise trug ihr blaues Kleid und um die Schultern ein enges Mäntelchen; ruhig lächelnd laufte sie den Scherzen Vorilleux', welcher trotz der Hitze in einen riesigen Sackpaletot gehüllt erschien. An den Straßenecken drehte sie sich bisweilen um und warf auf Coupeau einen lächelnden Blick, der sich in seinen neuen glänzenden Kleidern gar nicht zurecht finden konnte.

Trotz ihres langsamen Gehens kamen sie doch viel

zu früh in der Mairie an, und da sich der Maire verspätet hatte, wurden sie erst gegen elf Uhr abgefertigt. In einer Ecke des Saales sah man sie mit erwartungsvollen Mienen auf ihren Stühlen sitzen und die hohe Decke sowie die düstern Wände anstarren, wobei sie zuweilen sich eine leise Bemerkung erlaubten und jedesmal, wenn ein Büreaudiener vorbeiging, vor lauter Höflichkeit ihre Stühle zurückschoben. Trotzdem aber konnte man bemerken, wie sie in ihrer leisen Unterhaltung den Maire, als dieser immer noch nicht kam, einen Faulenzer über den andern nannten. Aber sobald dieser mit seiner Amtsmiene erschien, fuhren sie ehrerbietig von ihren Sitzen auf. Man hieß sie wieder Platz nehmen, und es wurden vor ihren Augen drei Bürgerheiraten geschlossen, wobei die Bräute in weißen Kleidern prunkten, umgeben von zierlich frisierten Mädchen und jungen Damen mit rosafarbenen Gürteln, während ihnen ein endloser Zug von Herren und Damen folgte, sämtlich mit gewichtiger Miene. Als man endlich ihre Namen rief, hätte der Akt beinahe nicht vollzogen werden können, da Bibi-la-Grillade verschwunden war. Boche entdeckte ihn unten auf dem Platze wieder, wo er ruhig seine Pfeife rauchte. Jene seien doch gar zu schnurrige Leute, meinte er, die sich um einen nicht kümmern, weil man ihnen nicht mit fein gewichsten Handschuhen entgegentrete. Schließlich wurde der Trauakt so kurz und bündig vollzogen, daß sie einander bestürzt ansahen und sicher glaubten, man habe ihnen nur die Hälfte der Ceremonie zu teil werden lassen. Gervaise war ganz außer sich, ihr Herz pochte und krampfhaft preßte sie ihr Taschentuch auf die Lippen, während Mutter Coupeau bitterlich weinte. Unterdessen waren alle an das Registerbuch getreten und malten ihre Namen in dicken krüppelhaften Buchstaben hinein, ausgenommen der

Bräutigam, welcher, da er nicht schreiben konnte, mit einem Kreuzchen unterzeichnete. Darauf gab ein jedes noch vier Sous für die Armentasse. Als der Diener Coupeau den Heiratskontrakt wieder einhändigte, bewog Gerbaise diesen dazu, daß er großmütig noch fünf Sous gab.

Von der Mairie bis zur Kirche hatte man ein schönes Stück Wegs. Unterwegs wurde einmal eingefehrt; die Männer stärkten sich an Bier, Mutter Coupeau und Gerbaise dagegen an Johannisbeerschnaps mit Wasser. Dann hatten sie noch eine lange Straße zu passieren, wo die Sonne mit aller Gewalt herniederbrannte, ohne daß man die geringste Spur von Schatten hätte bemerken können. Mitten in der menschenleeren Kirche wartete der Küster; er drängte die Gesellschaft nach einer kleinen Kapelle und frug sie barsch, ob sie sich gar vielleicht über die Religion lustig machen wollten, weil sie so spät kämen. Mit großen Schritten kam jetzt ein Priester herbei; er sah verdrießlich aus und sein Gesicht war von Hunger bleich, während vor ihm her ein Mesdiener in schmutzigem Meshemd trippelte. Er las rasch seine Messe, wobei er die lateinischen Sätze halb verschluckte, sich drehte, beugte und die Arme ausbreitete; alles aber eilig und mit schielenden Blicken nach den Brautleuten und den Zeugen. Die ersteren waren vor dem Altar in großer Verlegenheit; sie wußten nicht, wann sie niederknien, aufstehen oder sich setzen sollten, und sahen sich genötigt, die Winke des Mesdieners in Anspruch zu nehmen. Um ja keine Ceremonie zu verlegen, blieben die Zeugen während der ganzen Zeit stehen: Mutter Coupeau aber war von Rührung übermannt und ließ schwere Thränen in ein Mesbuch fallen, welches ihr eine Nachbarin geliehen hatte. Unterdessen hatte es zwölf geschlagen, die letzte Messe war gelesen, und die Kirche

hallte von den Fußtritten des Sacristans und dem Geräusch der wieder an ihre Plätze gerückten Stühle wider. Der Hauptaltar schien für irgend ein Fest hergerichtet zu werden, denn man hörte die Tapezierer Verzierungen an-nageln; ganz hinten in der versteckten Kapelle, während der Küster unterdessen die Kirche aussegte, so daß der Staub in die Höhe wirbelte, legte indeß der Priester flüchtig die Hände auf Gervaises und Coupeaus Haupt. Als die Brautleute in der Sacristei abermals ein Register unterzeichnet hatten und sich schließlich wieder an der freien Luft unter der Kirchenthür befanden, blieben sie einige Augenblicke verwirrt und atemlos stehen, als ob man sie im Galopp herumgejagt hätte.

„So wäre das denn abgemacht!“ sagte Coupeau mit verstohlenem Lächeln.

Dabei drehte er sich hin und her, ohne daß es ihm gelang, irgend einen Witz zu finden. Schließlich fand er doch eine spaßige Bemerkung.

„Ah! das geht ja wie das Teufelhaschen! Das wird einem in wenigen Sekunden besorgt . . . Es ist grade wie bei den Zahnärzten, wo man auch keine Zeit findet, Au! zu schreien; man wird eben schmerzlos verheiratet!“

„Jawohl, die Arbeit ist auch danach,“ brummte Lorilleur spöttelnd. „Was in fünf Minuten zusammengekuppelt ist, das soll hier zeitlebens halten . . . Ach! Du armer Cadet-Cassis, Du dauerst mich wahrhaftig!“

Alle vier Zeugen klopfen dem Zinkarbeiter auf die Schulter, während Gervaise zwar lächelnd aber mit Thränen in den Augen die Mutter Coupeau umarmte. Die alte Frau redete in stammelnden Worten zu ihr und sie antwortete:

„Fürchten Sie sich nicht, ich werde schon mein Möglichstes thun. Wenn es übel ausfallen sollte, meine Schuld

soll es nicht sein. Nein, sicherlich nicht, denn ich möchte gar zu gern glücklich sein . . . Die Sache ist jetzt geschehen, nicht wahr? Jetzt kommt es uns zu, verträglich zu leben und nach Kräften Frieden zu halten.“

Darauf begab man sich direkt in die „Silbermühle.“ Coupeau führte seine Frau am Arm, und scherzend eilten sie flüchtigen Fußes dahin, ohne weder auf die Häuser, noch auf die Vorübergehenden, noch auf die Wagen Acht zu haben. Das betäubende Geräusch der Vorstadt tönte wie Glockenklang an ihr Ohr. Als man bei dem Weinverkäufer anlangte, bestellte Coupeau sofort zwei Liter, etwas Brot und einige Schinkenschnitte in das kleine Parterrezimmer, um vorläufig einige Bissen zu sich zu nehmen. Als er aber sah, daß Boche und Bibi-la-Grillade einen sehr gefegneten Appetit zeigten, ließ er noch einen Liter kommen und dazu ein Stück Schweizerkäse. Mutter Coupeau konnte vor schmerzlicher Aufregung nicht essen, aber Gervaise, die vor Durst fast verschmachtet war, leerte in hastigen Zügen mehrere große Gläser Wasser, welches ganz schwach mit Wein versetzt war.

„Dafür habe ich zu sorgen,“ bemerkte Coupeau, indem er unverzüglich an den Schenktisch trat und vier Frank fünf Sous bezahlte.

Unterdessen war es ein Uhr geworden, und die Gäste erschienen. Zuerst kam Frau Fauconnier, eine dicke Frau mit Spuren einstiger Schönheit; sie trug ein mit Blumen bedrucktes Kleid, ein rosafarbenes Halstuch und eine blumenüberladene Haube. Hierauf erschien Fräulein Remanjou, natürlich in ihrem unvermeidlichen schwarzen Kleide, welches sie selbst beim Schlafengehen gar nicht abzulegen schien; zugleich mit ihr trat das Ehepaar Gaudron ein, der Mann, unbeholfen wie er war, trachte bei der geringsten Bewegung mit seiner braunen Weste, die Frau

trug eine grell violette Jacke, welche die Wölbung ihres schwangern Leibes scharf hervortreten ließ. Coupeau erklärte, auf Mes-Bottes brauche man gar nicht warten; dieser wolle auf der Straße nach St. Denis zu der Gesellschaft stoßen.

„Na! wir werden den Buckel schön voll bekommen! Das scheint nett zu werden!“ rief Frau Verat aus, als sie eintrat.

Sie rief die Gesellschaft an die Thüre, um ihnen die finstern Gewitterwolken zu zeigen, welche schnell im Süden von Paris aufstiegen. Frau Verat, Coupeaus älteste Schwester, war eine lange hagere Frau, ihre Stimme war näselnd, ihren Sonnenschirm drehte sie wie einen Stock in den Händen herum, und nachdem sie Gerlaise umarmt hatte, meinte sie:

„Sie glauben gar nicht, wie es einem draußen ins Gesicht bläst . . . Es ist gerade, als ob einem Feuer ins Gesicht sprühte.“

Jetzt wollten alle schon längst gemerkt haben, daß ein Gewitter kommen werde. Herr Madinier hatte bereits beim Verlassen der Kirche verdächtige Anzeichen gesehen. Lorilleux erzählte, daß ihn in der vergangenen Nacht die Schmerzen seiner Hühneraugen seit drei Uhr früh nicht hätten schlafen lassen. Uebrigens müsse einmal etwas kommen, da es schon drei Tage lang zum Sterben heiß sei.

„O! das wird ein tüchtiges Wetter!“ wiederholte Coupeau und betrachtete den Himmel mit besorgtem Blick.

„Wir warten nur noch auf meine Schwester; wenn sie käme, könnten wir sofort gehen.“

Frau Lorilleux kam wirklich sehr spät. Frau Verat war eben bei ihr gewesen, um sie abzuholen; aber da sie sie erst im Begriff gefunden hatte, das Korset anzulegen, waren

beide in Streit geraten. Und jetzt flüsterte die lange Wittwe ihrem Bruder ins Ohr:

„Ich habe mich von ihr aus dem Staube gemacht. Hat die eine Laune! . . . Paß nur auf, was sie für ein Gesicht schneidet!“

So mußte denn die Hochzeitsgesellschaft noch eine ganze Viertelstunde warten; unruhig gingen die einzelnen Glieder derselben im Weinladen umher, mitten in dem wogenden Gedränge der Männer, welche unaufhörlich hineinströmten, um am Ladentisch ein Glas zu trinken. Bald trat Boche, bald Frau Fauconnier oder Bibi-la-Grillade hinaus aufs Trottoir und ließen ihre Blicke umher-schweifen. Es regnete zwar noch nicht, allein das Tageslicht verdunkelte sich, Windstöße peitschten den Boden und wirbelten weiße Staubwolken empor. Beim ersten Donner-schlag erschraf Fräulein Remanjou so heftig, daß sie sich bekreuzte. Alle blickten jetzt besorgt nach der großen Uhr über dem Spiegel: es war bereits in zwanzig Minuten zwei Uhr.

„Jetzt geht's los!“ rief Coupeau. „Die Engel weinen schon!“

Ein Regenstoß fegte über die Straße, und man sah die Frauen mit zusammengerafften Kleidern nach irgend einem schützenden Obdach fliehen. Und gerade mitten in diesem ersten Guß kam endlich Frau Lorilleux atemlos und wütend an, wobei sie ihren Regenschirm, der nicht sogleich sich schließen wollte, mit Hestigkeit auf den Boden stieß.

„Hat man je so etwas gesehen!“ stammelte sie. „Knapp vor der Thür hat michs erwischt. Ich hatte nicht übel Lust, wieder hinaufzugehen und mich auszu-ziehen. Ich hätte da wahrlich am besten gethan . . . Ah! die Hochzeit fängt gut an! Ich dachte mir so etwas

gleich und wollte deshalb alles auf nächsten Sonnabend verschieben. Es regnet jetzt bloß deshalb, weil man nicht auf mich gehört hat! Um so besser! Dann ist es auch schon recht, wenn es jetzt gießt, soviel vom Himmel will!“

Coupeau suchte sie zu beschwichtigen; sie aber polterte jetzt erst recht wieder los. Er bezahle ihr Kleid doch sicher nicht, wenn es verdorben sei, bemerkte sie höhnisch. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid, in welchem sie fast ersticke; das Korsett war zu eng, schlug an den Knopflöchern Falten und schnitt ihr tief in die Schultern ein; das enge Unterkleid schmiegte sich dicht an, sodaß sie nur ganz kleine Schritte zu machen im Stande war. Dennoch blickten die Damen der Gesellschaft sie mit zusammengekniffenen Lippen an und zeigten eine erregte Miene angesichts ihrer Toilette. Sie schien Gervaise nicht einmal zu bemerken, welche neben Mutter Coupeau saß. Schließlich rief sie Dorilleug zu sich und bat ihn um sein Taschentuch, darauf ging sie nach einer Ecke des Zimmers und wuschte sorgfältig die einzelnen Regentropfen von ihrem seidenen Kleide.

Unterdessen hatte der Guß plötzlich aufgehört; allein das Tageslicht war noch immer verdunkelt, und durch die Dunkelheit zuckten grelle Blitze. Darauf brach das Unwetter mit aller Gewalt los, und eine halbe Stunde lang stürzten Wassermassen in Strömen hernieder und der Donner schien kein Ende nehmen zu wollen. Die Männer waren vor die Thür getreten und betrachteten aufmerksam den Regenschleier, die angeschwollenen Rinnsteine und den Wasserstaub, welcher aus den Regenpfützen aufstieg. Die Frauen saßen erschreckt und die Hände vor den Augen auf ihren Stühlen; die Unterhaltung war verstummt, und es schien als sei ihnen die Kehle zugeschnürt. Als Boche sich scherzend über den Donner ausließ und bemerkte, Petrus

niese oben, lachte niemand darüber. Als aber die Donner-
schläge immer vereinzelter erfolgten und sich allmählich in
der Ferne verloren, begann die Gesellschaft sich wieder zu
beruhigen, man schimpfte, fluchte auf das Gewitter und
drohte den Wolken mit geballten Fäusten. Jetzt rieselte
von dem aschgrauen Himmel ein feiner Regen hernieder
und schien kein Ende nehmen zu wollen.

„Es ist schon über zwei Uhr,“ rief Frau Lorilleux.
„Wir können uns hier doch nicht schlafen legen!“

Als Fräulein Remanjou davon sprach, daß man
einen Ausflug auf das Land machen solle, war die Hoch-
zeitsgesellschaft einstimmig dagegen: die Wege würden nett
aussehen, meinte man; man könne sich nicht einmal ins
Grüne setzen, außerdem scheine das Wetter noch gar nicht
vorüber zu sein und sehr leicht könne ein neuer Regenguß
kommen. Coupeau verfolgte indessen mit seinen Blicken
einen Arbeiter, welcher, obwohl vom Regen völlig durch-
weicht, ruhig seines Weges ging, und murmelte: „Wenn
dieser Esel Mes=Bottes auf der Straße nach St. Denis
auf uns wartet, so wird ihm eben auch nicht die Sonne
auf den Buckel scheinen.“

Dies rief ein allgemeines Gelächter hervor; indes
nahm trotzdem die schlechte Laune immer mehr zu, so daß
es schließlich höchst langweilig ward. Man mußte sich zu
irgend etwas entschließen, da man ohne Zweifel nicht
wünschte, bis zum Diner einander stumm anzustarren.
Eine Viertelstunde lang zerbrach man sich angesichts des
hartnäckigen Unwetters den Kopf. Bibi-la=Grillade schlug
vor, sich mit einem Spielchen zu unterhalten; Boche
kannte eins, das gewöhnlich „Weichwater“ genannt werde;
Frau Gaudron sprach davon, man möge nach der Rue
Clignancourt gehen und Zwiebeltorte essen; Frau Verat
würde es am liebsten gesehen haben, wenn man Geschich-

ten erzählt hätte; Gaudron hatte keinen bestimmten Wunsch, er befand sich ganz wohl und machte nur das Anerbieten, man solle sogleich den Tisch decken lassen. Jeder Vorschlag ward stürmisch beraten: der eine ward albern, der andre langweilig gefunden. Als hierauf Lorilleux, der auch seine Meinung zum besten geben wollte, einfach einen Spaziergang nach dem Père-Lachaise vorschlug, wo man, wenn es die Zeit erlaube, die Gräber von Abälard und Heloise betrachten könne, rief Frau Lorilleux ungeduldig aus: Sie werde der Gesellschaft den Rücken kehren! Ja, das wolle sie thun! Man wolle sich wohl gar noch über die Leute lustig machen? Habe sie sich denn deshalb angeputzt und den Regen ausgestanden, um hier in der Weinkneipe hocken zu beiben? Nein, nein, jetzt habe sie genug von einer solchen Hochzeit und wolle lieber nach Hause gehen.

Und sie hätte ihren Worten wirklich die That folgen lassen, wenn ihr Coupeau und Lorilleux nicht die Thür vertreten hätten, worüber sie ärgerlich ausrief:

„Packt Euch weg da! Ich sage Euch, ich will fort!“

Als es ihrem Manne schließlich gelungen war, sie zu beruhigen, trat Coupeau zu Gervaise heran, die noch immer in ihrer Ecke saß, wo sie mit ihrer Schwiegermutter und Frau Fauconnier plauderte.

„Aber Sie schlagen ja gar nichts vor,“ redete er sie an, indem er nicht wagte, sie zu dügen.

„Oh! meinetwegen mag man thun, was man will,“ entgegnete sie lächelnd. „Ich bin nicht so peinlich! Ob wir gehen oder hier bleiben, ist mir ganz gleich. Ich fühle mich ganz wohl, und mehr verlange ich nicht.“

In der That strahlte ihr Gesicht in milder Freude. Seitdem die Gäste da waren, sprach sie zu jedem mit einer leisen bewegten Stimme, ohne sich in die Streitigkeiten

zu mischen. Während des Gewitters hatte sie mit festem Blick den Blitzen zugeschaut, als ob sie gleichsam in diesem plötzlichen Aufleuchten tiefster Dinge der Zukunft schaue.

Herr Madinier indeß hatte auch noch keinen Vorschlag gemacht. An den Ladentisch gelehnt stand er da, und bewahrte seine Würde als Meister.

„Lieber Gott!“ sagte er, „man könnte vielleicht ins Museum gehen . . .“

Dabei strich er sich selbstgefällig über das Kinn und betrachtete die Gesellschaft mit fragendem Blicke.

„Dort kann man Altertümer, Statuen, Gemälde, kurz eine Unzahl von Gegenständen sehen! Es ist sehr lehrreich . . . Vielleicht kennen Sie das Museum gar nicht? O! das muß man sich ansehen, wenigstens einmal im Leben.“

Prüfend blickten die Glieder der Gesellschaft einander an. Gervaise kannte das Museum noch nicht, auch Frau Fauconnier nicht, ebenso Boche und die andern. Coupeau glaubte einmal Sonntags dort gewesen zu sein, allein es war ihm nicht mehr ganz erinnerlich. Man war noch nicht recht mit sich einig, als Frau Lorilleux, auf welche die gewichtige Miene des Herrn Madinier einen tiefen Eindruck machte, den Vorschlag sehr geeignet fand. Da man nun einmal den Tag geopfert hatte und angekleidet sei, so könne es gar nicht schaden, wenn man etwas „Instruktives“ besuche. Ihr stimmte natürlich jedermann bei. Da es indeß noch schwach regnete, so lieb man sich von dem Weinhändler alte Regenschirme, blaue, grüne und braune, welche nach und nach von Gästen stehen gelassen worden, und machte sich auf den Weg nach dem Museum.

Rechts durch die Vorstadt St. Denis dirigierte sich die Gesellschaft nach Paris zu. Coupeau und Gervaise gingen wieder voran. Herr Madinier bot Frau Lorilleux

den Arm, während Mutter Coupeau wegen ihrer schwachen Beine in der Weinschenke zurückgeblieben war. Darauf folgten Lorilleux mit Frau Verat, Boche mit Frau Fauconnier, Bibi-la-Grillade mit Fräulein Remanjou und schließlich das Ehepaar Gaudron. So bildeten die zwölf Personen einen ganz anständig langen Zug auf dem Trottoir.

„O! ich gebe Ihnen die Versicherung, daß wir mit der Sache nichts zu thun haben,“ erklärte Frau Lorilleux Herrn Madinier. „Wir wissen nicht, wo er sie hergenommen hat, oder vielmehr, wir wissen es nur zu gut; aber deshalb brauchen wir noch nicht darüber zu sprechen, nicht wahr? . . . Mein Mann hat die Trauringe kaufen müssen und heute früh, als er kaum aus dem Bett war, mußte er ihnen zehn Frank leihen, ohne die jetzt gar keine Hochzeit möglich wäre . . . Was sagen Sie zu einer Braut, die nicht einmal einen Verwandten zu ihrer Hochzeit mitbringt? Sie behauptet doch, sie hätte in Paris eine Schwester, welche einen Wurstladen besitze! Warum hat sie diese denn nicht eingeladen?“

Sie unterbrach sich und deutete auf Gervaise, welche auf dem abschüssigen Trottoir noch mehr hinkte als gewöhnlich.

„Schauen Sie nur dieses Krüppelbein!“

Wie ein Lauffeuer hatte sich dieses Wort in der Gesellschaft verbreitet. Lorilleux bemerkte höhnisch, daß dies die beste Bezeichnung für sie sei. Aber Frau Fauconnier ergriff für Gervaise Partei: man thue ihr unrecht, wenn man sich über sie lustig mache, sie sei sauber und in ihrer Arbeit völlig tüchtig.

Von der Rue St. Denis aus überschritt die Hochzeitsgesellschaft den Boulevard. Wegen des hier herrschenden Wagengetümmels mußte man einige Zeit warten; endlich wagte man sich über die Straße, welche der Gewitterregen:

in einen Schlammsee verwandelt hatte. Zugleich hatte der Regen wieder begonnen, und die Hochzeitsgäste hatten deshalb ihre Regenschirme aufgespannt. Unter diesen armseligen Dingen, welche die Männer hielten, schürzten sich die Frauen auf, und so zog die Gesellschaft durch den Kot. Da riefen zwei Bummler höhrend ihnen nach; die Vorübergehenden blieben verwundert stehen, und hinter ihren Ladenfenstern sah man die lachenden Gesichter der Geschäftsleute auftauchen. Mitten in dem Gewühl der Menge, auf dem durchweichten grauen Boden des Boulevards schritten die Paare dahin; Gervaise in ihrem dicken blauen Kleide, Frau Fauconnier in ihrem mit Blumen bedeckten Gewande, Boche in seiner kanariengelben Hose; kurz, die Schwerfälligkeit, welche diese Leute alle in den anständigen Kleidern an den Tag legten, verlieh auch dem feingebügelten Ueberzieher Coupeaus sowie auch dem Frack des Herrn Madinier etwas Komisches, Karnevalartiges, während die schöne Toilette der Madame Lorilleux, die Schleppe der Frau Verat und das abgetragene Kleid von Fräulein Remanjou so recht charakteristisch dafür waren, wie ungeschickt doch die Armut in ungewohntem Luxus erscheint. Besonders aber sahen die Hüte der Männer drollig aus; es waren meist alte Inventariestücke, deren Glanz im Dunkel der Schränke verblichen war und die die absonderlichsten Formen zeigten: der eine war zu hoch, der andre am Rande abgenutzt und von Schweiß und Fett durchdrungen, der dritte wieder hatte eine ungewöhnlich breite Krempe, ein vierter war zu flach, zu weit oder zu eng. Das Gelächter ward noch stärker, als ganz zuletzt, als Schlusseffekt des Schauspiels, Frau Gaudron erschien, deren pralles, grellviolettes Kleid mit ihrer Wohlbeleibtheit ein sonderbares Bild bot. Indessen ließ sich die Gesellschaft durchaus nicht stören, vielmehr freute sie sich darüber, daß man auf sie aufmerksam ward.

„Seht! dort geht die Braut!“ rief einer der Bummeler aus und deutete auf Frau Gaudron.

Darob brach die ganze Gesellschaft in lautes Lachen aus. Die Wollkammerin lachte am stärksten mit.

Endlich langte man am Louvre an. Herr Madinier bat höflich, den Führer des Zuges machen zu dürfen.

Es sei, meinte er, sehr leicht möglich, sich im Museum zu verirren. Er sei übrigens mit den schönsten Stellen bekannt, weil er oft die Sammlungen mit einem Künstler besucht habe, einem sehr geistreichen Burschen, der seine Zeichnungen an eine Kartonnagenfabrik verkaufe. Als die Hochzeitsgesellschaft unten in das assyrische Museum trat, fröstelten sämliche Mitglieder. Verdammt! hier sei es ja infam kalt; den Saal hätte man eher für einen Keller halten können. Langsam und mit staunenden Blicken schritten die Paare zwischen den Steinkolosseu dahin, zwischen den stummen Götterbildnissen aus schwarzem Marmor, jenen riesenhaften Tiergestalten, die, halb Raue halb Weib, mit ihren starren Gesichtern, ihren dünnen Nasen und aufgeworfenen Lippen starr dalagen. Sie fanden alles dies häßlich und bemerkten einstimmig, heutzutage bearbeite man die Steine viel besser. Eine phönizische Inschrift rief allgemeine Bestürzung hervor. Unmöglich, meinte man, habe je ein Mensch diese Krizelei lesen können. Unterdessen stand Herr Madinier mit Frau Lorilleux bereits auf dem ersten Treppenabsatz und rief den übrigen zu, daß es durch die Säulen halte: „Kommen Sie doch! Hier ist noch gar nichts . . . Da müssen Sie erst eine Treppe hoch kommen!“

Die würdevolle Einfachheit der Treppe stimmte die Gesellschaft ernst. Noch mehr ward ihr Staunen gesteigert durch einen Aufseher, der in roter Weste und goldverzierter Livree auf der Treppe stand. Ehrfurchtsvoll be-

traten sie so geräuschlos wie möglich die Nationalgalerie.

Hierauf folgten sie, ohne stehen zu bleiben, der Flucht des kleinen Salons und betrachteten staunend die Unmasse von Gemälden, während ihre Augen von der Goldverzierung der Rahmen geblendet waren. Man hätte eine Stunde vor jedem einzelnen Bilde stehen bleiben müssen, um es zu verstehen. Alle Wetter! welche Menge Bilder! das hörte ja gar nicht auf. Ein nettes Sümmdchen mußte hier ausgegeben worden sein. Plötzlich machte Herr Madinier die Gesellschaft auf ein Gemälde aufmerksam, welches das „Floß der Medusa“ darstellte, und erklärte die Begebenheit. Schweigend und tief bewegt umstanden ihn alle. Als man dieses Bild verließ, äußerte Boche die Gefühle der Gesellschaft in den inhaltschweren Worten:

„Ah! es ist riesig!“

In der Apollogalerie riß besonders der spiegelglatte glänzende Parkettfußboden die Gesellschaft zur Bewunderung hin. Fräulein Remanjou machte die Augen zu, denn sie glaubte auf Wasser zu gehen. Frau Gaudron rief man zu, sie solle wegen ihres Zustandes ja fest und sicher auftreten. Herr Madinier wollte ihnen die Vergoldungen und Malereien an der Decke zeigen; aber da mußten sie ja den Kopf zu weit zurückbeugen und konnten trotzdem nichts unterscheiden. Ehe man hierauf den viereckigen Saal betrat, deutete er mit der Hand nach einem Fenster und sagte:

„Hier ist der Balkon, von welchem aus Karl IX. auf das Volk geschossen hat.“

Währenddem hatte er stets ein wachsamcs Auge auf das Ende des Zuges. Mitten in dem viereckigen Saale kommandierte er mit einer Handbewegung Halt.

„Hier hängen nur Meisterwerke,“ flüsterte er würdevoll, als ob er in der Kirche sei.

Man ging nun im Saal herum. Gervaise bat um eine Erklärung der „Hochzeit zu Kana“ und bemerkte, es sei doch zu dumm, daß die Bedeutung der Gemälde nicht auf den Rahmen zu lesen sei. Coupeau blieb vor der „Jucunda“ stehen und entdeckte in ihr eine gewisse Ähnlichkeit mit einer seiner Tanten. Mit verstoßenem Lächeln machten Voche und Bibi-la-Grillade einander auf die nackten Frauenbilder aufmerksam; besonders waren sie über die Schenkel der Antiope ergriffen. Ganz am Ende des Saales stand vor der „Jungfrau“ von Murillo das Ehepaar Gaudron; der Mann sperrte staunend den Mund auf, während die Frau die Hände gekreuzt über dem Bauche hielt.

Als man den Saal durchschritten hatte, wünschte Herr Madinier, man möge noch einmal von vorn anfangen, da es sich wohl der Mühe verlohne. Besonders aufmerksam war er gegen Frau Lorilleux wegen ihres Seidenkleides, und auf jede Frage, welche sie an ihn richtete, antwortete er mit wichtiger Miene und schien sehr bewandert zu sein. Da sie sich für die Geliebte Tizians interessierte, deren braunes Haar sie dem ihrigen ähnlich fand, erklärte er das Bild für das der schönen Ferronière, einer Geliebten Heinrichs IV., über welche man im Ambigu-Theater ein Drama aufgeführt habe.

Darauf führte er seine Hochzeitsleute in die lange Galerie der italienischen und niederländischen Schule. Wieder und immer wieder zeigten sich Gemälde: Heilige, Männer und Frauen mit unbekanntem Gesichtern, ganz schwarze Landschaften, vergilbte Tierstücke, ein wildes Gemisch von Menschen und Gegenständen, deren lebhaftes Farbengewirr ihnen allmählich Kopfschmerzen bereitete.

Herr Madinier sprach nicht mehr und führte langsam den Zug in guter Ordnung vorwärts, wobei alle staunend die Hälse emporreckten. Jahrhunderte der Kunst zogen an ihnen vorüber, ohne daß sie in ihrer völligen Kenntnisslosigkeit eine Ahnung davon hatten: die feinen einfachen Töne der ältesten Maler, der Glanz der Venetianer, die farbensatten Landschaften der Holländer mit ihren schönen Lichteffecten. Am meisten aber interessierten sie noch die Kopisten, welche mitten unter den Leuten ungeniert vor ihren Staffeleien saßen und malten; eine alte Dame stand auf einer großen Leiter und malte mit einem mächtigen Pinsel einen zarten Himmel auf eine riesige Leinwand, was die Gesellschaft sonderbar berührte. Unterdessen mochte sich das Gerücht im Saale verbreitet haben, daß eine Hochzeitsgesellschaft das Louvre besuche; mit spöttischem Lächeln kamen einige Maler herbei; zahlreiche Neugierige setzten sich im voraus auf die Bänke, um dann bequem die Gesellschaft an sich vorbeiziehen zu sehen, während die Aufwärter die Lippen zusammenkniffen und sich kaum enthalten konnten, irgend eine witzige Bemerkung zu machen. Jetzt hatte die Hochzeitsgesellschaft vor Ermüdung ihren Respekt vergessen und schleifte mit ihren neubeschlagenen Schuhen nachlässig auf dem Parkettboden dahin, grade als ob eine Herde in den prachtvollen jaubereren Sälen herumtrampelte.

Herr Madinier sprach kein Wort, in der Meinung, auf diese Weise eine noch größere Wirkung zu erzielen. Er ging stracks auf die „Kirmes“ von Rubens los. Noch immer schweigend, begnügte er sich, mit einem schelmischen Blicke auf das Gemälde zu zeigen. Als die Damen des Gemäldes ansichtig wurden, steckten sie die Köpfe zusammen und fingen an, verstohlen zu kichern; dann aber wandten sie sich mit schamroten Gesichtern weg. Die Männer aber hielten sich scherzend zurück und suchten das Schlüpfrige an dem Bilde auseinanderzusetzen.

„Kommt, laßt uns weiter gehen,“ sagte jetzt Madinier, dem das Herz schwoll über seinen famosen Erfolg. „Es giebt hier nichts mehr zu sehen.“

Die Gesellschaft kehrte auf demselben Wege zurück, den sie gekommen war, und durchschritt nochmals den viereckigen Saal und die Apollogalerie. Frau Lerat und Fräulein Remanjou klagten über Müdigkeit und erklärten, die Beine seien ihnen wie abgeschlagen. Aber der Kartonnagenarbeiter wollte Lorilleux noch die alten Schmucksachen weisen, die nebena in einem kleinen Zimmer und dort wieder ganz im Hintergrunde ausgestellt waren. Er würde, meinte er, sie mit geschlossenen Augen finden! Doch er täuschte sich und ließ die Gesellschaft durch sieben oder acht große leere Säle wandern, in denen nur Glas-schränke mit einer zahllosen Menge kleiner häßlicher Heiligenbilder zu sehen waren. Die Leute fingen an zu frösteln und sich schrecklich zu langweilen. Man suchte nach einer Thür, um wieder etwas andres zu erblicken. So kam man zu den Zeichnungen und hier begann das Staunen von neuem: dieselben wollten ja nicht aufhören, Saal folgte auf Saal und gar nichts Lustiges darunter, bloß eine Anzahl vollgekrizelter Bogen, hinter Glas an den Wänden aufgehängt. Das war Herrn Madinier denn doch zu arg; er hätte gleich den Verstand verlieren können, und doch gab er nicht alle Hoffnung auf. Jetzt kam ihm eine Treppe zu Gesicht, und er hieß die Leute hinaufsteigen. Nun aber gelangte man in das Marinemuseum, mitten unter die Modelle von Geräten und Kanonen, Reliefdarstellungen, Kriegsschiffen, die alle nicht größer waren als Spielzeug. Wieder verstrich eine Viertelstunde, ehe sie an eine zweite Treppe kamen. Man stieg hinab und — es war zum rasend werden — man stand abermals vor den Handzeichnungen. Nunmehr ergriff alle

die Verzweiflung, die Gesellschaft lief auf gut Glück durch die Säle, alle Herrn Madinier folgend. Dem Aermsten trat der Schweiß in dicken Tropfen auf die Stirn. Er wischte unaufhörlich und wütete dabei gegen die Verwaltung, weil diese die Ausgänge habe ändern lassen. Erstaut schauten die Aufwärter und die übrigen Besucher dem Zuge nach. In weniger als zwanzig Minuten sah man sie wieder — dank ihrem Eifer! — im viereckigen Salon, in der Nationalgalerie, und selbst die unendlichen Reihen von Schränken, in denen die Götter des Orients ruhten, sah man sie nochmals entlang laufen. Sie schienen verurteilt dazu, sich in dem Labyrinth von Sälen totzubegeben. Verzweifelt lief man, wie sehr auch die Beine schmerzten, weiter.

„Es wird geschlossen! es wird geschlossen!“ riefen die mächtigen Stimmen der Aufwärter. Und es fehlte nicht viel, so hätte man die ganze Gesellschaft eingeschlossen. Ein Aufwärter mußte sie bis an die Ausgangsthür führen. In Eile nahm man von der Garderobe die Regenschirme wieder zu sich, und erst im Hofe des Louvre atmete die Gesellschaft wieder auf. Herr Madinier bekam seine völlige Geistesgegenwart wieder; er hatte aber übrigens ganz recht gehabt, daß man sich nicht links halten dürfe; jetzt erinnerte er sich, daß ja die Schmucksachen rechts ausgestellt seien. Trotz des kleinen Vergernisses meinte jedermann, es wäre sehr nett gewesen und es brauche es niemand zu bereuen, das Museum besucht zu haben. . .

Es schlug vier Uhr. Zwei volle Stunden blieben ihnen noch, ehe das Essen ihrer wartete. Um die Zeit hinzubringen, beschloß man, einen Spaziergang zu machen. Die Damen freilich waren sehr müde und hätten lieber ein bißchen ausgeruht. Da aber niemand sie dazu aufforderte, unterdrückten sie ihre Müdigkeit, man setzte sich

in Marsch und ging am Quai entlag. Da brach ein neues Unglück für die Gesellschaft herein. Es begann so stark zu regnen, daß trotz der Regenschirme es um die Toiletten der Damen geschehen war. Frau Lorilleux, der jeder Tropfen, welcher ihr Kleid benetzte, wie ein Dolchstoß durchs Herz ging, bat inständig, man möge sich doch schleunigst unter den Pont Royal flüchten; sie drohte übrigens, allein zu gehen, wenn man etwas andres beginnen wolle. So schlug denn der Zug seinen Weg nach dem Pont Royal ein, und hier fühlte man sich sehr wohl. Die Damen breiteten ihre Taschentücher auf den Steinen aus und ließen sich darauf nieder. Die Kniee wurden dabei weit auseinander gespreizt, und mit beiden Händen rissen sie die Grasshalme heraus, welche zwischen den Steinen gewachsen waren, oder sahen dem trüben Seinewasser zu, wie es ruhig dahin floß. Die Männer aber schrieten um die Wette, um das Echo des gegenüberliegenden Brückenbogens zu wecken; Boche und Bibi-la-Grillade thaten sich ein Gütchen, möglichst laut „Schweinhund!“ zu schreien, und hielten sich dann den Bauch vor Lachen, wenn ihnen das Echo das Wort zurücksandte. Als sie sich heiser geschrien hatten, hoben sie flache Kieselsteine auf, um „Butterbemmchen“ auf den Seinefluten zu werfen.

Der Regenguß war zwar vorüber; indefs der Gesellschaft gefiel es hier so gut, daß niemand an das Gehen dachte. Die Seine führte riesige Fettaugen mit sich, alte Korke und Gemüseabfälle, einen Haufen Unrat, den ein Strudel in dem unruhigen Wasser zurückhielt; währenddem rollten über ihnen die Omnibusse, Fiaker, kurz das ganze Leben von Paris vorüber, von dem sie da unten nur links und rechts einige Häuser erblickten. Sie schauten wie aus einem Brunnen herauf. „Ach!“ seufzte Fräulein Remanjon und erklärte, daß diese Stelle, wenn noch

Bäume da wären, lebhaft an einen Ort an der Marne erinnere, wo sie um das Jahr 1817 mit einem jungen Manne spazieren gegangen sei, den sie noch jetzt beweine.

Herr Madinier indeß gab das Zeichen zum Aufbruch. Man ging durch den Tuileriengarten inmitten einer frohen Kinderschar, von denen die eifrigeren zuweilen, ganz auf ihre Ballons und Reifen erpicht, die wohlgeordnete Reihe des Zuges durchbrachen. Als man hierauf, auf dem Vendomeplaze angelangt, die Säule betrachtete, dachte Herr Madinier daran, den Damen eine Aufmerksamkeit zu erweisen; er lud sie ein, die Säule zu besteigen, um den Anblick von Paris genießen zu können. Ein Gang da hinauf kam ihnen zu drollig vor. Ja, gewiß, das wollte man thun und lachte längere Zeit über den lustigen Einfall. Uebrigens war das für Leute interessant genug, welche sich noch nicht in so schwindelnder Höhe bewegt hatten.

So stieg denn die Gesellschaft auf der engen Wendeltreppe hinauf, wobei man sich zuweilen mit den Füßen an den abgenutzten Stufen stieß. Weiter oben ward die Dunkelheit immer stärker, und hier wollte das Gelächter kein Ende nehmen. Boyce, welcher Zugführer war, erklärte, daß man alt werden könne, ehe man diesen Schornstein durchlaufen habe. Das wolle ja gar nicht enden, man müsse doch bald in den Himmel kommen! Dann suchte er wieder die Damen zu erschrecken, indem er plötzlich ausrief: die Säule schwanke. Coupeau jedoch schwieg beständig. Er war dicht hinter Gervaise her und hielt sie an der Taille, da er merkte, daß sie die Kräfte verließen. Er wollte ihr eben einen Kuß auf den Nacken drücken, als man plötzlich ans Tageslicht kam.

„Na, ihr seid mir hübsche Leute!“ rief Frau Lorilleux

entrüstet aus; „aber meinetwegen thut, was Euch gefällt! Geniert Euch nicht!“

Bibi-la-Grillade schien wütend und brummte zwischen den Zähnen: „Ihr habt einen schönen Krawall gemacht! Ich konnte nicht einmal die Stufen zählen.“

Aber Herr Madinier stand schon auf der Plattform und deutete auf die verschiedenen Bauten. Frau Fauconnier und Fräulein Nemanjou wollten um keinen Preis der Welt die Treppe verlassen; der bloße Gedanke an das Straßenpflaster da unten machte ihr Blut stocken, und sie begnügten sich damit, verstoßen zu der kleinen Thür herauszublicken. Frau Lerat war beherzter und ging rings um die enge Terrasse der Säule, wobei sie sich dicht an die Kuppel anschniegte. Es war auf alle Fälle ein aufregender Gedanke, daß man nur ein Bein darüber hinauszuhoben brauchte. Großer Gott! was müsse das für ein Sturz sein! Die Männer blickten etwas ängstlich auf den Platz hinunter. Man hätte glauben können, in der Luft von allen getrennt sich zu befinden. Man mußte mit Schauern daran denken. Herr Madinier jedoch empfahl die Augen aufzuthun und geradeaus in die Ferne zu blicken; das, meinte er, verhindere den Schwindel. Unter dessen deutete er der Reihe nach auf den Invalidendom, das Pantheon, die Notre-damekirche, den Jakobsturm und den Montmartre. Darauf fiel es der Frau Lorilleux ein, zu fragen, ob man auf dem Boulevard de la Chapelle die „Silbermühle“ erkennen könne. Zehn Minuten lang suchte man und stritt sich sogar darüber, da ein jedes das Gebäude irgendwo erblicken wollte.

Rings umher breitete Paris sein graues Häusermeer bis in die blaue Ferne aus, seine tiefen Thäler mit ihren unzähligen Dächern; die ganze rechte Flußseite lag im Schatten einer kupferfarbenen Wolke, während von dem

Kande dieser goldumfäumten Wolke her ein heller Lichtschein strömte, so daß die Millionen von Fensterscheiben am linken Ufer wie Sterne funkelten und diese Ecke der Stadt sich leuchtend von dem reinen, durch das Gewitter geläuterten Himmel abhob.

„Es war wirklich nicht der Mühe wert, heraufzusteigen, um uns hier das Gesicht vollblasen zu lassen,“ bemerkte Boche ärgerlich und ging wieder nach der Treppe zu.

So stieg denn die Gesellschaft schweigend wieder hinab, so daß man nur das Poltern der Schuhe auf den Stufen hörte. Unten angelangt, wollte Herr Madinier bezahlen. Aber Coupeau verhinderte das und drückte eiligst dem Wächter vierundzwanzig Sous in die Hand, so daß also zwei Sous auf die Person kamen. Es war jetzt beinahe halb sechs Uhr und man hatte also gerade Zeit, um zurecht zu kommen. Nun ging man über die Boulevards und durch den Faubourg Poissonniere zurück. Coupeau fand, daß der Spaziergang so nicht enden dürfe, und deshalb drängte er die ganze Gesellschaft in eine Weinchenke, wo sie Wermutschnaps tranken.

Die Mahlzeit war für sechs Uhr bestellt, und schon zwanzig Minuten wartete man in der „Silbermühle“ auf die Hochzeitsgesellschaft. Frau Boche, deren Hausmeisterinamt einstweilen von einer Frau im Hause besorgt wurde, plauderte im Salon des ersten Stocks gegenüber dem gedeckten Tische mit Mutter Coupeau; während Claude und Stephan sich damit belustigten, unter den Stühlen umherzukriechen. Als Gervaise hereinkam und die Kleinen bemerkte, welche sie den ganzen Tag nicht gesehen hatte, nahm sie dieselben auf den Schoß und küßte sie zärtlich.

„Sind sie artig gewesen?“ frug sie Frau Boche.
„Sie haben sich doch hoffentlich nicht über sie geärgert!“

Als diese nun die Aeußerungen der Kleinen erzählte, welche zum Tottlachen waren, hob sie dieselben abermals empor und preßte sie gegen sich, von wilder Zärtlichkeit ergriffen.

Gervaise hatte ihre heitere Ruhe seit dem Morgen bewahrt. Seit dem Spaziergange jedoch wurde sie zuweilen tiefbetrübt und betrachtete ihren Gatten und die beiden Lorilleux mit ihrer ruhigen und nachdenklichen Miene. Coupeau kam ihr seiner Schwester gegenüber feige vor. Noch am Abend vorher schwur er hoch und teuer, jenen Rattlernzungen die Wahrheit zu sagen, wenn sie sich ungebührlich betragen sollten; aber jetzt, wo er sich in ihrer Nähe befand, war er geschmeidig wie ein Hund, suchte ihre oft verfänglichen Worte zu drehen und zu wenden und fügte sich selbst in die schwierigsten Lagen, nur um ihren Zorn nicht zu erregen. Dies war der einzige Umstand, um dessen willen die junge Frau besorgt in die Zukunft blickte.

Einstweilen wartete man nur noch auf Mes=Bottes, der sich noch nicht hatte sehen lassen.

„Ah! wozu auf den warten!“ rief Coupeau, „wir wollen uns zu Tische setzen. Der wird uns schon nicht verfehlen, er hat eine feine Nase und riecht es schon von weitem, wo es etwas zu knappern giebt. . . Es muß ihm wirklich sehr gefallen, wenn er noch immer auf der Straße von St. Denis Maulaffen feil hält!“

Ob dieser Bemerkung sehr erheitert, nahm die Gesellschaft unter lautem Stuhlrücken Platz. Gervaise saß zwischen Lorilleux und Herrn Madinier, während Coupeau sich zwischen Frau Fauconnier und Frau Lorilleux befand. Die andern Gäste setzten sich ganz nach Belieben, weil es ihrer Ansicht zufolge immer zu Streitigkeiten führte, wenn einem die Plätze angewiesen wurden. Boche wußte sich

neben Frau Lerat ein Plätzchen zu sichern; Bibi-la-Grillade bekam Fräulein Nemanjou und Frau Gaudron neben sich. Frau Boche aber und Mutter Coupeau saßen am Ende des Tisches und bewachten die Kinder, schnitten ihnen das Fleisch zurecht und gaben ihnen zu trinken, wobei vor allen Dingen der Wein nicht geschont wurde.

„Sagt denn niemand das Tischgebet?“ frug Boche, während die Damen ihre Kleider sorgfältig unter das Tischtuch bargen, um keine Flecke darauf kommen zu lassen.

Allein Frau Lorilleux bemerkte, sie liebe derartige Spöttereien nicht. Dann ward die Nudelsuppe, welche bereits ziemlich kalt war, mit möglichster Schnelligkeit verzehrt. Zwei Kellner in knappen schmutzigen Jacken und Schürzen von zweifelhafter Farbe bedienten. Durch die vier offenen, auf den mit Akazien bepflanzten Hof gehenden Fenster drang noch das volle Tageslicht herein, wiewohl die Zeit bereits ziemlich vorgeschritten war, während die Luft nach dem Gewitter zwar gereinigt aber noch immer schwül war. Der Widerschein der Bäume in jenem feuchten Winkel warf einen grünlichen Schimmer in den dunsterfüllten Saal, während sich die Schatten der Blätter auf dem Tischtuch abzeichneten.

„Wir wollen doch nicht alle auf einmal reden,“ sagte Boche, als jeder schweigend auf seinen Teller gebeugt dajaß.

Eben trank man das erste Glas Wein, wobei man mit den Augen gierig zwei Fleischsorten verfolgte, welche von den Kellnern serviert wurden, als Mes-Bottes eintrat.

„Nun, ihr seid mir eine schöne Gesellschaft!“ rief er. „Drei Stunden lang habe ich auf der Straße gestanden, so daß mich sogar ein Schutzmann nach meinen Bavianen

gefragt hat . . . Einen Freund sollte man doch wahrlich nicht so zum Narren halten! Ihr hättet mich wenigstens durch einen Dienstmann benachrichtigen sollen. Ach, nein! wißt ihr, Scherz bei Seite, ich finde Eure Aufführung abscheulich. Zudem regnete es so stark, daß mir das Wasser sogar in die Taschen gelaufen ist . . . Wahrlich, man könnte drin angeln.“

Die Gesellschaft wollte sich ausschütten vor Lachen. Sicherlich hatte dieser Mes-Bottes wieder einen Rausch und gewiß schon seine zwei Liter in den Magen geschüttet, nur um dem Regen nicht zu unterliegen.

„He! Graf Dünnebein!“ sagte Coupeau, „setze Dich dort neben Frau Gaudron! Du siehst, man erwartet Dich.“

O! meinte er, er würde die andern schon einholen; dabei bestellte er sich drei Teller Suppe und schnitt noch riesige Brotstücke hinein. Als man hierauf zu den Fleisch-torten überging, blickte ihn der ganze Tisch mit Bewunderung an. Konnte der aber Bissen machen! Die Kellner in ihrer Bestürzung reichten einander immer Brotschnitte zu, welche er mit Leichtigkeit verschlang. Schließlich ward er ärgerlich und verlangte, man solle ein ganzes Brot neben ihn legen. Selbst der Wirt zeigte sich mit unruhiger Miene einige Zeit an der Thür des Saales. Die Gesellschaft schien das gerade erwartet zu haben und brach jetzt in tolles Gelächter aus. Hier konnte der Wirt einmal sehen, was einer vertragen kann! Dieser Mes-Bottes war doch ein verwünschter Bursche! Hatte er doch eines Tages, während es Zwölf schlug, zwölf harte Eier gegessen und dazu zwölf Glas Wein getrunken! So einen Eßer trifft man nicht alle Tage. Fräulein Remanjou sah gerührt zu, wie Mes-Bottes kaute, während Herr

Madinier nach einem Worte suchte, um sein fast ehrerbietiges Staunen auszudrücken, und wenigstens konstatierte, daß eine solche Fähigkeit etwas ganz Außerordentliches sei.

Schweigen trat ein. Ein Kellner hatte eben in einem breiten tiefen Teller ein Kaninchenfrikassée aufgetragen, und Coupeau erlaubte sich scherzend zu fragen:

„Sagen Sie einmal, Kellner, das ist wohl ein Gase aus der Dachtraufe . . . Er schreit ja noch Miau.“

In der That schien vom Teller her ein richtiges Miau zu ertönen. Coupeau wußte diesen Ton geschickt mit der Kehle nachzuahmen, ohne dabei nur im geringsten die Lippen zu bewegen; mit diesem Talent erntete er in Gesellschaften stets Erfolg, so daß er niemals außer dem Hause aß, ohne ein Frikassée zu bestellen. Hierauf schnurrte er genau wie eine Katze, worüber die Damen so sehr lachen mußten, daß sie sich die Servietten vors Gesicht hielten.

Frau Fauconnier wünschte den Kopf, da sie nur diesen gern aß. Fräulein Remanjou zog die Speckseiten allem andern vor.

Bald nahm die Unterhaltung einen ernsthaften Charakter an, indem ein jeder von seinem Handwerk sprach. Herr Madinier rühmte seine Kartonagenarbeit: es seien unter seiner Zunft wahre Künstler zu finden, meinte er; er erwähnte Kästchen für Neujahrs Geschenke, deren Modelle er kenne und die wahre Wunderwerke des Luxus seien. Lorilleux jedoch dünkte sich weit höher und war stolz darauf, in Gold zu arbeiten, dessen Widerschein er gleichsam an seinem ganzen Körper erblickte. Wiederholt bemerkte er, daß früher die Goldarbeiter den Degen getragen hätten,

und führte unter andern Bernhard Palissy an. Coupeau erzählte von dem Meisterwerk einer Wetterfahne, die einer seiner Kameraden angefertigt habe; dieselbe zeige eine Säule, eine Garbe, einen Fruchtkorb und eine Fahne, alles prachtvoll aus einzelnen Zinkstüchchen zusammengelötet. Frau Verat zeigte Bibi-la-Grillade, wie man einen Rosenstiel wickelt, indem sie den Griff ihres Messers zwischen ihren knöchigen Fingern hin und her drehte. Und so wurde die Unterhaltung immer lauter, und mitten in dem allgemeinen Lärm hörte man, wie Frau Fauconnier sich in heftigen Worten über ihre Arbeiterinnen beschwerte, zumal über ein kleines schmutziges Lehrmädchen, welches ihr noch am Abend vorher ein Paar Betttücher verbrannt habe.

„Sie mögen schwätzen, was Sie wollen,“ rief Dorilleuz und schlug mit der Hand auf den Tisch, „Gold bleibt Gold.“

Mitten in dem Schweigen, welches dieser Wahrspruch hervorrief, ließ sich nur noch die weiche flötenartige Stimme von Fräulein Remanjou vernehmen, welche fortfuhr:

„Dann hebe ich ihnen den Unterrock auf und nähe von innen . . . Hierauf bekommen sie eine Stednadel in den Kopf, damit der Hut festhält . . . Und damit ist das Zeug fertig und ich verkaufe sie für dreizehn Sous das Stück.“

Mit diesen Worten erklärte sie Mes = Bottes ihre Puppenfabrikation, während dessen Kinnladen wie ein Paar Mühlsteine arbeiteten. Er hörte nicht auf sie und beobachtete die Kellner ganz genau, damit diese nicht etwa eine nicht völlig geleerte Schüssel wegräumten. Man hatte eben ein Fricandeau mit Jus und grünen Bohnen gegessen und jetzt wurde der Braten aufgetragen, bestehend in zwei

mageren Hühnchen, welche auf einer Unterlage von Kresse ruhten.

Draußen schimmerte die untergehende Sonne durch die hohen Zweige der Akazien. Im Saale nahm der grüne Widerschein einen dunklern Ton an, dicke Dünste stiegen von dem mit Wein und Sauce beschmutzten Tisch empor, auf welchem ein wildes Durcheinander von Kouverts herrschte; an den Wänden entlang standen schmutzige Tellern und leere Flaschen, welche die Kellner dort aufgestellt hatten, und die gleichsam das zusammengehäuften Kehricht des Tischtuches bildeten. Da es sehr heiß war, zogen die Männer ihre Röcke aus und führen fort in Hemdsärmeln zu essen.

„Frau Boche, ich bitte Sie, füttern Sie die Kleinen nicht zu stark,“ bemerkte Gerbaise, welche sonst sehr wenig sprach und nur von fern über Claude und Stephan wachte.

Danach stand sie auf, trat hinter die Stühle, auf welchen die Kleinen saßen, und unterhielt sich einige Augenblicke mit ihnen. Die Kinder, meinte sie, seien noch ohne Vernunft und würden den ganzen Tag essen, ohne einen Bissen zurückzuweisen. Aber Mutter Coupeau behauptete, daß sie sich dreißt einmal den Magen verderben könnten. Während ein allgemeines Stillschweigen eintrat, sprach Herr Madinier über Politik.

„Das Gesetz vom 31. Mai ist auch was rechtes wert. Jetzt sind also zwei Jahre nötig, um das Bürgerrecht zu erlangen. Drei Millionen Bürger sind deshalb aus den Listen gestrichen worden. . . Man hat mir gesagt, daß Bonaparte im Grunde genommen nicht gut darauf zu sprechen ist, denn er liebt sein Volk, das hat er schon bewiesen. Ich bin zwar selbst Republikaner, allein ich

bewundere den Prinzen wegen seines Oheims, der ein Mann war, wie er nie wieder geboren werden wird.“

Bibi-la-Grillade ward ärgerlich über diese Bemerkung: er habe, meinte er, im Elysée gearbeitet und dabei den Bonaparte so nahe gesehen, wie jetzt Mes-Bottes vor ihm sitze, und dieser Tropf von einem Präsidenten sehe wie ein Karrengaul aus! Da jetzt die Auseinandersetzung einen bedenklichen Charakter anzunehmen schien, mußte Coupeau sich ins Mittel schlagen. „Ah! seid ihr wirklich noch so dumm, euch in Politik zu mengen? . . . Politik ist der reine Schwindel und existiert für unsereinen gar nicht! . . . Meinetwegen mag man einen König oder Kaiser oder gar nichts auf den Thron setzen, wenn ich nur meine fünf Frank pro Tag verdiene, satt zu essen habe und weiß, wo ich schlafen kann. Habe ich nicht recht? . . . Nein, ihr seid doch zu albern!“

Inzwischen war man beim Dessert angelangt, und mit lautem Geräusch räumten die Kellner den Tisch ab. Hierbei entschlüpfen der Frau Lorilleux, welche bis jetzt sich sehr anständig benommen hatte, unglücklicherweise die wenig anständigen Worte: „Infamer Schmutzbartel!“ weil ein Kellner beim Aufheben einer Schüssel ihr etwas Sauce in den Nacken gegossen hatte und sie steif und fest glaubte, ihr Seidenkleid habe einige Flecke bekommen. Herr Madinier mußte auf ihren Rücken sehen, versicherte aber feierlichst, daß nichts zu bemerken sei. Jetzt prangte mitten auf dem Tisch eine Salatschüssel mit Eiern, daneben zwei Teller mit Käse und zwei mit Früchten. Die Eier, deren Eiweiß zu hart gekocht war und welche deshalb in der gelblichen Sahnesauce schwammen, riefen allgemeines Staunen hervor, gleich irgend einem ganz unerwarteten vornehmen Gericht. Mes-Bottes aß indeß ruhig weiter und bestellte eben noch ein Brot. Den beiden Käsen machte er vollends

den Garaus, und als schließlich noch etwas Sahnensauce übrig blieb, ließ er sich die Salatschüssel reichen und schnitt große Brotscheiben hinein.

„Der Herr zeichnet sich wahrlich vor allen andern aus,“ sagte Herr Madinier, durch diese Leistung zu neuer Bewunderung hingerissen.

Hiernach standen die Männer auf, um ihre Pfeifen zu holen. Hinter Mes-Bottes blieben sie einige Augenblicke stehen, klopfen ihm auf die Schultern und frugen ihn, ob es ihm jetzt besser gehe. Bibi-la-Grillade wollte ihn samt dem Stuhl in die Höhe heben; aber Donnerwetter! der Kerl war noch einmal so schwer geworden. Coupeau, um der Sache die Krone aufzusetzen, erzählte, sein Freund finge jetzt erst richtig an und werde wohl noch ruhig die ganze Nacht hindurch Brot essen. Als dies die Kellner hörten, verschwanden sie vor Schreck. Jetzt kam auch Boche, der seit einigen Augenblicken hinuntergegangen war, wieder herauf und erzählte, was für ein saures Gesicht der Wirt unten mache; er stehe ganz bleich hinter seiner Ladentafel, die Wirtin habe eben nachsehen lassen, ob noch ein Bäckerladen offen sei und sogar die Hauskage schaue ganz betrübt darein. Wahrlich, das war zu drollig und allein schon das Geld für das Diner wert; ohne diesen Freßack Mes-Bottes war gar kein lustiges Picknick möglich. Die Männer hatten jetzt ihre Pfeifen angezündet und warfen jenem eifersüchtige Blicke zu; denn, um so viel zu essen, mußte man wirklich sehr solid gebaut sein!

Eine dunkle Nacht brach herein und im Saale waren drei Gasflammen angezündet, welche inmitten des Tabakqualms hoch aufblähten. Nachdem die Kellner Kaffee und Kognak serviert hatten, waren sie jetzt eben dabei,

die letzten Stöße der schmutzigen Teller hinauszutragen. Unter den Akazien begann ein Horn und zwei Violinen eine laute Tanzmusik aufzuspielen, und dazwischen erschallte das rauhe Gelächter der Weiber in die laue Nacht hinaus.

„Wir sollten eigentlich ein Brändelchen brauen!“ rief Mes-Bottes; „zwei Liter Rachenreißer, vier Zitronen und ein wenig Zucker sind ja nur nötig!“

Allein Coupeau, dem gegenüber mit ängstlichem Ausdruck im Gesicht Gervaise saß, stand auf und erklärte, man werde nun nichts mehr trinken. Es seien bereits fünfundzwanzig Liter geleert, also auf jede Person komme anderthalb Liter, wenn man die Kinder mitrechne. Man habe nur in guter Freundschaft, ohne jedes Aufsehen, ein kleines Essen veranstaltet, weil man einander achte und unter sich ein Familienfest feiern wolle. Bisher sei alles heiter und anständig abgelaufen, mithin dürfe man jetzt aus Achtung gegen die Damen keine Dummheiten anfangen. Kurz, mit einem Worte, man habe sich versammelt, um auf das Wohl des Ehepaares zu trinken und nicht, um sich sinnlos zu berauschen.

Diese kleine Tischrede, welche der Zinkarbeiter in überzeugendem Tone hielt, während er am Ende eines jeden Satzes feierlichst die Hand auf die Brust legte, wurde von Lorilleux und Herrn Madinier mit voller Anerkennung aufgenommen. Allein die übrigen, Boche, Gaudron, Bibi-la-Grillade und besonders Mes-Bottes, welche alle vier schon ein Räuschchen weg hatten, spöttelten darüber und meinten, sie hätten noch ganz verwünschten Durst und müßten denselben auf alle Fälle noch löschen.

„Ob Du Durst hast oder nicht, ist mir ganz egal,“ ließ Mes-Bottes sich vernehmen. „Wir wollen eben noch

ein Brändelchen bestellen . . . Es braucht ja niemand mitzutrinken! Die vornehmen Leute mögen doch Zuckerwasser saufen.“

Und als der Zinkarbeiter wieder zu predigen anfang, stand Mes-Bottes auf und rief: „Ja doch! Du hast allemal recht, alter Philister! . . . Kellner, zwei Liter Alten!“

Da entgegnete Coupeau, das sei ganz schön, man wolle nur wenigstens erst die Rechnung in Ordnung bringen, damit hernach kein Streit entstehe. Man könne anständigen Leuten nicht zumuten, für Trunkenbolde zu bezahlen. Da fand Mes-Bottes nach langem Suchen nur noch drei Frank sieben Sous in seiner Tasche. Warum habe man ihn denn, meinte er, so lange auf der Straße von St. Denis warten lassen? Er habe doch dort nicht verdursten wollen und darum sein Zweihundertsousstück angerissen. Daran seien allein die andern schuld. Schließlich gab er die drei Frank her, indem er die sieben Sous zu Tabak für den nächsten Tag aufheben wolle. Coupeau hätte vor lauter Entrüstung beinahe dreinge schlagen, wenn Gervaije ihn nicht flehentlich gebeten und zugleich am Hock zurückgehalten hätte. Er beschloß nun, von Lorilleux zwei Frank zu leihen, welcher sich zwar erst weigerte, sie ihm aber schließlich heimlich gab, da seine Frau das sicherlich nicht geduldet haben würde.

Uunderdessen war Herr Madinier mit dem Teller herumgegangen. Die Fräuleins und die alleinstehenden Damen, nämlich Frau Verat, Frau Fauconnier und Fräulein Remanjou legten zuerst ihr Hundertsousstück darauf. Hierauf versammelten sich die Herren am andern Ende des Saales und rechneten nach. Im ganzen waren es fünfzehn Personen: das betrug also fünfundsiebzig Frank. Als dieser Betrag zusammengekommen war, that jeder

Mann fünf Sous für die Kellner hinzu. Eine Viertelstunde lang mußte man rechnen, ehe alles zur allgemeinen Zufriedenheit geregelt war.

Aber als Herr Madinier den Wirt hatte holen lassen, um mit diesem übereinzukommen, machte sich eine allgemeine Bestürzung in der Gesellschaft geltend, denn dieser bemerkte lächelnd, das stimme durchaus nicht mit seiner Rechnung und es fehlten noch verschiedene Kleinigkeiten. Da indeß dies Wort „verschiedene Kleinigkeiten“ mit wütenden Auslassungen beantwortet wurde, drückte er sich deutlicher aus: fünfundzwanzig Liter statt der anfangs bestimmten zwanzig seien getrunken worden; sodann habe er das Dessert etwas mager gefunden und deshalb einige Eier mehr geliefert; schließlich kam noch eine Flasche Rum hinzu, welche man mit dem Kaffee serviert habe, falls der eine oder der andere Gast Rum wünsche. Darob entbrannte ein lebhafter Wortwechsel. Coupeau weigerte sich allen Ernstes: niemals, erklärte er heftig, habe er von zwanzig Litern gesprochen; was die Eier anbetreffe, so gehörten sie zum Dessert und der Wirt sei selbst schuld, wenn er aus eigenem Willen eine etwas reichliche Portion geliefert habe; es bleibe also nur die Flasche Rum, welche nichts sei als ein Manöver, die Rechnung zu vergrößern, indem man mir nichts dir nichts Liköre auf den Tisch bringe, von denen niemand wisse, daß sie extra zu bezahlen seien.

„Der Rum stand auf dem Kaffeebrett,“ rief er; „nun wohl! so muß er auch zum Kaffee gerechnet werden . . . Lassen Sie uns in Ruhe! und verdammt will ich sein, wenn wir jemals Ihre Jammerbude wieder betreten!“

„Es fehlen noch sechs Frank,“ betonte der Weinwirt. „Geben Sie mir meine sechs Frank! . . . Die drei Brote,

welche jener Herr da verzehrt hat, will ich noch gar nicht in Anschlag bringen!“

Die ganze Gesellschaft drängte sich um ihn herum und bestürmte ihn mit wütenden Drohungen, während ihre Stimmen vor Zorn zitterten. Vor allem thaten sich jetzt die Frauen hervor; sie wollten keinen Heller mehr geben. Ah! profit Mahlzeit! hörte man rufen, das sei ja eine recht nette Hochzeitsfeier! Fräulein Remanjou erklärte, es werde ihr im Leben nicht wieder einfallen, sich an einem solchen Diner zu beteiligen. Frau Fauconnier tadelte das Essen; zu Hause, behauptete sie, hätte sie sich für vierzig Sous ein Essen bereiten können, nach welchem selbst der größte Feinschmecker die Finger geleckt haben würde. Frau Gaudron beklagte sich bitter darüber, daß man sie neben dem rücksichtslosen Mes-Bottes habe sitzen lassen. Sie wisse das schon, bei solchen Leuten könne man sich nie ganz wohl fühlen. Wenn man Gesellschaft zu seiner Hochzeit haben wolle, so möge man doch wahrlich auch die geeigneten Personen einladen! Gervaise hatte sich mit Mutter Coupeau in eine Fensternische zurückgezogen und sprach kein Wort; sie schämte sich, da es ihr nicht entging, daß alle diese Beschuldigungen größtenteils gegen sie gerichtet waren.

Herr Radinier ging schließlich mit dem Wirt die Treppe hinab, und unten entspann sich ein lauter Wortwechsel. Nach Verlauf einer halben Stunde kam er wieder; er hatte noch drei Frank zugelegt und so die Sache ausgeglichen. Allein die ärgerliche Aufregung der Gesellschaft legte sich nicht, und unaufhörlich kam man wieder auf die Zuschüsse zu sprechen. Der Lärm wurde noch größer, indem Frau Boche, welche ihren Mann nicht aus den Augen ließ, einen Gewaltstreich beging. Sie sah nämlich, wie er eben in einer Ecke Frau Verat in die

Taille kniff. Da konnte sie sich nicht länger halten, und mit aller Gewalt schleuderte sie eine Wasserflasche nach ihm, welche laut klirrend an der Wand zerbarst.

„Man merkt doch gleich, daß Ihr Mann Schneider ist,“ sagte die lange Wittve und kniff höhniſch die Lippen zuſammen. „Er iſt ein Unterrockſchneider erſter Klaſſe... Ich habe ihm dafür unter dem Tiſch ein paar derbe Fußtritte verſetzt.“

Der ganze Abend war jetzt verdorben, und die allgemeine Verſtimmung nahm zu. Herr Madinier machte den Vorſchlag, etwas zu ſingen; allein Bibi-la-Grillade, der eine ſchöne Stimme hatte, war ſoeben verſchwunden und Fräulein Remanjou, welche an einem Fenſter lehnte, bemerkte, wie er im Hoſe unter den Akazien mit einem dicken Mädchen ſich im wilden Tanze drehte. Die Trompete und die beiden Violinen ſpielten den „Senfmann“, eine Quadrille, bei welcher man nach Art des Paſtorells in die Hände klatschte. Da löſte ſich die ganze Geſellſchaft auf: Mes-Bottes und die beiden Gaudron gingen hinunter und auch Boche ſchlich ſich hinaus. Von den Fenſtern aus jah man die tanzenden Paare, während die an den Akazien aufgehängten Laternen durch die Zweige ſchimmerten und dieſe in ſcharfen Umriffen zeigten. Kein Lüſtchen wehte in der lauen Sommernacht. Unterdeſſen hatte ſich im Saale zwiſchen Lorilleux und Herrn Madinier eine ernſte Unterhaltung entſponnen, während die Damen, da ſie ihren Zorn nicht mehr äußern konnten, ihre Kleider betrachteten und aufmerkſam ſuchten, ob ſie nicht irgend welche Flecken daran entdecken würden.

Befonders wütend war Frau Lorilleux. Sie behauptete ſteif und feſt, einen Fleck auf dem Rücken zu haben, wie ſehr man ihr auch beteuerte, daß dieſes nicht der Fall ſei. Schließlich trat ſie vor einen Spiegel, beugte und

drehte sich nach allen Seiten, und wirklich gelang es ihr, den Fleck zu entdecken.

„Ich habe es doch gleich gesagt,“ schrie sie. „Es ist Hühnersauce! Der Kellner muß mein Kleid bezahlen. Ich will ihn sofort verklagen . . . Ach! soweit hat es doch dieser Tag noch gebracht. Wäre ich doch lieber zu Hause geblieben und hätte mich ins Bett gelegt . . . Jetzt werde ich aber augenblicklich gehen! Die können mir mit ihrer verwünschten Hochzeit gestohlen bleiben!“

Wütend ging sie fort, so daß die Treppe unter ihr erdröhnte. Corilleux lief ihr zwar nach, allein es gelang ihm nur, sie zu bestimmen, daß sie fünf Minuten unten warten würde, wenn er mit nach Hause gehen wolle. Sie hätte, meinte sie, gleich nach dem Gewitter gehen sollen, wie es zuerst ihr Wille gewesen sei. Coupeau solle ihr schon noch für diesen Tag büßen. Als dieser erfuhr, daß sie so wütend sei, war er außerordentlich niedergeschlagen, so daß Gervaise, um ihn zu beruhigen, sofort mit nach Hause gehen wollte. Darauf noch ein herzliches Umarmen, und die Gesellschaft trennte sich. Herr Madinier nahm es auf sich, Mutter Coupeau zu begleiten. Frau Boche hatte sich bereit erklärt, für diese Nacht Claude und Stephan mit zu sich zu nehmen; ihre Mutter, erklärte sie, brauche keine Sorge zu haben, die Kleinen hätten den Wagen so mit Eiern vollgestopft, daß sie wie tot auf ihren Stühlen schliefen. Das junge Ehepaar ging eben mit Corilleux fort, als unten mitten im Tanze zwischen ihrer Gesellschaft und einer andern eine Zänkerey ausbrach; Boche und Mes-Bottes nämlich hatten ein Mädchen umarmt und weigerten sich jetzt entschieden, dieselbe wieder an die beiden Soldaten abzutreten, zu denen sie gehörte, und drohten, alles zusammenzuschlagen, während die Trompete und die beiden Geigen mit ihren grellen Tönen un-

gestört die „Perlenpolka“ weiter spielten. Es war kaum erst elf Uhr; auf dem Boulevard de la Chapelle, überhaupt im ganzen Viertel der Goutte d'Or herrschte, weil gerade der fünfzehnte des Monats, also Zahltag war, ein wildes Getümmel. Zwanzig Schritt von der „Silbermühle“ wartete Frau Lorilleux unter einer Laterne. Sie nahm jetzt ihren Mann am Arme und ging so schnell weiter, daß Gervaise und Coupeau ganz außer Atem kamen, um nur mit ihnen Schritt halten zu können. Bisweilen gingen sie vom Trottoir herunter, um einem Trunkenbolde Platz zu machen, welcher steif wie ein Holzfloß dalag. Lorilleux drehte sich manchmal um und war bemüht, den Frieden wieder herzustellen.

„Wir wollen Euch bis an Eure Thür begleiten,“ sagte er.

Aber Frau Lorilleux meinte, es sei doch zu eigentümlich, die Hochzeitsnacht in diesem verpesteten Hotel Boncoeur verbringen zu wollen. Sie hätten lieber ihre Hochzeit noch eine Weile aufschieben sollen, bis sie sich einige Sous gespart gehabt hätten, um sich Möbel zu kaufen und dann den ersten Abend in ihrem eigenen Heim zu verleben. Ach! das würde eine schöne Wirtschaft werden unter dem Dache, wo beide mit einem Loch für zehn Frank, ohne Luft und Licht zu haben, vorlieb nehmen müßten.

„Ich habe gekündigt, und wir bleiben nicht oben,“ wagte Coupeau verstohlen einzuwenden. „Wir nehmen Gervaises Zimmer, da dieses größer ist.“

Frau Lorilleux sagte nichts; sie nahm eine sehr ernste Miene an. Um Gervaise zu trösten, drückte Coupeau ihr sanft den Arm; er brachte es sogar dahin, sie zu erheitern, indem er ihr ins Ohr flüsterte, sie fingen ihre Ehe mit einem Vermögen von sieben Sous an, welche er in seiner Tasche klinkern ließ. Am Hotel Boncoeur an-

gelaugt, wünschte man einander verdrossen gute Nacht. Eben drängte Coupeau die beiden Frauen aneinander, um sie zu versöhnen, als ein Betrunkener, welcher nach rechts auszuweichen schien, sich plötzlich nach links bog und zwischen sie hineinfiel.

„Ah! das ist ja Vater Bazouge!“ sagte Corilleur.
„Na, der hat heute wieder sein Quantum weg.“

Gervaise schmiegte sich erschrocken an die Hausthür. Vater Bazouge war Leichenträger und etwa fünfzig Jahr alt; seine schwarzen Hosen waren mit Rot beschmutzt, sein schwarzer Mantel hing ihm verkehrt auf der Schulter, während sein schwarzer Lederhut eingedrückt war, gewiß infolge irgend eines Falles.

„Fürchtet Euch nicht! der thut keinem Menschen etwas zu leide. Er ist ein Nachbar von mir und wohnt zwei Zimmer von uns entfernt auf demselben Gange . . . Es wäre ein netter Spaß, wenn ihn sein Leichendirektorium in diesem Zustande sähe!“

Unterdessen war Vater Bazouge über den Schrecken, den Gervaise bekundete, ärgerlich geworden.

„Nun, was gibts denn?“ stammelte er, „wir sind doch keine Menschenfresser . . . Ich bin ebensoviel wert wie ein anderer, meine Liebe . . . Ich kann freilich nicht leugnen, daß ich ein Gläschen getrunken habe! Aber wenn das Werk gehen soll, so muß man eben die Räder schmieren. Weder Sie noch die ganze Gesellschaft hier wären heute mit dem sechshundert Pfund schweren Rentier fertig geworden, den wir zu Zwei vom vierten Stock heruntergeschleppt haben und noch dazu, ohne ihn zu schädigen . . . Ich bin nun einmal ein lustiges Haus und habe fröhliche Leute gern.“

Aber Gervaise trat immer weiter in die Hausthürdecke zurück, während sie leise weinte. Sie dachte nicht mehr

qaran, ihre Schwägerin zu umarmen, und bat Coupeau inständig, den Trunkenbold zu entfernen. Da machte Bazouge schwankend eine Handbewegung, wie ein Philosoph, der die Welt verachtet, und bemerkte:

„Das wird Sie vor dem dunklen Wege nicht bewahren, meine Kleine . . . Vielleicht sind Sie einst noch froh, wenn Sie so weit sind . . . Ja, ich kenne genug Frauen, welchen man einen großen Gefallen thäte, wenn man sie hinaustrüge.“

Dann trollte er hinter den beiden Lorilleux, die sich entfernten, hinterdrein.

Viertes Kapitel.

Jetzt begannen vier Jahre schwerer Arbeit. Im Stadtviertel waren Gerbaise und Coupeau geachtet, kein Zank störte ihren häuslichen Frieden und jeden Sonntag gingen sie zusammen nach Saint-Duen spazieren. Obwohl die Frau täglich zwölf Stunden arbeitete, so fand sie dennoch Mittel und Wege, zu Hause die größte Sauberkeit aufrecht zu erhalten, und früh sowohl als abends ihrer Familie ein ordentliches Essen vorzusetzen. Der Mann war nie betrunken, brachte regelmäßig seinen vierzehntägigen Lohn nach Hause und rauchte, ehe er abends zu Bett ging, an seinem Fenster eine Pfeife, um noch ein wenig frische Luft zu schöpfen. Man stellte sie oft wegen ihres anständigen Benehmens als Muster hin, und da sie beide zusammen täglich fast neun Frank verdienten, war jedermann der Ansicht, daß sie ein ganz nettes Sümmchen sich ersparen mußten. Allein besonders in der ersten Zeit mußten sie auch tüchtig schanzeln, um auszukommen, da ihre Hochzeit ihnen eine Schuld von zweihundert Frank aufgebürdet hatte. Außerdem fühlten sie sich im Hotel Boncoeur nicht mehr wohl, besonders waren ihnen die ekelhaften Leute zuwider, welche hier aus und eingingen;

sie dachten beständig an ein sauberes eigenes Heim. Fast täglich dachten sie darüber nach und berechneten schon die dazu notwendige Summe, welche etwa dreihundert fünfzig Frank betrug; denn soviel mußten sie rechnen, wenn sie nicht gleich von vornherein sich einschränken, sondern im Notfall auch einmal ein Kasserol oder eine Bratpfanne bei der Hand haben wollten. Allein sie hegten sehr große Zweifel, daß sie eine so bedeutende Summe in zwei Jahren zu erübrigen vermögen würden, als ihnen unverhoffterweise das Glück die Hand bot: ein alter Herr in Blassans bat sie, ihm Claude zu überlassen, welchen er dort auf das Gymnasium schicken wolle; es war dies ein sonderbarer alter Kauz, der besonders die Malerei liebte und infolge dessen an dem Kleinen viele Freude gefunden hatte, den er immer Männchen zeichnen gesehen. Dies schuf eine ungeweine Erleichterung; denn da sie jetzt nur noch den jüngeren Stephan zu versorgen hatten, so brachten sie die dreihundert fünfzig Frank in sieben und einem halben Monat zusammen. An dem Tage, wo sie bei einem Trödler in der Rue Belhomme ihre Möbel kauften, machten sie vor lauter Freude noch einen Spaziergang über die äußeren Boulevards. Jetzt zählte ihr Besitztum ein Bett, ein Nipptischchen, eine Kommode mit Marmorplatte, einen Schrank, einen großen runden Tisch mit einer Wachstede, sechs Stühle, alles mit altem Mahagoniholz fourniert; des Bettzeuges, der Wäsche und der fast neuen Küchengeräte gar nicht zu gedenken. Es war für sie gleichsam ein ernster und entscheidender Eintritt ins Leben, ein Umstand, welcher, indem er sie zu eigenen Herren machte, ihnen unter den wohl-situierten Leuten des Viertels eine Stellung verlieh.

Die Wahl der Wohnung war schon zwei Monate lang ihre Sorge. Am liebsten wären sie in das große

Haus in der Rue de la Goutte d'Or gezogen allein; da dort kein einziges Zimmer frei war, so mußten sie ihren früheren Träumen entsagen. Um die Wahrheit zu sehen, Gervaise war durchaus nicht böse darüber: sie fürchtete sich viel zu sehr vor der Nachbarschaft der beiden Lorilleux. So suchten sie nun anderswo Unterkunft. Coupeau gab sehr viel darauf, daß man sich nicht zu weit entfernt von dem Geschäft der Frau Fauconnier niederlasse, damit Gervaise zu jeder Stunde des Tages schnell zu Hause sein könne. Schließlich glückte es ihnen, in der Rue de la Goutte d'Or, beinahe gegenüber der Wäscherei, ein großes Zimmer nebst Schlafkabinett und Küche zu mieten. Es befand sich in einem kleinen vierstöckigen Gebäude im ersten Stock; eine halbsbrecherische Treppe führte dorthin wo sich nur zwei Wohnungen, die eine rechts, die andere links von der Treppe, befanden; im Parterre wohnte ein Lohnfuhrwerksbesitzer, dessen Geschirre in Schuppen standen, welche sich längs der Hofmauer hinzogen.

Die junge Frau war übergücklich und glaubte, in ihre Heimat zurückzukehren; keine Nachbarn störten sie mit ihrem Geschrei, es war ein ruhiges Plätzchen und erinnerte sie lebhaft an ein Gäßchen hinter den Wällen von Blassans. Ja noch mehr, von ihrer Arbeitsstube aus konnte sie ihre Fenster sehen, ohne ihre Plätterei unterbrechen zu müssen.

Ende April zogen sie ein; Gervaise stand gerade im achten Monat ihrer Schwangerschaft. Allein sie ließ sich keine Schwäche anmerken und weigerte sich ganz entschieden, sobald Coupeau sie zu Bett bringen wollte, damit sie der Ruhe pflegen solle. Sie ließ es sich nicht nehmen die Wohnung zu reinigen, ehe sie ihrem Manne die Möbel aufstellen half. Diese Möbel waren ihr lieb und teuer; mit mütterlicher Sorgfalt wischte sie dieselben ab und

war tiefbetrübt, wenn sie auch nur das geringste Krizelchen gewahrte.

In der neuen Wohnung fühlte sich das Ehepaar überglücklich. Stephans Bett stand in dem Schlafkabinett, wo auch noch Raum für ein zweites Kinderbettchen war. Die Küche war zwar sehr klein und finster; aber wenn man die Thüre offen ließ, konnte man deutlich genug sehen; zudem hatte Gervaise ja auch nicht für dreißig Personen zu kochen und es war schon genügend, wenn sie für ihren Kochtopf ein Plätzchen fand. Das große Zimmer war beider Stolz. Sobald sie aufgestanden waren, zogen sie die weißen Vorhänge des Alkovens vor, und das Zimmer nahm den Charakter eines Speisesaales an, wenn man jetzt in der Mitte den Tisch und an den Wänden einander gegenüber den Schrank und die Kommode erblickte. Da der Kamin täglich für fünfzehn Sous Steinkohlen verbrauchte, hatten sie ihn verbaut und einen kleinen gußeisernen Ofen davor gestellt, welcher sie während der grimmigsten Kälte für sieben Sous erwärmte. Sodann hatte Coupeau die Wände nach Kräften verziert; er ging in dieser Beziehung noch mit weiteren Plänen um: ein großes Bild stellte einen Marichall von Frankreich dar, welcher mit seinem Stabe in der Hand zwischen einer Kanone und einem Kugelhaufen umhersprengte; über der Kommode waren in zwei Reihen die Photographien der Familienglieder aufgehängt, und zwischen ihnen stand ein altes Weinsäßchen von vergoldetem Porzellan, in welches man die Zündhölzchen zu thun pflegte; auf dem Schrankfimsen standen die Büsten von Pascal und Veranger, die eine ernst, die andre lächelnd, sie schienen auf das Ticken der Ruckuhr in ihrer Nähe zu hören. Es war in der That ein schönes Zimmer.

Jedem Besucher legte Gervaise die Frage vor: „Katen Sie einmal, wieviel wir hier Miete zahlen!“

Und wenn man ihren Zins zu hoch anschlug, rief sie, über die schöne billige Wohnung entzückt, mit triumphierender Miene aus:

„Hundertfünfzig Frank und nicht einen Deut mehr!
 . . . Das ist doch wahrlich billig!“

Ueberhaupt war die Rue Neuve de la Goutte d'Or selbst ganz zu ihrer Zufriedenheit. Hier lebte Gervaise ruhig und dachte den ganzen Tag über nur an ihr Geschäft und ihre Häuslichkeit. Coupeau ging jetzt abends gewöhnlich hinunter an die Hausthür und rauchte seine Pfeife. Die Straße besaß kein Trottoir, ein holpriges Pflaster und stieg bergan. Oben nach der Rue de la Goutte d'Or zu befanden sich düstere Läden mit schmutzigen Scheiben, Schuhmacher, Böttcher, ein Kramladen, ein bankrotter Weinhändler, dessen schon wochenlang geschlossenen Kolläden sich immer mehr mit Anschlagzetteln bedeckten. Am andern Ende, mehr nach Paris zu, erhoben sich vierstöckige Gebäude, in deren Parterreräumen zahlreiche Wäscherinnen ihre Läden hatten; den einzigen heitern Anblick in dieser düstern Ecke bildete ein kleiner Friseurladen, dessen Fenster ganz voll farbiger Flaschen standen und dessen saubere Kupferbeden hell leuchteten. Aber in der Mitte gewann die Straße ein heiteres Angesicht, indem die Gebäude hier niedriger waren und vereinzelt standen, mithin für Licht und Luft freien Spielraum boten. Die Schuppen des Lohnfuhrwerksbesizers, das Gebäude nebenan, in welchem man Selterswasser bereitete, gegenüber das Waschhaus gaben dem Ganzen ein ruhiges Aeußere. Gervaise freute sich besonders über eine Akazie, welche links von ihrem Fenster in einem Hofe stand und die einen einzigen Ast weit hinaus streute, über dessen mattes Grün die ganze Straße entzückt war.

Am letzten Tage des April machten sich bei der jun-

gen Frau die Anzeichen der Niederkunft geltend. Es war nachmittags gegen vier Uhr und sie plättete eben ein paar Vorhänge bei Frau Fauconnier, als die Geburtswehen eintraten. Sie wollte nicht sogleich gehen und setzte sich nur, wenn die Schmerzen überhand nahmen, auf einen Stuhl. Eine Arbeiterin wollte sie begleiten; sie aber schlug das Anerbieten aus und bat sie nur, sie möge nach der Rue de la Charbonniere zur Hebamme gehen; zu Hause sei sicherlich kein Feuer. In ihrer Wohnung angelangt, wollte sie sich nicht abhalten lassen, für Coupeau das Essen zu bereiten; wenn sie damit fertig sei, werde sie sich ein bißchen aufs Bett legen. Auf der Treppe indeß nahmen die Schmerzen derart zu, daß sie sich mitten auf den Stufen niedersetzen mußte und die Hände fest vor den Mund presste, um jeden Schrei zu ersticken. Der Schmerz ließ wieder nach, sie gelangte bis an ihre Thür, öffnete dieselbe und fühlte sich wesentlich erleichtert. An diesem Abende bereitete sie noch ein Hammelragout und dazu einige Koteletten. Während sie hierzu Kartoffeln schälte, spürte sie keinerlei Schmerzen, wohl aber stellten sich dieselben wieder ein, als sie die Koteletten in den Ofen setzen wollte. Dicke Schweißtropfen traten ihr auf die Stirne und heftige Leibschmerzen quälten sie. Sie rührte die Buttersauce um, wobei sie zitternd vor dem Ofen stand und die zahlreich hervorbrechenden Thränen ihr das Sehen erschwerten. Endlich schmorte das Ragout auf dem mit Asche bedeckten Feuer. Jetzt ging sie wieder ins Wohnzimmer, in der Meinung, sie werde noch Zeit haben, den Tisch zu decken. Allein sie mußte schleunigst die Weinflasche niedersetzen, welche sie grade in der Hand hielt; ihre Kräfte schwanden und sie konnte nicht mehr bis an ihr Bett sich schleppen, sondern sank auf die Binsenmatte nieder, welche unter ihren Füßen lag. Als nach einer

Viertelstunde die Hebamme ankam, fand auf dieser Stelle die Entbindung statt.

Unterdessen war der Zinkarbeiter noch immer am Hospital beschäftigt und hatte keine Ahnung von dem Vorgange, da Gervaise ausdrücklich gewünscht hatte, man solle ihn nicht hören. Als er um sieben Uhr nach Hause kam, fand er sie mit blassem Gesicht dicht verhüllt im Bett liegen. Das schreiende Kind lag in einen Shawl gewickelt quer vor den Füßen der Mutter.

„Ach! mein armes Weib!“ sagte Coupeau und umarmte Gervaise. „Noch ist es keine Stunde her, daß ich noch lustig war, während Du vielleicht schon vor Schmerzen schriest! . . . Sage einmal, es hat Dich doch nicht zu sehr angegriffen?“

Ein schwaches Lächeln war ihre Antwort, dann lis-pelte sie:

„Es ist ein Mädchen.“

„Ganz recht!“ entgegnete der Zinkarbeiter in scherzendem Tone, „ich hatte doch ein Mädchen bestellt! Nun! mein Wunsch ist erfüllt! Du scheinst mir alles an den Augen abzusehen.“

Er hob das Kind empor und fuhr fort:

„Nu, da wollen wir Sie einmal ansehen, Fräulein Schmuzlieschen . . . Ihr Lärbdchen sieht recht hübsch schwarz aus. Aber haben Sie keine Bange, das wird noch ganz weiß. Hoffentlich werden Sie immer recht klug bleiben und sich nicht auf die leichte Seite legen, sondern vielmehr vernünftig leben, wie Papa und Mama.“

Gervaise betrachtete ihr Töchterchen mit ernster Miene und ihre Blicke zeugten dabei von einer geheimen düstern Traurigkeit. Kopfschüttelnd erklärte sie, sie hätte lieber einen Knaben gewünscht, weil die Knaben eher ihr Fortkommen finden und in dieser bösen Stadt Paris nicht

soviel Gefahren laufen. Die Hebamme mußte jetzt den kleinen Pausback aus Coupeaus Armen nehmen. Sie untersagte auch Gervaise das Sprechen; es sei schon nicht recht, meinte sie, daß man so viel Geräusch um sie herum mache. Hierauf sprach der Zinkarbeiter, daß man Mutter Coupeau und die beiden Dorilleur davon in Kenntniß setzen müsse; allein erst müsse er etwas essen, da er es vor Hunger kaum mehr aushalte. Der Wöchnerin gereichte es zu großem Schmerze, als sie sah, wie er sich allein bedienen mußte, in der Küche das Ragout suchte, dann aus einem Suppenteller aß und das Brot nicht finden konnte. Trotzdem ihr jede Bewegung untersagt war, drehte sie sich doch seufzend unter der Decke um. Es war ihr zu fatal, daß sie nicht erst noch den Tisch hatte decken können; sie war bei den Schmerzen niedergesunken, als ob man ihr einen Keulenschlag versetzt hätte. Ihr armer lieber Mann, meinte sie, sei gewiß böse auf sie, wenn sie sich hier im Bette pflege, während er nicht einmal ordentlich essen könne. Waren denn wenigstens die Kartoffeln richtig gar? Es war ihr nicht einmal mehr erinnerlich, ob sie dieselben gejalzen habe.

„Verhalten Sie sich doch ruhig!“ rief die Hebamme.

„Ach! was nützt Ihr Reden, sie wird schon von selbst still werden!“ sagte Coupeau, der eben einen tüchtigen Happen im Munde hatte. „Ich wette mit, wenn Sie nicht da wären, würde sie aufstehen und mir Brot vorschneiden . . . Liege doch ruhig, Du dicke Gans! Willst Du Dich denn mit Gewalt ruinieren? oder liegt Dir so gar viel daran, vierzehn Tage lang nicht aus dem Bett zu kommen? . . . Sei nur ruhig, Dein Ragout ist vortrefflich. Die Dame kann ja auch mit essen. Nicht wahr, Madame?“

Die Hebamme schlug das freundliche Anerbieten aus,

aber ein Gläschen Wein wäre ihr willkommen gewesen, bemerkte sie, weil es ein zu aufregender Anblick gewesen sei, die unglückliche Frau mit dem Kindchen auf der Matte zu sehen. Schließlich ging Coupeau fort, um seiner Familie die Nachricht mitzuteilen. Nach einer halben Stunde kehrte er mit zahlreicher Begleitung zurück, nämlich mit Mutter Coupeau, den beiden Lorilleux und Frau Verat, welche er gerade bei letzteren angetroffen hatte. Da das junge Ehepaar in ziemlich gute Verhältnisse getreten war, so hatte die Liebenswürdigkeit der beiden Lorilleux mit jedem Tage zugenommen; auch jetzt sprachen sie sich äußerst lobend über Gervaise aus, wobei aber verschiedene kleine Gesten, bald ein leises Zucken mit den Lippen, bald ein Augenzwinkern gleichsam ihr wirkliches Urtheil bekundeten. Kurz, sie hatten ihre eigenen Ansichten und wollten nur der Meinung des ganzen Viertels nicht entgegengetreten.

„Ich bringe die ganze Gesellschaft mit!“ rief Coupeau. „Es ließ sich nicht ändern; sie wollten Dich durchaus sehen . . . Daß Du kein Wort sprichst! Du weißt, es ist Dir verboten! Sie mögen hier stehen bleiben und Dich ruhig ansehen, nicht wahr? . . . Ich werde ihnen einstweilen Kaffee kochen und sie dann unterhalten!“

Er verschwand jetzt in der Küche. Nachdem Mutter Coupeau Gervaise umarmt hatte, sprach sie sich höchlichst verwundert aus über das wohlbeleibte Kind. Auch die andern Frauen hatten die Wöchnerin zärtlich auf die Wangen geküßt. So standen sie alle drei vor dem Bett und sprachen laut über die verschiedenen Einzelheiten der Entbindungen; eine Niederkunft sei doch ein sonderliches Ding, meinten sie, aber schließlich könne es nicht schlimmer sein, als wenn man sich einen Zahn ausreißen lasse. Frau Verat beschaute das kleine Mädchen von allen Seiten

und bemerkte mit gewichtiger Miene, daß werde einmal sicherlich eine famose Frau; da sie aber den Kopf für zu spitz fand, drückte sie ihn leicht, um ihn abzurunden, ohne hierbei auf das Schreien der Kleinen zu achten. Frau Vorilleux riß ihr das Kind aus den Armen und erklärte aufgebracht, wenn man ein solches kleines Geschöpf so auf den Kopf drücke, so könne es davon alle möglichen Laster erben. Darauf suchte sie Ähnlichkeiten zu entdecken, wobei nicht viel fehlte, daß es zu Streitigkeiten gekommen wäre. Vorilleux schaute neugierig den Frauen über die Achseln und behauptete, die Kleine sehe Coupeau gar nicht ähnlich, nur vielleicht was die Nase anbetreffe, es sei die ganze Mutter; übrigens habe das kleine Ding ein Paar Augen, die sicherlich nicht von seiner Familie stammten.

Indessen schien Coupeau gar nicht wiederzukommen. Man hörte ihn nur, wie er in der Küche bald mit dem Ofen, bald mit der Kaffeemaschine im Streit lag. Gerlaise ging dies wie ein Stich durchs Herz; Kaffeekochen sei keine Beschäftigung für einen Mann, erklärte sie und rief ihm zu, wie er es machen müsse, ohne auf die beschwichtigenden Zurufe der Hebamme zu achten.

„Nehmt einmal das Zeug dort weg!“ sagte jetzt Coupeau, welcher mit der Kaffeekanne hereintrat. „Nicht wahr? sie ist unausstehlich! Na, sie soll sich jetzt schon langweilen . . . Wir trinken doch gleich aus Gläsern, nicht wahr? denn, sehen Sie, die Tassen liegen noch beim Kaufmann.“

Somit nahm man am Tische Platz, und der Zinkarbeiter wollte den Kaffee selbst einschenken. Der Kaffee schien gut zu sein, wenigstens roch er ziemlich stark. Als die Hebamme ihr Glas geleert hatte, ging sie fort mit dem Bemerkten, es gehe jetzt alles so gut, daß man sie

nicht mehr brauche; wenn es sich in der Nacht verschlimmern sollte, so möge man sie am nächsten Tage holen lassen. Sie war noch auf der Treppe, als Frau Lorilleux sie schon mit allerhand Schimpfnamen beehrte. Acht Stücke Zucker nehme sie zum Kaffee und lasse sich ruhig ihre fünfzehn Frank bezahlen, um dann die Sache gehen zu lassen, wie sie wolle. Aber Coupeau nahm sie in Schutz und entgegnete, er werde die fünfzehn Frank von Herzen gern geben; denn jene Frauen haben in ihrer Jugend ein langes und kostspieliges Studium durchmachen müssen, seien also völlig berechtigt, sich ordentlich bezahlen zu lassen.

Als nun die Gesellschaft sich trennen wollte, sprach man noch über die Taufe. Die beiden Lorilleux hatten sich bereit erklärt, Patenstelle zu vertreten; im Grunde aber rümpften sie die Nase, wiewohl sie sonderbar drein geschaut hätten, wenn das Ehepaar sich nicht an sie gewandt haben würde. Coupeau sah gar nicht ein, weshalb man die Kleine taufen lassen sollte; das würde ihr, meinte er, sicherlich keine zehntausend Pfund Rente einbringen, viel eher könnte sie sich einen tüchtigen Schnupfen holen. Je weniger man mit den Geistlichen zu thun habe, desto besser sei es. Aber Mutter Coupeau entgegnete entrüstet, er sei der reine Heide, und auch die beiden Lorilleux, wiewohl sie auch nie zur Beichte gingen, bildeten sich doch etwas auf ihre Religiosität ein.

„Wenn ihr wollt, so können wir es ja am nächsten Sonntag abmachen,“ sagte der Goldarbeiter.

Nachdem Gervaise durch ein leichtes Kopfnicken ihre Zustimmung gegeben hatte, küßten sie sie alle noch einmal und wünschten ihr baldige Besserung. Auch von der Kleinen nahm man Abschied.

Alle neigten sich lächelnd über den kleinen zitternden Körper und machten zärtliche Bemerkungen, als ob das

junge Wesen sie hätte verstehen können. Man nannte es Nana, ein Rosenname für Anna, welchen Namen seine Pate trug.

„Gute Nacht, Nana . . . Also, Nana, sei recht artig.“

Als sie endlich fort waren, setzte Coupeau seinen Stuhl an das Bett und rauchte seine Pfeife zu Ende, wobei er Gervaises Hand in der seinen hielt. In langsamen Zügen stieß er seine Rauchwolken aus und sprach sehr gerührt in kurzen Sätzen:

„Nun, Alte, die haben Dir wohl den Kopf recht heiß gemacht? Du begreifst mich wohl, ich konnte nicht verhindern, daß sie mitkamen. Aber laß das gut sein, es ist immerhin ein Beweis von ihrer Freundschaft . . . Nicht wahr? es ist allein doch besser. Ich möchte gern so mit Dir allein sein! . . . Armes Huhn! Du hast wohl recht viele Schmerzen ausgestanden? Diese kleinen Bälge haben gar keine Ahnung, unter welchen Schmerzen sie zur Welt gebracht werden.“

Gervaise versicherte mit glücklicher Miene, daß sie durchaus nicht mehr leide. Ihre einzige Sorge sei, sobald wie möglich aus dem Bett zu kommen, weil man von jetzt an tüchtig zugreifen müsse. Er aber beruhigte sie mit der Bemerkung, er werde es schon auf sich nehmen, die Kleine durchzuschleppen. Er müsse doch ein rechter Lump sein, wenn er je zugeben wolle, daß sie für die kleine Puppe Sorge. Ein Kind zu zeugen, sei keine Kunst, aber wohl sei es eine ernste Sache, es zu ernähren.

Coupeau kam diese Nacht in kein Bett. Er hatte das Feuer im Ofen nicht ausgehen lassen, und alle Stunden mußte er dem Kinde einige Löffelchen voll laues Zuckerwasser geben.

Trotzdem versäumte er am nächsten Morgen seine ge-

wohnte Arbeit nicht. Sogar die Frühstückszeit benutzte er, um auf der Mairie die Geburt anzuzeigen. Jetzt hatte noch Frau Boche davon erfahren und war eiligst herbeigekommen, um den Tag über bei Gervaise zuzubringen. Diese aber, nachdem sie zehn Stunden fest geschlafen hatte, beklagte sich, noch nicht aus dem Bett zu können, sie werde wohl noch krank werden, wenn man sie nicht aufstehen lasse. Als Coupeau abends nach Hause kam, erzählte sie ihm, wie sehr sie sich geärgert habe; obwohl sie volles Vertrauen in Frau Boche setze, so sei sie doch außer sich darüber, wenn sie sehen müsse, wie sich eine Fremde in ihrem Zimmer herumdrücke, neugierig Kisten und Kasten öffne und sich in ihre Angelegenheiten unberufenerweise mende. Als am nächsten Tage die Hausmeisterin zufällig wiederkam, fand sie Gervaise völlig angekleidet und eben damit beschäftigt, das Zimmer zu fegen und ihrem Manne das Essen zu bereiten. Um keinen Preis, meinte sie, würde sie wieder zu Bett gehen, man möge sagen, was man wolle. Zimperlich zu thun, sei etwas für vornehme Damen, dazu habe man keine Zeit, wenn man nicht reich sei. Drei Tage nach ihrer Niederkunft plättete sie schon wieder Unterröcke bei Frau Fauconnier; mit fester Hand führte sie ihr Plätteisen, während ihr in Folge der starken Hitze der Schweiß auf die Stirne trat.

Bereits am Sonnabend Abend brachte Frau Lorilleux ihr Patengeschenk: ein Häubchen für fünfunddreißig Sous und ein Tragkleidchen mit einem schmalen Spitzenbesatz, den sie für sechs Frank gekauft hatte. Am nächsten überreichte Lorilleux als Pate der Mutter sechs Pfund Zucker. So schien alles gut zu gehen. Sogar am Abend, als bei Coupeau die Taufmahlzeit stattfand, brachte der Mann eine Flasche Wein, während die Frau einen großen Kuchen

trug, den sie bei einem wohlrenommierten Bäcker in der Rue Clignancourt gekauft hatte. Der einzige Uebelstand hierbei war; daß die guten Leuten im ganzen Viertel erzählten, sie hätten nahezu zwanzig Frank für Geschenke ausgegeben. Als Gervaise dies erfuhr, schmerzte es sie so sehr, daß alle jene Artigkeiten für sie keinen Wert mehr zu haben schienen.

Bei Gelegenheit dieser Taufmahlzeit geschah es denn auch, daß das junge Ehepaar auf einen vertrauten Fuß mit seinen Hausnachbarn trat. Die andere Wohnung des Häuschens hatten nämlich zwei Personen, Mutter und Sohn, inne, Namens Goujet. Bis jetzt hatte man sich zwar auf der Treppe und auf der Straße gegrüßt; weiter war es aber noch nicht gekommen, da die Nachbarsleute etwas brummbärig zu sein schienen. Da aber am Tage nach der Niederkunft Mutter Goujet bereitwilligst einen Eimer Wasser heraufgetragen hatte, hielt es Gervaise für passend, die beiden Leute zur Mahlzeit einzuladen, wobei man natürlich unter einander ganz bekannt geworden war.

Die beiden Goujets stammten aus dem Departement du Nord. Die Mutter beschäftigte sich damit, Spitzen auszubessern; der Sohn war Schmied und arbeitete in einer Nagelfabrik. Schon fünf Jahre hatten sie die Nebenwohnung inne. Ihr früheres Leben hatte einen bitteren Kummer zu verzeichnen: Vater Goujet war eines Tages in Lille so sinnlos betrunken gewesen, daß er einen Kamraden mit einer Eisenstange totgeschlagen hatte; darauf hatte er sich im Gefängnis mittels seines Taschentuches erdroffelt. Die Wittwe war mit ihrem Sohne nach dem Unglücksfalle nach Paris gezogen und beiden blieb das schreckliche Drama unvergesslich; sie strebten darnach, sich mit dem Geschick durch strenge Ehrbarkeit, durch Milde und unerlöschlichen Mut wieder auszuföhnen. Frau Goujet war stets

in Schwarz gekleidet, ihre Stirn hüllte eine nonnenartige Kopfbedeckung ein; dazu verlieh ihr das bleiche würdevolle Gesicht einen eigentümlichen zufriedenen Zug. Ihr Sohn war ein riesenhafter Bursche von dreiundzwanzig Jahren, mit gesunder Gesichtsfarbe, blauen Augen und herkulischer Stärke. In der Werkstatt nannten ihn seine Kameraden wegen seines schönen hellbraunen Bartes „Goldmähne.“

Gervaise fühlte sofort eine lebhaftere Freundschaft für die beiden Leute. Als sie später zum ersten Mal bei ihnen eintrat, war sie erstaunt über die Sauberkeit der Wohnung. In der That konnte man hier überall blasen, ohne daß auch nur ein Staubkörnchen emporgewirbelt wäre, und der Fußboden glänzte wie ein Spiegel. Frau Coujet zeigte der jungen Frau auch das Zimmer ihres Sohnes. Hier war alles so nett und blank, als ob ein sauberes Mädchen drin schaltete: man sah ein kleines eisernes Bett mit Mouffelinvorhängen, einen Tisch, einen Waschtisch, an der Wand ein kleines Bücherregal; außerdem waren die Wände von oben bis unten mit Bildchen geschmückt. Frau Coujet bemerkte lächelnd, ihr Sohn sei wie ein großes Kind, abends sei er zu müde, um zu lesen und deshalb ergötze er sich damit, seine Bilder anzusehen. Gervaise verweilte eine ganze Stunde bei ihrer Nachbarin, welche unterdessen am Fenster ihre Arbeit wieder begonnen hatte. Sie interessierte sich für die zahllosen Stednadeln, welche die Spitze festhielten, und fühlte sich hier außerordentlich wohl, angenehm durchdrungen von der Sauberkeit der Wohnung, in welcher diese feine Arbeit gleichsam ein würdiges Schweigen hervorzurufen schien.

Je näher Gervaise die Familie Coujet kennen lernte, desto mehr lernte sie dieselbe achten und schätzen.

Sie arbeiteten eifrig und wußten es einzurichten, daß

sie mehr als den vierten Teil ihres Lohnes in der Sparkasse niederlegen konnten. Alle Leute im Viertel grüßten sie in der vorkommendsten Weise, und ihre reichen Ersparnisse wurden überall besprochen.

Goujet ging nie mit zerrissenen Kleidern auf Arbeit, stets war seine Jacke sauber und ohne Flecken.

Er war äußerst höflich, ja, sogar etwas schüchtern, trotz seiner riesigen Körpergestalt. Den Wäscherinnen der Straße machte es immer Spaß, wenn er mit niedergeschlagenen Blicken an ihnen vorüberging. Ihre rohen Redensarten waren ihm zuwider, er fand es abscheulich, daß Frauen beständig mit schmutzigen Worten um sich warfen. Eines Tages war das Unerhörte eingetreten, daß er etwas berauscht nach Hause kam. Frau Goujet tadelte ihn nicht, sondern zeigte ihm einfach das Bild seines Vaters, ein kunstloses Gemälde von Dilettantenhand, welches ehrfurchtsvoll in der Kommode verborgen gehalten wurde. Von diesem Tage an war Goujet belehrt und trank nie mehr, als genug war, ohne indeß den Wein zu hassen, denn ein Arbeiter muß dann und wann einen Schluck nehmen.

Sonntags ging er mit seiner Mutter spazieren, meist nach Vincennes, manchmal führte er sie auch ins Theater.

Seiner Mutter sollte er überhaupt leidenschaftliche Verehrung und sprach wie ein Kind mit ihr. Mit seinem großen Kopfe und seinen durch die rauhe Schmiedearbeit gehärteten Muskeln war er zwar keine geistige Größe, aber doch ein biederer Charakter.

Während der ersten Tage kam ihm Gervaise un bequem vor; doch im Laufe mehrerer Wochen gewöhnte er sich an sie. Wenn sich Gelegenheit bot, war er stets bereit, ihr die Wäschepakete hinaufzutragen, und es war, als sei sie seine Schwester, so vertraut war er mit ihr.

Cadet-Cassis nannte in seiner spöttelnden Pariser Redeweise Goujet stets „einen dummen Vinsel.“ Es sei ganz schön, meinte er, wenn einer nicht dem Trunk ergeben sei und nicht jedem Mädchen auf der Straße nachschaue; aber trotzdem müsse ein Mann sich als Mann zeigen; thue er dies nicht, so könne er ebenso gut in Frauenkleidern umherlaufen. Trotzdem waren beide Arbeiter gute Freunde. Jeden Morgen warteten sie einer auf den andern und tranken abends vor dem Nachhausegehen bisweilen auch ein Glas Bier zusammen. Seit der Taufmahlzeit standen sie auf dem Duzfuß, weil nach ihrer Meinung das „Sie“ die Säge nur unnötig verlängere. Auf diesem Punkte blieb ihre Freundschaft, bis einst Goujet dem Coupeau einen großmütigen Dienst erwies, einen jener Liebesdienste, welche das ganze Leben hindurch unvergeßlich bleiben. Es war am zweiten Dezember und der Zinkarbeiter bekam den festen Gedanken, sich „den Aufstand“ ein wenig anzusehen; er schere sich, meinte er, weder um die Republik, noch um Bonaparte, noch um den ganzen Kummel; er sehe nur ein wenig Pulverdampf gern und Flintenschüsse machten ihm Spaß. Er wäre auch sicherlich hinter eine Barrikade gezwängt worden, wenn nicht zufällig der Schmied seines Weges kam und zwar gerade in dem Augenblicke, wo er ihn noch schützen und ihm mit seinen riesigen Schultern zur Flucht behilflich sein konnte.

Am Abend lud Familie Coupeau die beiden Goujet zu Tische und beim Nachtsch hatte die Freundschaft einen solchen Höhepunkt erreicht, daß Cadet-Cassis und Goldmähne einander herzlich küßten, um sich gleichsam für Leben und Tod zu verbinden.

Drei Jahre lang floß so das Leben der beiden Familien ohne irgend ein unliebsames Ereignis dahin. Ger-
vaise hatte, um die Kleinen zu erziehen, Mittel und Wege

gefunden, so daß ihr wöchentlich höchstens zwei Arbeitstage verloren gingen. Sie war eine tüchtige Arbeiterin geworden und verdiente bis zu drei Frank täglich. Auch hatte sie beschlossen, Stephan, der jetzt ins achte Jahr ging, in eine Pension in der Rue du Chartres zu thun, wo es hundert Sous wöchentlich kostete. Trotzdem nun das Ehepaar für die beiden Kinder zu sorgen hatte, konnte es doch jeden Monat zwanzig bis dreißig Frank zur Sparkasse tragen. Als ihre Ersparnisse den Betrag von sechshundert Frank erreicht hatten, ließ es der jungen Frau keine Ruhe mehr, indem sie einen ehrgeizigen Gedanken nicht los werden konnte: sie wollte sich nämlich etablieren, ein Lädchen mieten und selbst Arbeiterinnen beschäftigen. Schon hatte sie alles ausgerechnet. Wenn die Arbeit gut ging, konnte sie bereits nach zwanzig Jahren eine Rente haben und von dieser irgendwo auf dem Lande leben. Dennoch wagte sie noch nicht so recht, die Sache wirklich in Angriff zu nehmen, und sagte, sie wolle einen Laden suchen, um nur noch Zeit zum Ueberlegen zu gewinnen. Auf der Sparkasse hatte das Geld nicht nur nichts zu fürchten; im Gegenteil, es vermehrte sich. In drei Jahren hatte sie wenigstens einen ihrer Wünsche befriedigt und sich eine Stuhuhhr gekauft: sogar diese, von Mahagoniholz mit gedrehten Säulen und einem Pendel aus vergoldetem Kupfer, mußte während eines ganzen Jahres mit wöchentlichen Raten von zwanzig Sous bezahlt werden. Sie ward jedesmal ärgerlich, wenn Coupeau dieselbe aufziehen wollte; sie allein hob die Glasglocke herunter und wischte mit ehrfurchtsvoller Scheu die Säulen ab, gleich als ob die Marmorplatte der Kommode den Boden einer Kapelle bildete. Unter der Glocke hinter der Uhr pflegte sie das Sparkassenbuch zu verbergen. Oft genug, wenn sie an ihren Laden dachte, stand sie in Gedanken ver-

Loren vor dem Zifferblatt und betrachtete mit starren Blicken die Bewegung der Zeiger, als ob sie eine ganz besondere und feierliche Minute erwartete, um sich zu entscheiden.

Die Familie Coupeau ging fast alle Sonntage mit den beiden Goujets spazieren, bald nach Saint-Duen, bald nach Vincennes, wo man in der Laube irgend eines Wirtshauses etwas genoß. Die Männer tranken nie einen Tropfen über den Durst und kamen somit wohlbehalten mit ihren Frauen wieder zu Hause an. Abends vor dem Zubettgehen wurde Rechnung abgelegt, und nie kam es wegen eines Sou mehr oder weniger zu Streitigkeiten. Selbst die beiden Lorilleux waren jetzt auf Goujets eifersüchtig. Es kam ihnen sonderbar vor, daß Cadet-Cassis und das Krüppelbein fortwährend mit fremden Leuten gingen, während sie doch ihre nächsten Verwandten waren. Jawohl! meinten sie, um ihre Verwandten brauchten sie sich nicht mehr zu kümmern. Seitdem sie nun einige Heller auf die Seite gelegt hätten, handelten sie nach ihrem eignen dummen Kopfe. Frau Lorilleux war aufs äußerste wütend, als sie jetzt sah, wie ihr Bruder sich nichts mehr aus ihnen machte, und suchte deshalb Gervaise auf jede Weise zu verleumden.

Was Mutter Coupeau anbetraf, so suchte diese alle Welt zu versöhnen und sich bei ihren Kindern beliebt zu machen; ihr Augenlicht ward jetzt so schwach, daß sie nur noch eine Haushaltung besorgen konnte, und sie war glücklich, wenn sie jetzt hier oder da hundert Sous bekam.

Es war an Nanas drittem Geburtstage, als Coupeau abends nach Hause kam und an Gervaise eine merkwürdige Aufregung wahrnahm. Sie wollte sich nicht aussprechen und meinte immer, es sei ihr gar nichts. Als sie aber

den Tisch ganz verkehrt deckte und mit den Tellern in der Hand tief in Gedanken versunken stehen blieb, bestand ihr Mann energisch darauf, den Grund ihrer Zerstreuung zu erforschen.

„Nun! ich will Dir's sagen,“ gestand sie endlich, „der Laden des Krämers in der Rue de la Goutte-d'Or ist zu vermieten . . . Ich sah es, als ich vor einer Stunde Zwirn holte. Das ist meine ganze Sorge.“

Es war dies ein sehr sauberer Laden; er befand sich gerade in dem großen Hause, in welchem sie früher so gern wohnen wollten. Hinter dem Laden war noch ein Raum und außerdem links und rechts je ein Zimmer; kurz, alles war vorhanden, was sie brauchten, und obwohl die Zimmer etwas eng waren, so waren sie doch vortrefflich verteilt. Sie fand nur noch die Miete etwas hoch; denn der Besitzer wollte fünfhundert Frank haben.

„Du hast Dich also nach dem Preise erkundigt?“ sagte Coupeau.

„O! weißt Du, nur aus Neugierde!“ versetzte sie und suchte eine gleichgültige Miene anzunehmen. „Man sucht und läuft in allen Bureaus herum, dabei ist weiter gar nichts . . . Aber entschieden ist jener Laden viel zu teuer, und es wäre vielleicht thöricht von mir, mich unter solchen Umständen zu etablieren.“

Indessen kam sie nach dem Essen schon wieder auf den Krämerladen zu sprechen und zeichnete die Vertlichkeiten auf den Rand einer Zeitung. Immermehr vertiefte sie sich hinein, maß die Ecken und bestimmte die Zimmer, als ob sie schon am nächsten Tage ihre Möbel hätte dahin transportieren wollen. Als Coupeau sah, daß es ihr sehnlichster Wunsch war, willigte er ein, den Laden zu mieten; sicherlich, bemerkte er, würde sie unter fünfhundert

Frank überhaupt nichts Ordentliches bekommen, und es sei ja immer noch nicht unmöglich, daß man denselben billiger haben könne. Das einzige Unbequeme an der ganzen Sache sei, daß man dann mit den widerlichen Lorilleux in einem Hause wohne. Ueber diese Bemerkung ward sie ärgerlich und erklärte, sie verabscheue keinen Menschen; ja ihr Wunsch hatte sie so eingenommen, daß sie sogar jenes liebenswürdige Pärchen in Schutz nahm: im Grunde genommen seien sie gar nicht so böseartig, und man werde sich schon vertragen. Als sie dann zu Bett waren und Coupeau bereits schlief, überlegte sie noch immer den Mietplan.

Sobald sie am nächsten Tage allein zu Hause war, konnte sie dem Bedürfnis nicht widerstehen, die Glasglocke der Uhr emporzuheben und in dem Sperrschloß nachzusehen. Sollte es auf diesen bekrizelten Blättern stehen, ob sie ihren Laden mieten könne oder nicht? Ehe sie auf Arbeit ging, zog sie Frau Goujet ins Geheimnis und diese billigte vollkommen ihre Ansicht, sich zu etablieren; mit einem Manne, meinte sie, wie der ihrige, werde sie sicher ihr Geschäft machen und nicht Schiffbruch leiden. Während der Frühstückspause ging sie sogar zu Lorilleux, um deren Meinung zu hören. Frau Lorilleux war aufs äußerste erstaunt. Wie! das Krüppelbein wollte jetzt einen Laden besitzen! Obwohl es ihr fast das Herz abdrückte, mußte sie doch gute Miene machen und stammelte: ohne Zweifel sei der Laden bequem und Gervaise habe ganz recht, ihn zu nehmen. Dennoch sprach sie, als sie sich von ihrem Schrecken ein wenig erholt hatte, mit ihrem Manne über die Feuchtigkeit des Hofes und die schlechte Beleuchtung der Parterreräume. O! rief sie aus, das sei ein nettes Plätzchen, um sich das Meißel zu holen. Allein, wenn Gervaise nun durchaus mieten wolle, so

würden ihre Beobachtungen sie auch sicherlich nicht abhalten können.

Am Abend gestand Gerbaise offen zu, daß sie gewiß krank geworden wäre, wenn man ihr den Laden verweigert hätte. Immerhin aber solle Coupeau, ehe die Sache völlig ins Reine gebracht werde, sich die Lokalitäten ansehen und versuchen, ob er die Miete nicht etwas billiger bekommen könne.

„Also morgen, wenn Dir's recht ist,“ sagte ihr Mann; „Du kannst mich gegen sechs Uhr in der Rue de la Nation an dem Hause, wo ich arbeite, abholen, und wir werden dann auf dem Nachhausewege durch die Rue de la Goutte d'Or gehen.“

Coupeau beendete zu der Zeit gerade die Dachverzierungen eines neuen dreistöckigen Gebäudes und sollte an diesem Tage die letzten Zinkplatten aufnageln. Da das Dach fast horizontal, hatte er darauf seine Arbeitstafel auf zwei Böcken gestellt. An dem reinen Maihimmel ging die Sonne unter und vergoldete die Schornsteine mit ihrem Glanze. Und da ganz oben stand der Arbeiter und schnitt, über den Werkstisch gebeugt, ruhig mit einer Schere sein Zink wie ein Schneider, wenn er zu Hause ein Paar Hosen zuschneidet. Hinter der Giebelwand des Nachbargebäudes unterhielt sein Gehülfe, ein siebzehnjähriger schlanker blondhaariger Bursche, das Lötfeuer mittelst eines riesigen Blasebalges, von dem jeder neue Luftstrom zahllose Funken emporwirbelte.

„Hallo! Zidore, mache die Eisen warm!“ rief Coupeau.

Der Gehülfe steckte die Lötisen mitten in die Kohlen- glut, welche bei dem noch herrschenden Tageslicht einen rosafarbenen Schein abgab. Darauf begann er wieder zu blasen. Unterdessen hielt Coupeau die letzte Zinkplatte in

der Hand, welche ganz am Rande des Daches in der Nähe der Dachrinne zu befestigen war, an einer Stelle, wo das Dach plötzlich abschüssig ward und man tief unter sich die Straße erblickte. Der Zinkarbeiter ging, als ob er zu Hause sei, ruhig in seinen Hausschuhen nach der Stelle zu und piff das Liedchen: „Ein junges Lämmchen“ lustig in die Luft hinaus. Vor der Oeffnung angelangt, kniete er nieder und stemmte sich mit einem Fuße gegen einen Schornstein, während das andere Bein über den Dachrand herabhing. Als er sich jetzt umdrehte, um Zidore zu rufen, hielt er sich an einer Mauerecke fest, denn seine Stellung war doch etwas zu halbsbrecherisch. „Verwünschter Faulpelz, mache schnell! . . . Gieb doch die Eisen her! Wenn Du dort in die Luft starrst, so werden Dir sicher keine gebratenen Tauben ins Maul fliegen!“

Allein Zidore nahm sich Zeit. Er betrachtete voll Interesse die Nachbardächer sowie eine dicke Rauchwolke, welche aus der Gegend von Granelle über Paris emporwallte und von einem Brande herzurühren schien. Aber endlich kroch er vorsichtig auf allen Vieren zu Coupeau und reichte diesen die Eisen. Darauf begann dieser die Zinkplatte anzulöten. Bald beugte er sich zusammen, bald richtete er sich wieder auf und fand immer wieder sein Gleichgewicht, wobei er nur auf einem Schenkel ruhte und sich entweder mit einer Fußspitze oder einem Finger stützte. Er besaß eine große Gewandtheit und war mit den Gefahren seines Berufes völlig vertraut. Es war beinahe, als ob nicht er, sondern die Straße unter ihm sich vor seinem Sturz fürchtete. Da er seine Pfeife beständig im Munde behielt, so drehte er sich von Zeit zu Zeit um und spuckte ruhig auf die Straße. „Ah! da kommt ja Frau Boche!“ rief er plötzlich aus. „Hallo! Frau Boche!“

Er hatte soeben die Hausmeisterin über die Strafe gehen sehen. Diese blickte empor, und als sie ihn erkannte, entspann sich zwischen beiden eine Unterhaltung. Sie stand unten, die Hände unter der Schürze verborgen und den Kopf zurückgebeugt; er oben hatte sich jetzt aufgerichtet und beugte sich vor, den linken Arm um einen Schornstein geschlungen.

„Haben Sie vielleicht meine Frau gesehen?“ frug er.

„Nein,“ versetzte die Hausmeisterin. „Soll sie denn hier sein?“

„Sie will mich abholen . . . Wie geht es bei Ihnen zu Hause? Doch hoffentlich gut?“

„Ei ja, ich danke Ihnen, ich bin die Kränkste, wie Sie sehen . . . Ich will nach der Chaussee Clignancourt, um dort einen Hammelbraten zu holen. Der Fleischer an der roten Mühle verkauft keinen unter sechzehn Sous.“

Als jetzt ein Wagen vorbeifuhr, sprach sie lauter, so daß bei ihren Worten ein altes Mütterchen an einem Fenster erschien; diese kleine Alte blieb da stehen und schaute erregt nach dem Manne, welcher ihr gegenüber auf dem Dachrande mit der größten Seelenruhe stand, gerade als ob sie darauf wartete, ihn jede Minute herabstürzen zu sehen.

„So wünsche ich denn gute Nacht,“ rief endlich Frau Boche. „Ich will Sie nicht stören.“

Coupeau drehte sich wieder um und ließ sich von Zidore das Eisen reichen. Allein als die Hausmeisterin eben ihres Weges weiter gehen wollte, bemerkte sie auf dem gegenüberliegenden Trottoir Gervaise, welche Nana auf dem Arme trug. Sie wollte schon den Zinkarbeiter in Kenntnis setzen, als ihr die junge Frau mit einer nergischen Handbewegung Schweigen gebot. Halbblaut, um eobn ja nicht gehört zu werden, erklärte sie: sie fürcht

wenn ihr Mann sie plötzlich sehe, könne er derart erschrecken, daß er womöglich herabstürze.

Seit nunmehr vier Jahren sei es erst ein einziges Mal vorgekommen, daß sie ihn bei seiner Arbeit abgeholt habe. Heute sei es das zweite Mal. Sie könne so etwas nicht mit ansehen; das Blut steige ihr in den Kopf, wenn sie ihren Mann zwischen Himmel und Erde schwebend erblicke.

„Gewiß ist das kein angenehmes Geschäft,“ murmelte Frau Boche. „Mein Mann ist Schneider, da brauche ich keine Angst zu haben.“

„Ach! Sie sollten nur wissen,“ fuhr Gervaise fort, „in der ersten Zeit hab' ich von früh bis abends in Schrecken gelebt. Ich sah ihn immer mit zerschmettertem Kopf auf einer Bahre . . . Jetzt hat sich bei mir die Angst etwas gelegt. Man gewöhnt sich ja an alles und ein jeder muß sehen, wie er sein Brot verdient. . . Immerhin ist dies ein teures Brot, denn man setzt täglich sein Leben dafür aufs Spiel.“

Sie schwieg und verhüllte Nana mit ihrem Kleide, indem sie fürchtete, die Kleine möge schreien. Unwillkürlich aber ließ sie ihre ängstlichen Blicke nicht von dem Dache weichen. Eben lötete Coupeau den äußersten Rand der Zinkplatte neben der Dachrinne fest und beugte sich hinunter, soweit wie es möglich war, um den Rand erreichen zu können. Einen Augenblick lang schwebte er gleichsam über dem Pflaster und arbeitete ruhig weiter, ohne sich festzuhalten, wobei man von unten die kleine weiße Flamme des LötKolbens flimmern sah. Gervaise stand in stummem Schrecken da, sie hatte die Hände in einander gepreßt und erhob sie maschinenmäßig bittend empor. Aber plötzlich atmete sie wieder auf, denn Coupeau hatte sich so-

eben wieder ruhig auf das Dach zurückgeschoben, wobei er sich noch Zeit nahm, auf die Straße zu spucken.

„Ah! also man spioniert!“ rief er fröhlich aus, als er sie bemerkte. „Sie wollte mich wohl nicht rufen, Frau Boche? . . . Na, warte, in zehn Minuten bin ich fertig.“

Er hatte nur noch eine Schornsteinverzierung anzubringen, was ihn nicht lange aufhielt. Mittlerweile standen die Wäscherin und die Hausmeisterin auf dem Trottoir, unterhielten sich über das Stadtviertel und gaben Acht auf Nana, um sie nicht im Kinnsteine herumpatschen zu lassen, wo sie kleine Fische suchen wollte. Immer wieder aber schauten die beiden Frauen lächelnd und kopfschüttelnd nach dem Dache, als ob sie damit sagen wollten, daß sie keine Angst mehr hätten. Das Mütterchen gegenüber stand noch immer am Fenster und schaute dem Manne zu, gleichsam als erwarte sie ein Ereignis.

„Was hat denn die alte Ziege da mit ihrem dummen Gesicht zu spionieren?“ sagte Frau Boche.

Oben hörte man indessen den Zinkarbeiter singen: „Wie schön ist doch die Erdbeerzeit!“ Jetzt stand er da, über seinen Arbeitstisch gebeugt, und schnitt geschickt seine Zinktafeln zurecht. Mit dem Zirkel hatte er einen Kreisbogen beschrieben und schnitt denselben mit einer krummen Schere aus, darauf hämmerte er dieses Stück zu einer spitzen pilzartigen Kappe. Zidore indessen hatte wieder das Lötfeuer angefaßt. In rosigem Schimmer verbarg sich die Sonne hinter dem Hause, ihr Schein ward immer bleicher und ging in eine zarte Lilafarbe über. Bei dem klaren Himmel hoben sich die dunkeln Gestalten der beiden Arbeiter von dem hellen lustigen Hintergrunde ab, neben ihnen erschienen in phantastischen Formen der Arbeitstisch und der Blasebalg.

Als die Verzierung fertig war, rief Coupeau:

„Zidore! die Eisen her!“

Allein der Bursche Zidore war soeben verschwunden. Der Zinkarbeiter fluchte und schaute nach allen Richtungen; ja, er rief sogar durch das offenstehende Dachfenster, in der Meinung, Zidore sei vielleicht auf den Boden hinabgetroffen. Endlich erblickte er ihn zwei Häuser weiter auf einem andern Dache. Hier ging der Galgenstrick ganz gemütlich spazieren und betrachtete die Umgebung, während seine blonden Haare in der Luft flatterten und er auf die Riesenstadt hinab mit den Augen zwinkerte.

„Warte, Du Bummler! Du denkst wohl, Du bist auf dem Lande draußen?“ schrie Coupeau wütend. „Oder machst Du es, wie Herr Beranger und machst Gedichte? . . . Willst Du nun gleich die Eisen geben! Man sollte es nicht glauben! treibt der sich hier ganz ungeniert auf den Dächern umher! hole doch gleich noch Deine Liebste herzu und bringe ihr ein Ständchen . . . Verdammter Kerl, her mit den Eisen!“ Zidore brachte dieselben, und während Coupeau lötete, rief er Gervaise zu:

„Nun bin ich fertig . . . Ich komme sofort.“

Der Schornstein, auf welchen er die Verzierung anbringen mußte, befand sich mitten auf dem Dache. Gervaise, dadurch beruhigt, folgte lächelnd seinen Bewegungen, während Nana sich plötzlich über den Anblick ihres Vaters zu freuen schien und in ihre kleinen Händchen klatschte. Sie hatte sich auf das Trottoir gesetzt, um besser hinaufschauen zu können.

„Papa! Papa!“ rief sie aus Leibeskräften, „Papa! sieh einmal!“

Der Zinkarbeiter wollte sich vorbeugen, als plötzlich ihn Fuß ausglitt. Wie eine Rahe, deren Pfoten sich

verwickeln, rollte er jetzt hinab, ohne sich festhalten zu können.

„Allmächtiger Gott!“ schrie er mit halberstickter Stimme und stürzte über das Dach hinab. Sein Körper beschrieb einen leichten Bogen, überschlug sich zweimal und stürzte mit dumpfem Geräusch mitten auf die Straße, als wenn ein Bündel Wäsche herabgeworfen würde.

Gervaise, mehr tot als lebendig, blieb mit emporgestreckten Armen stehen, und nur ein lauter Schrei entrang sich ihrer Brust. Die Vorübergehenden eilten herbei, und es entstand ein dichtes Gedränge. Frau Boche zitterte am ganzen Leibe; sie nahm Nana auf den Arm, um ihr den Kopf zu verhüllen und ihr so den schrecklichen Anblick zu entziehen. Indessen schloß das Mütterchen gegenüber ruhig ihr Fenster, als sei gleichsam ihr Wunsch nunmehr erfüllt.

Schließlich hoben die Männer Coupeau auf und trugen ihn zu einem Apotheker an der Ecke der Rue des Poissonniers. Dort blieb er fast eine Stunde lang mitten am Boden auf einer Decke liegen, während man vom Hospital Lariboisiere eine Bahre holte. Er atmete zwar noch, allein der Apotheker schüttelte bedenklich den Kopf. Gervaise kniete neben ihm und schluchzte unaufhörlich, während die Thränen ihre Augen verschleierten. Mechanisch streckte sie die Arme aus und betastete sanft die Glieder ihres Gatten. Dann zog sie ihre Hände wieder zurück und schaute den Apotheker flehentlich an, welcher verboten hatte, ihn anzurühren. Im nächsten Augenblicke aber ruhte ihre Hand wieder auf seinem Herzen; sie mußte Gewißheit haben, ob er Leben in sich habe, und glaubte übrigens, ihm durch ihr Händeauflegen gut zu thun. Als endlich die Bahre ankam und man davon sprach, Coupeau

nach dem Hospital zu tragen, fuhr sie wie ein Blitz empor und rief:

„Nein, nein, nicht ins Hospital! . . . Wir wohnen in der Rue Neuve de la Goutte d'Or.“

Man mochte sich noch soviel Mühe geben, ihr auseinanderzusetzen, daß die Krankheit ihr ungeheures Geld kosten würde, wenn sie ihren Gatten zu Hause verpflegen wolle; sie blieb bei ihrem Entschluß und wiederholte:

„Rue Neuve de la Goutte d'Or, ich werde Ihnen die Thür zeigen . . . Was kümmert das Sie? Ich habe Geld . . . Er ist mein Mann, nicht wahr? Er gehört mir und ich will ihn selbst pflegen!“

Sie bestand darauf, und man mußte Coupeau nach Hause schaffen. Als die Bahre durch die Menge getragen wurde, welche sich vor dem Laden des Apothekers versammelt hatte, sprachen die Frauen des Viertels mit Rührung von Gervaise: das Weib hinke zwar, indeß besitze sie doch Courage; sicherlich werde ihr Mann zu Hause eher gesund, als im Hospital, wo die Aerzte mit den Schwerkranken nicht viel Geschichten machten, um sich die Mühe ihrer Heilung zu ersparen. Nachdem Frau Boche Mana einstweilen in ihre Wohnung geschafft hatte, war sie zurückgekommen und erzählte den Vorfall lang und breit, wobei sie noch immer vor Erregung heftig zitterte.

„Ich wollte einen Hammelbraten holen, o! ich war noch da und sah ihn fallen,“ wiederholte sie. „Daran ist nur seine Kleine schuld; er wollte sie sehen und pardauz! . . . Ach! lieber Gott! um alles in der Welt mag ich keinen solchen Sturz wieder sehen . . . Aber beinahe hätte ich jetzt meinen Hammelbraten vergessen; ich will ihn nur gleich holen.“

Acht Tage lang befand sich Coupeau sehr schlecht, so daß seine Familie und alle seine Nachbarn sich schon

darauf gefaßt machten, ihn jeden Augenblick der Welt Lebewohl sagen zu sehen. Der Arzt, welcher für jeden Besuch hundert Sous verlangte, befürchtete innere Verletzungen, und diese Bemerkung erregte im Viertel solchen Schrecken, daß man allgemein davon sprach, Coupeau habe sich bei dem Sturze das Herz zerrissen. Nur Gervaise, die durch die vielen schlaflosen Nächte bleich, ernst und entschlossen geworden war, zuckte die Achseln.

Ihr Mann, erklärte sie, habe nur das rechte Bein gebrochen; das wisse jedermann, und er werde sicherlich bald wieder gesund sein. Was aber das zerrissene Herz anbelange, so sei kein wahres Wort daran. Uebrigens werde sie ihm schon sein Herz wieder heilen, sie verstehe das, nämlich durch sorgfältige Behandlung und aufopfernde Fürsorge. So legte sie einen gewissen Stolz der Ueberzeugung an den Tag und behauptete, sie werde ihn ganz gewiß gesund machen, sie brauche nur immer bei ihm zu bleiben und ihn in den Fieberstunden mit ihren Händen zu berühren. Eine ganze Woche lang sah man sie rastlos über ihn wachen; sie sprach wenig und war ganz von ihrem Entschlusse befangen, ihren Mann zu retten, wobei sie weder an ihre Kinder noch an die Vorgänge in der Stadt dachte. Am neunten Tage, als abends der Arzt kam und die sichere Genesung des Kranken in Aussicht stellte, verließen sie die Kräfte, und sie sank weinend auf einen Stuhl. In der folgenden Nacht entschloß sie sich sogar, zwei Stunden zu schlafen, wobei sie den Kopf auf das Fußende des Bettes legte.

Das Unglück Coupeaus hatte auch seine Familie in gewaltige Aufregung versetzt. Mutter Coupeau wollte jede Nacht mit Gervaise wachen; allein es gelang ihr nicht, denn schon um neun Uhr schlief sie auf ihrem Stuhle ein. Jeden Abend machte Frau Verat, wenn sie von ihrer

Arbeit zurückkehrte, einen großen Umweg, um den Zustand des Kranken zu erfahren. Herr und Frau Lorilleux waren in der ersten Zeit läglich zwei- bis dreimal gekommen, auch sie wollten wachen und brachten sogar für Gervaise einen Lehnstuhl mit. Beim Besprechen der geeigneten Pflege des Kranken war es sogar zu Streitigkeiten gekommen. Frau Lorilleux behauptete, schon genug Leute in ihrem Leben gerettet zu haben, um zu wissen, wie dabei zu verfahren sei. Auch beschuldigte sie die junge Frau, sie stoße sie immer, um sie von dem Bette ihres Bruders wegzudrängen. Sicherlich, brummte sie, hätte das Krüppelbein auf alle Fälle Grund dazu, Coupeau zu heilen; denn, wenn sie ihn nicht in der Rue de la Nation gestört hätte, so wäre er schließlich nicht heruntergestürzt. Zudem sei die Art, wie sie ihn pflege, erst recht geeignet, ihn ins Jenseits zu befördern.

Als nunmehr Gervaise Coupeau außer Gefahr sah, bewachte sie sein Bett nicht mehr so ängstlich. Jetzt konnte ihm ja nichts Schlimmes mehr passieren, und deshalb ließ sie die Leute arglos sich ihm nähern, so daß manchmal die ganze Verwandtschaft im Zimmer lag. Nach Aussage des Arztes sollte die Genesung sehr langwierig sein; er hatte sogar von vier Monaten gesprochen. Jetzt geschah es oft, daß, während der Zinkarbeiter in tiefem Schlafe lag, die beiden Lorilleux Gervaise allerhand Beleidigungen sagten. So weit habe sie es doch gebracht, bemerkten sie höhnisch, daß sie durchaus ihren Mann zu Hause haben wollte. Im Hospital wäre er schon längst wieder auf die Beine gekommen. Lorilleux meinte, er möchte bloß einmal krank sein, um ihr zu zeigen, ob es ihm eingefallen wäre, nicht nach Lariboisiere zu gehen. Frau Lorilleux kannte eine Dame, welche dort verpflegt worden war und erzählt hatte, daß ihr früh sowohl wie abends Hühner-

braten vorgekocht worden sei. Immer und immer wieder berechneten beide, was dem Ehepaar die viermonatliche Dauer der Genesung kosten könne: zuerst erwähnten sie die verlorene Arbeitszeit, dann die Medizin, den Arzt, den Wein und das zur Kräftigung dienende Fleisch. Wenn Gervaise dies alles mit ihren Ersparnissen bestreiten könnte, so müsse sie ganz besonders vom Glück begünstigt sein. Allein sicherlich würde sie Schulden machen. Auf sie selbst könnten Coupeaus auch nicht rechnen, da sie nicht so reich seien, um einen Kranken zu Hause zu pflegen. Das Krüppelbein sei aber selbst schuld daran: warum lasse sie ihren Mann nicht ins Hospital schaffen! Ihr Stolz werde sie schon noch auf den Hund bringen.

Eines Abends konnte Frau Lorilleux ihre Böswilligkeit nicht mehr zähmen, und sie frug Gervaise plötzlich:

„Nun! wann wollen Sie denn Ihren Laden mieten?“

„Zamohl,“ fuhr Lorilleux höhniſch fort, „der Hausmeister wartet alle Tage auf Sie.“

Gervaise wußte vor Bestürzung nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte den Laden vollständig vergessen. Aber bei dem Gedanken, daß der Laden für sie auf lange verloren sei, sah sie jenen Leuten gleichsam die böshafte Freude aus den Augen leuchten. In der That suchten Lorilleux' seit jenem Abend jede, auch die geringste Gelegenheit, um sich über ihr gehofftes, aber vereiteltes Glück lustig zu machen. Wenn man jetzt auf eine Hoffnung zu sprechen kam, deren Erfüllung nicht möglich war, so verschob man letztere auf den Tag, wo Gervaise als Prinzipalin in einem schönen großen Laden sitzen werde. So schämten sie sich sogar nicht, sie andern Leuten gegenüber zu verhöhnen, während es Gervaise als eine Unmöglichkeit erschien, daß man sich so böseartig gegen sie zeigen könne. In Wahrheit aber sahen die beiden jaubern Leuten jetzt

ganz danach aus, als ob sie sich über Coupeaus Unglück freuten, da dieses die Wäscherin hinderte, sich in der Rue de la Goutte d'Or zu etablieren.

Jetzt stellte sie sich selbst, als sei ihr die Geschichte mit dem Laden völlig gleichgültig, nur um ihnen zu zeigen, wie gern sie ihr Geld für die Heilung ihres Mannes opferte. Jedesmal, wo sie in ihrer Gegenwart die Glasglocke von ihrer Stuhuhhr abhob und das Sparkassenbuch in die Hand nahm, sagte sie lächelnd:

„Ich will nur gleich einmal gehen und meinen Laden mieten.“

Sie hatte das Geld nicht auf einmal erheben wollen und holte es deshalb in Posten zu je hundert Frank, um, wie sie sagte, nicht eine so große Menge Goldstücke in ihrer Kommode zu haben. Eigentlich aber war sie von der eitlen Hoffnung beseelt, es werde durch irgend ein Wunder eine plötzliche Genesung eintreten und sie mithin nicht sämtliche Ersparnisse zu verbrauchen genötigt sein. Sobald sie von einem Gauge nach der Sparkasse zurückkehrte, vermerkte sie auf einem Blatt Papier das noch übrige Geld. Dasselbe mochte noch so sehr schwinden, dennoch führte sie mit besonnener lächelnder Miene Buch über die Trümmer ihrer Ersparnisse. War es nicht schon ein Trost, das Geld so gut aufgehoben zu haben, daß es im Augenblick der Gefahr bei der Hand gewesen war? So tröstete sie sich und legte sorgfältig das Büchlein wieder an seinen Ort, unter die Glocke hinter der Uhr.

Die beiden Goujets zeigten sich während Coupeaus Krankheit äußerst zuvorkommend gegen Gervaise. Frau Goujet stellte sich ihr vollkommen zur Verfügung, und nicht ein einziges Mal geschah es, daß sie die Treppe hinunterging, ohne Gervaise zu fragen, ob sie vielleicht Zucker, Butter oder Salz brauche; wenn sie abends Fleisch kochte,

bot sie ihr stets die beste Bouillon an; sogar in der Beforgung der Küche war sie ihr behülflich und unterstützte sie mit Geschirr. Goujet holte jeden Morgen am Brunnen der Rue des Poissonniers Wasser für die junge Frau, wodurch sie immerhin zwei Sous ersparte. Wenn dann abends nach dem Essen die Verwandten nicht mehr da waren, so leisteten die beiden Goujet dem Ehepaar Gesellschaft. Zwei Stunden lang, bis zehn Uhr abends, saß dann der Schmied im Zimmer und rauchte seine Pfeife, wobei er Gervaise betrachtete, wie sie eifrig um den Kranken beschäftigt war. Er war dabei äußerst still und sprach kaum zehn Worte den Abend über. Sein großes blaßes Gesicht zwischen den riesigen Schultern nahm einen zärtlichen Ausdruck an, wenn er sah, wie sie sorgsam den Thee für den Kranken in eine Tasse goß und geräuschlos Zucker hineintrührte. Wenn sie dann an das Bett trat und mit sanfter Stimme Coupeau Mut zusprach, empfand Goujet eine tiefinnige Rührung. Noch nie hatte er ein so braves Weib gesehen. Wenn sie auch lahm war, so wurde dies Gebrechen doch hundertfach aufgewogen durch die Aufopferung, mit der sie sich den ganzen Tag lang ihrem Gatten widmete. Sie setzte sich kaum eine Viertelstunde lang nieder, um ihre Mahlzeit zu verzehren. Unermüdllich eilte sie zum Apotheker, scheute sich selbst vor den unsaubersten Dingen nicht, welche eine lange schwere Krankheit notwendig im Gefolge hat, und gab sich die größte Mühe, ihre Stube sauber zu erhalten, trotzdem in derselben alles mögliche besorgt ward. Dabei hörte man keine Klage aus ihrem Munde, stets zeigte sie sich freundlich und lebenswürdig, sogar abends, trotzdem sie vor Ermattung oft im Stehen einschlief. Der Schmied indessen fühlte sich mit Zaubergewalt zu Gervaise hingezogen, wenn er ihre herzinnige Liebe und Aufopferung für ihren kranken Mann sah.

„Nun! Alter, nun bist Du wohl wieder besser?“ sagte er eines Tages zu dem Genesenden. „Ich hatte keine Angst um Dein Leben, denn Deine Frau sorgt ja für Dich wie der liebe Herrgott selbst!“

Goujet sollte heiraten. Wenigstens hatte seine Mutter ein Mädchen aussindig gemacht, welches sehr gut für ihn paßte; es war auch eine Spizennäherin, wie sie selbst, und wohl auch deshalb mit war es ihr lebhafter Wunsch, daß ihr Sohn dieses Mädchen zu seiner Frau machen solle. Um seine Mutter nicht zu kränken, hatte er eingewilligt und die Hochzeit war bereits für die ersten Tage des Septembers festgesetzt. Das Geld für die Ausstattung ruhte schon längst auf der Sparkasse. Allein sobald Gervaise mit ihm über diese Heirat sprach, murmelte er kopfschüttelnd:

„Ja, wenn alle Frauen so wären, wie Sie, liebe Frau Coupeau, möchte man lieber zehn heiraten als eine.“

Unterdessen war Coupeau so weit genesen, daß er nach Verlauf von zwei Monaten langsam das Bett verlassen durfte. Zuerst ging er nur vom Bett bis ans Fenster, wobei ihn Gervaise noch unterstützen mußte. Hier angelangt, setzte er sich in den Lehnstuhl und streckte das rechte Bein auf einen Sessel. War dieser schwache gebrechliche Mann denn wirklich jener Bruder Lustig, welcher an Tagen, wo es Glatteis gab, immer seine Witze über Weinbrüche machte? Sein heiteres Gedankenspiel hatte ihn völlig verlassen, und während der zwei Monate, wo er ans Bett gefesselt war, hatte man ihn nur schimpfen unft mit seinen Grillen die Leute quälen hören. Es sei ein wahres Hundeleben, brummte er, hier mit steifem eingehnürtem Bein auf dem Rücken liegen zu müssen. Er habe nun wahrlich lange genug die Decke angeglogt; da an der Ecke beim Alkoven sei beispielsweise ein Sprung,

den er nun im Schlafe nachzeichnen könne. Wenn er hpi in den Lehnstuhl am Fenster niederließ, hatte er auch wieder zu klagen. Wie lange sollte es denn noch dauern, daß er hier einer Mumie gleich angeschmiedet sei? Auf der Straße unten sehe er kein lebendes Wesen, sondern nur den lieben langen Tag die Wasserpfügen aus den Waschküchern. Wahrlich, zehn Jahre seines Lebens wolle er gern dahingeben, wenn er nur ein einziges Mal sehen könne, wie es auf den Festungswällen jetzt aussehe. So hörte man aus seinem Munde nichts als Klagen wider sein Geschick. Sein Sturz, murrte er, sei eine schreiende Ungerechtigkeit; ihm, als einem guten braven Arbeiter, der weder Faulenzer noch Trunkenbold sei, hätte so etwas nie widerfahren sollen. Wenn es einem andern passiert wäre, ja, dann wollte er nichts sagen.

„Mein Vater hat den Hals gebrochen, als er betrunken war. Ich kann deshalb nicht behaupten, daß er es verdient habe, aber schließlich läßt sich die Sache doch erklären . . . Ich war wenigstens noch nüchtern, wie Sankt Johannes, keinen Tropfen Schnaps hatte ich im Leibe, und da muß ich nun hinunterstürzen, bloß weil ich mich einmal umdrehte, um meine Nana zu grüßen! . . . Ist das nicht schändlich?“

Als er allmählich wieder auf Krücken zu gehen anfing, machte sich bei ihm ein düsterer Groll gegen alle Arbeit bemerklich. Es sei ein wahres Jammerhandwerk, meinte er, sein Leben lang wie eine Raze oben in den Dachrinnen herumzuklettern. Die wohlhabenden Bürger seien ganz schlau, wenn sie die armen Leute in Todesgefahr schickten, bloß weil sie selbst zu feige seien, sich auf eine Leiter zu wagen, und lieber zu Hause hinter dem Ofen hockten, ohne sich um die Not des Armen zu kümmern. Schließlich erklärte er sogar, es möge sich ein jeder

selbst sein Zink auf das Dach nageln, da werde er schon sehen, wie es thue. Verdammt! wenn es eine Gerechtigkeit gebe, so müsse man dahin kommen: „wenn es dir nicht auf den Buckel regnen soll, so sieh nur selbst zu, wie du dich decken kannst.“ Dann wieder bedauerte er, daß er kein andres Handwerk gelernt habe, welches angenehmer und weniger gefährlich sei, wie zum Beispiel Kunsttischler. Daran sei aber wieder nur sein Vater schuld; ja, die Väter hätten immer die alberne Gewohnheit, ihre Kinder, möchten dieselben nun wollen oder nicht, zu ihrem Berufe zu zwingen.

Noch zwei Monate lang mußte Coupeau an Krüden gehen. Zuerst war er bis an die Hausthür hinunter gekommen und rauchte hier seine Pfeife. Dann hatte er seine Spaziergänge allmählich erweitert, so daß er sich bis nach dem äußern Boulevard schleppte und hier stundenlang auf einer Bank in der Sonne saß.

Mit der Zeit kam auch seine alte Heiterkeit wieder, und sein loser Mund schien bei den langen Bummeleien immer neuen Stoff zu sammeln. Zu der Freude am Leben gesellte sich jetzt aber auch ein Vergnügen am Nichtsthun; seine Glieder liebte er behaglich auszustrecken und seine früher durch Arbeit gestählten Muskeln begannen zu erschlaffen.

Es war, als ob der Dämon der Faulheit einen langsamen aber sichern Sieg über ihn davontrüge, indem er, seine langwierige Genesung benutzend, seinen Körper durchdrang und in süße Träumereien versenkte. Er befand sich wieder ganz wohl, war lustig und fand das Leben schön, wobei er gar nicht einsehen wollte, weshalb es nicht immer so gemüthlich sein könne. Als er die Krüden nicht mehr brauchte, spazierte er auf den verschiedenen Bauplätzen umher, um dort seine alten Kameraden aufzusuchen. Be-

haglich stand er mit gekreuzten Armen vor den Neubauten und schüttelte spöttisch mit dem Kopfe; er lachte, wenn er die Arbeiter sich abmühen sah, und streckte dabei sein Bein vor, gleichsam um ihnen zu zeigen, wohin es führe, wenn man gar zu fleißig arbeite. Dadurch schien seine Arbeitsfurcht eine gewisse Berechtigung zu finden.

Ohne Zweifel, meinte er, werde er auch wieder anfangen, allein er wolle vor der Hand das Leben noch ein wenig genießen. O! man könne es ihm nicht verargen, wenn er nicht allzusehr ins Zeug gehe; denn sein Handwerk habe ihm schon einen bösen Streich gespielt. Zudem erschien es ihm gar nicht so übel, ein wenig zu feiern.

Wenn Coupeau sich nachmittags langweilte, pflegte er zu Lorilleux zu gehen. Diese beklagten ihn aufs Lebhafteste und hielten ihn durch allerhand Zuborkommenheiten von irgend einem ernstern Entschlusse ab. In den ersten Jahren seiner Ehe war er, dank dem Einflusse Gerbaise's, taub gegen ihre böswilligen Aniffe gewesen. Jetzt hatten sie ihn wieder beim Kragen und lachten ihn aus, weil seine Frau ihn so in Furcht jage. Bei alledem gingen die beiden Lorilleux mit der größten Schlaubeit zu Werke und verherrlichten zugleich in übertriebener Weise die Tugenden der Wäscherin. Wenn Coupeau dann mit Gerbaise davon sprach, gab er ihr die Versicherung, daß seine Schwester sie hoch in Ehren halte, und bat sie, doch nicht so zurückhaltend gegen sie zu sein. Der erste Streit in ihrer Ehe war eines Abends wegen Stephan hergekommen. Der Zinkarbeiter hatte den Nachmittag bei Lorilleux verbracht. Als er nach Hause kam und das Essen noch auf sich warten ließ, während die Kinder nach der Suppe verlangten, hatte er Stephan plötzlich ein paar wohlgezielte Ohrfeigen versetzt. Eine ganze Stunde lang

fuhr er fort zu schimpfen: dieser Bengel gehe ihn gar nichts an und er könne gar nicht begreifen, warum er ihn überhaupt noch im Hause dulde; er werde ihn bei guter Zeit noch zur Thür hinaus werfen. Indessen hatte er bis zu jener Stunde dem Knaben kein böses Wort gesagt, und schon am nächsten Tage lobte er denselben wieder. Aber schon drei Tage später stieß er von Früh bis Abend den Kleinen mit Füßen, so daß das Kind jedesmal, wenn es ihn die Treppe heraufkommen hörte, zu den Nachbarn flüchtete, wo Frau Goujet ihm ein Plätzchen am Tische freihielt, damit er daselbst seine Schularbeiten machen konnte.

Schon seit langer Zeit hatte Gerbaise wieder zu arbeiten angefangen und brauchte jetzt nicht mehr die Uhr-
glocke wegzunehmen. Alle Ersparnisse waren verbraucht, und sie mußte eifrig schaffen, da jetzt vier hungrige Wesen von ihr etwas zu essen erwarteten. Wenn sie dann hörte, wie die Leute sie deshalb bedauerten, so beeilte sie sich ihren Mann zu entschuldigen. Man solle nur bedenken, was er gelitten habe; es sei wirklich kein Wunder, wenn sein Charakter grimmig werde. Mit seiner vollen Genesung werde das sich schon ändern. Wenn man ihr entgegenete, Coupeau sei jetzt ganz gesund und könne recht wohl wieder auf den Bauplatz gehen, so wollte sie durchaus nichts davon wissen. Keineswegs, versetzte sie; er solle sich nur noch schonen, da es ihr ja doch kein Vergnügen machen könne, wenn er wieder das Bett hüten müsse. Sie wisse recht wohl, daß sich der Arzt unbestimmt ausgesprochen habe, und halte ihn deshalb immer noch zurück vom Arbeiten, indem sie ihm täglich wiederhole, er solle sich ja Zeit nehmen und sich nicht überanstrengen. Sie steckte ihm sogar dann und wann ein Zwanzig-Sousstück zu. Coupeau betrachtete dies als etwas selbstver-

händliches; bald fehlte es ihm hier, bald da, nur damit er sich noch pflegen konnte, und so war ein halbes Jahr verstrichen, und noch immer wollte er nicht ganz gesund erscheinen. Jetzt war er, wenn er den andern bei der Arbeit zuschaute, auch durchaus nicht abgeneigt, mit seinen Kameraden einen Schluck zu trinken. In der Weinkneipe kam es ihm gar nicht so übel vor; gar manches lustige Wort war dort zu vernehmen, und wenn man nur fünf Minuten drin blieb, so konnte einem doch kein Mensch einen Vorwurf machen. Nur ein Bierbengel könne sich vor die Thür stellen und thun, als komme er vor Durst fast um, ohne einen Schluck zu nehmen. Man habe früher ganz mit Recht über ihn gespottet, denn ein Glas Wein bringe keinen Menschen um. Aber stolz schlug er sich dabei auf die Brust und hielt es für eine ganz besondere Ehre, daß er nur Wein trinke; stets Wein, um keinen Preis Schnaps; der Wein verlängere das Leben, er mache weder krank noch betrunken. Trotzdem hatte man ihn verschiedene Male, nachdem er den ganzen Tag müßig von einem Bauplatze nach dem andern, von einem Wirtshause ins andere getrottelt war, mit einem ganz anständigen Rausche nach Hause wanden sehen. An solchen Tagen hatte Gervaise, um die Familie Goujet nichts von den Dummheiten ihres bezechten Mannes hören zu lassen, ihre Thür verschlossen, indem sie vorgab, sie habe selbst heftige Kopfschmerzen.

Allmählich indeß machte sich bei der jungen Frau eine tiefe Traurigkeit bemerkbar. Früh und abends ging sie nach der Rue de la Goutte d'Or und sah sich den Laden an, welcher noch immer zu vermieten war, wobei sie sich aber vor keinem Bekannten sehen ließ, gerade als habe sie eine Kinderei begangen, die einer großen Person unwürdig sei.

Immer und immer wieder kam ihr dieser Laden in den Kopf; in der Nacht, wenn alles schlief, lag sie mit offenen Augen da, und jener Gedanke umfing sie wie der Reiz eines verbotenen Vergnügens.

Von neuem machte sie ihre Berechnungen; zweihundert und fünfzig Frank Miete, hundert und fünfzig Frank für Werkzeuge und die Einrichtung, ferner hundert Frank für die Kosten der ersten vierzehn Tage; im ganzen also machte es mindestens fünfhundert Frank aus.

Wenn sie nicht laut hiervon sprach, so geschah es lediglich aus Furcht, daß die Leute denken könnten, die Ersparnisse, welche durch Coupeaus Krankheit verbraucht seien, thäten ihr leid. Oft ward sie ganz blaß und beinahe hätte sie schon ihren Wunsch ganz aufgegeben, denn nunmehr werde man sicherlich abermals vier bis fünf Jahre oder noch länger arbeiten müssen, ehe eine so bedeutende Summe erspart sei. Ihr Unglück war es eben, daß sie sich nicht sofort etablieren konnte; die häuslichen Bedürfnisse hätte sie ja dann befriedigen können, ohne Coupeaus Verdienst nötig zu haben, der dann noch monatelang Zeit haben würde, sich wieder mit dem Gedanken an die Arbeit zu befreunden. Auf solche Weise für die Zukunft sicher gestellt, würde sie sich rasch beruhigt und von der heimlichen Angst frei gefühlt haben, welche sie bisweilen erfaßte, wenn ihr Mann lustig singend nach Hause kam und irgend einen dummen Witz von Mesvottes erzählte, für den er in der Kneipe einen Liter bezahlt habe.

Als Gervaise eines Abends allein zu Hause war trat Soujet ein, ohne nach seiner sonstigen Gewohnheit gleich wieder fortzugehen. Er hatte sich ruhig auf einen Stuhl gesetzt und rauchte eine Pfeife, wobei er Gervaise unverwandt anblickte. Es schien, als habe er etwas

Ernstes auf dem Herzen. Er schien seinen Plan zu erwägen und in sich reifen zu lassen, ohne für denselben eine passende Form zu finden. Endlich, nach langem Schweigen, entschied er sich, nahm seine Pfeife aus dem Munde und sagte hastig:

„Frau Gervaise, würden Sie mir wohl gestatten, Ihnen Geld zu leihen?“

Sie hatte sich gerade über ihre Kommode gebeugt und suchte in einem geöffneten Schubfach nach Wischlappen. Bei seiner Frage erhob sie sich, und ihr Gesicht zeigte eine tiefe Röthe. Er mußte sie also am Morgen gesehen haben, als sie in Gedanken versunken zehn Minuten lang vor jenem Laden gestanden hatte. Goujet lächelte verlegen, als ob er ihr einen beleidigenden Vorschlag gemacht hätte. Allein sie weigerte sich entschieden und bemerkte: nie werde sie Geld annehmen, ohne sicher zu wissen, daß sie es wiedererstaten könne. Zudem handle es sich um eine ganz beträchtliche Summe. Als er aber auf seinem Vorschlag bestand, rief sie endlich aus:

„Aber was wird denn aus Ihrer Heirat? . . . Ich kann doch sicherlich kein Geld von Ihrer Ausstattungssumme annehmen!“

„O! Sie brauchen sich durchaus nicht zu genieren,“ versetzte er erröthend. „Ich heirate nie, und Sie wissen schon, ein einziger Gedanke hält mich ab . . . Wahrhaftig, ich will lieber Ihnen das Geld leihen!“

Da senkten beide beschämt den Kopf. Zwischen ihnen schien irgend eine zarte Angelegenheit obzuwalten, welche sie nicht sagen wollten. Schließlich nahm Gervaise den Vorschlag an. Goujet hatte seine Mutter bereits in Kenntniß gesetzt, und so gingen denn beide unverzüglich zu ihr. Ernst und sogar ein wenig betrübt saß die Epizemnäherin da und hatte das Haupt auf ihren Stuhlrahmen

gefenkt. Sie wollte zwar ihrem Sohne nicht hinderlich sein, indeß billigte sie unter den obwaltenden Umständen den Plan Gervaises nicht mehr und erklärte ganz offen warum: Coupeau sei jetzt leichtsinnig geworden und werde sicherlich den Bankerott ihres Ladengeschäfts herbeiführen. Besonders konnte sie es dem Zinkarbeiter nicht vergessen, daß er sich während seiner Krankheit geweigert hätte, lesen zu lernen; der Schmied hatte sich nämlich erboten, ihm dies beizubringen. Coupeau hatte sich aber hartnäckig geweigert, indem er der Wissenschaft schuld gab, daß es soviel magere Leute gäbe. Dadurch hatten sich die beiden Arbeiter sogar beinahe entzweit. Als übrigens Frau Goujet die flehenden Blicke ihres kindlich-gutmütigen Sohnes sah, zeigte sie sich für Gervaise sehr wohlwollend gestimmt. So kam man denn überein, den Nachbarsleuten die fünfhundert Frank zu leihen, und diese sollten dann monatlich zwanzig Frank abzahlen, es möge nun dauern so lange es wolle.

„Ich glaube gar, der Schmied ist in Dich verliebt,“ rief Coupeau lachend aus, als er die Sache erfuhr.

„Oh! ich bin deshalb gar nicht besorgt, er ist einmal so ein Sonderling . . . Sein Geld wird er schon wieder bekommen! Aber wahrlich, wenn der mit Gaunern zu thun hätte, so würde er tüchtig gerupft!“

Schon am nächsten Tage mieteten Coupeaus den Laden. Gervaise lief den ganzen Tag über geschäftig von der Rue Neuve nach der Rue de la Goutte d'Or.

Als man sie im Viertel so leichtfüßig dahineilen sah, so daß sie vor lauter Freude fast gar nicht mehr hinkte, verbreitete sich das Gerücht, sie habe sich höchst wahrscheinlich operieren lassen.

Fünftes Kapitel.

Seit dem ersten April hatte Boche mit seiner Frau die Rue des Poissonniers verlassen und bewohnte jetzt die Hausmeisterloge des großen Hauses in der Rue de la Goutte d'Or. Wie sich das doch sonderbar traf! Für Gerbaise, welche ohne Hausmeister so ruhig in ihrem Stübchen der Rue Neuve gelebt hatte, war es ein unbequemes Ding, jetzt der Botmäßigkeit eines grilligen Wesens anheimzufallen, mit dem man sich wegen eines bischen verschütteten Wassers oder einer abends zu spät geschlossenen Thür streiten mußte. Die Hausmeister sind nun einmal eine so auffällige Gesellschaft! Allein mit dem Ehepaar Boche, dachte sie, werde sicherlich gut auszukommen sein. Man sei ja mit einander bekannt und werde sich schon verständigen. Am Ende könne es gar zu einer familiären Vertraulichkeit kommen.

Nachdem am Tage ihres Einzugs Coupeau und seine Frau den Mietkontrakt unterzeichnet hatten, fühlte Gerbaise einen gewissen Stolz in sich, sobald sie durch das hohe Eingangsthor schritt. Von nun an sollte sie also in diesem Hause wohnen, welches gleichsam eine kleine Stadt für sich bildete und in dem sich die Treppen und Korridors

in unendlicher Mannigfaltigkeit kreuzten. Es war ihr, als unternehme sie ein sehr großes Wagnis, als werfe sie sich aufs Geratewohl mitten hinein in eine thätige Maschine, während aus dem Hintergrunde des Erdgeschosses hervor die Hammerschläge des Schlossers und die Hobelstöße des Kunsttischlers stampften und sausten. Heute zeigten die Rinnfale, welche aus der Färberei hervorströmten, eine apfelgrüne Farbe. Lachend stieg sie darüber hinweg; in in dieser Farbe erblickte sie ein glückliches Vorzeichen.

Mit dem Hausbesitzer trafen sie in der Hausmeisterloge zusammen. Herr Marescot, ein großer Messerschmied in der Rue de la Paix, hatte ehemals selbst das Schleifrad auf den Straßen gedreht, während man jetzt sein Vermögen auf mehrere Millionen schätzte. Er war ein starker breitschulteriger Mann von fünfzig Jahren, seine Brust war mit einem Orden geschmückt, während er mit einem gewissen Selbstgefühl seine großen schwieligen Hände zur Schau trug, das Merkzeichen des früheren Arbeiters. Es machte ihm Vergnügen, wenn er die Messer und Scheren seiner Mietzleute mitnehmen konnte, um dieselben zum Vergnügen dann selbst zu schleifen. Allgemein hielt man ihn durchaus nicht für stolz, weil er stundenlang sich beim Hausmeister in dessen düsterer Loge aufhielt, um die Rechnungen zu prüfen. Hier schloß er alle Geschäfte ab, welche sein Haus betrafen. Coupeau und Gervaise fanden ihn vor dem schmutzigen Tische der Frau Boche stehen, wie er einer Näherin zuhörte, die mit beleidigenden Worten die Zahlung verweigerte. Als der Mietkontrakt unterzeichnet war, drückte der Wirt dem Zinkarbeiter die Hand mit dem Bemerkten, er achte und liebe die Arbeiter, denn früher habe er sich selbst tüchtig plagen müssen; aber durch Arbeit könne man es weit bringen. Nachdem er dann die zweihundertfünfzig Frank durchgezählt und in

seine weite Hosentasche hatte gleiten lassen, erzählte er seine Lebensgeschichte und deutete mit Stolz auf seinen Orden.

Gervaise indessen fühlte sich ordentlich unheimlich, als sie das Benehmen von Herrn und Frau Boche sah, welche sich stellten, als sei sie ihnen völlig unbekannt. Schmeichelnd drängten sie sich um den Hauswirt herum, lauschten auf jedes seiner Worte und billigten alle seine Bemerkungen. Frau Boche ging eifertig hinaus und jagte eine Schar Kinder fort, welche vor dem Brunnen herumspatzten, dessen offenstehender Hahn das Pflaster überschwemmte; als sie zurückkam und mit bedächtigen Blicken alle Fenster verfolgte, zuckte sie selbstbewußt mit den Lippen, um damit anzudeuten, welche Autorität ihr jetzt zustehe, wo sie dreihundert Mieter unter ihrem Regiment hatte. Boche fing wieder von der Näherin im zweiten Geschos an und war der Ansicht, es sei das Beste, sie an die Luft zu setzen, wobei er die gewichtige Miene eines Verwalters annahm, dessen Amt in Gefahr war kompromittiert zu werden. Herr Marescot war damit einverstanden, allein er wollte noch bis zum halben Termin warten. Es sei hart, meinte er, die Leute sofort auf die Straße zu setzen, umsomehr als dadurch der Wirt keinen Heller profitiere. Bitternd dachte Gervaise daran, daß man sie schließlich auch einmal hinaussetzen könnte, wenn irgend ein Mißgeschick sie hindere, zu bezahlen. Die verräucherte, mit alten schmutzigen Möbeln vollgestopfte Loge war feucht und düster wie ein Keller; vom Fenster fiel das ganze Licht auf einen Schneiderwerkttisch, auf dem einsam und verlassen ein alter Ueberzieher lag, während die Hausmeisterstochter Pauline, eine rothhaarige Kleine von vier Jahren, auf dem Boden saß und nach dem Ofen blickte, in welchem ein Stück Kalbfleisch kochte.

Herr Marescot reichte dem Zinkarbeiter nochmals die

Hand, als dieser anfang, von Reparaturen zu sprechen und Boche an sein Versprechen erinnerte, die im Laden nötigen Reparaturen ausführen zu lassen. Jetzt ward der Hausbesitzer ganz böse; er habe sich zu nichts verpflichtet, meinte er, niemals; übrigens würden in einem Laden keine Reparaturen vorgenommen. Dennoch verstand er sich schließlich dazu, die Lokalitäten in Augenschein zu nehmen, wohin ihm Coupeau, Boche und die beiden Frauen folgten. Der Krämer war ausgezogen und hatte auch nicht den kleinsten Gegenstand zurückgelassen, so daß man in dem völlig ausgeräumten Laden nur die schwarz gerußte Decke und die rissigen Mauern unterscheiden konnte, von denen die Fäden einer ehemaligen gelben Tapetenverkleidung herabhingen. Hier in den öden widerhallenden Zimmern entspann sich nun ein lebhafter Wortwechsel. Herr Marescot sagte, es käme den Verkäufern zu, ihre Läden auszuschnücken, denn schließlich könne einer, dem's gerade einfielen, überall womöglich gar Vergoldungen verlangen, was er als Besitzer ja gar nicht auszuführen im Stande sei. Sodann sprach er über seine nette Ladeneinrichtung in der Rue de la Paix, welche ihn über zwanzigtausend Frank gekostet habe. Gerlaise indessen suchte ihm ihre Gründe so unwiderlegbar wie möglich hinzustellen: in einer Wohnung, erklärte sie, würde er gewiß die Tapeten reparieren lassen; warum wolle er denn mit dem Laden eine Ausnahme davon machen? Sie verlange ja weiter nichts, als daß er die Decke weiß und die Tapeten ausbessern ließe.

Boche bewahrte hierbei mit unerschütterlicher Ruhe seine Würde; ohne sich irgendwie auszusprechen, drehte er sich um und schaute in die Luft. Coupeau mochte ihm noch so sehr mit den Augen zuwinken, er ließ sich nicht rühren, sondern that ganz so, als wolle er seinen bedeutenden Einfluß auf den Hauswirt nicht mißbrauchen. Endlich

mußte er doch einen Augenblick seine Würde außer Acht gelassen haben, denn man bemerkte an ihm ein feines Lächeln, das von einem Kopfnicken begleitet ward.

Eben hatte Herr Marescot, ganz außer sich und mit der unglücklichsten Miene von der Welt, wobei er die Finger krümmte wie ein Geizhals, dem man seine Schätze raubt, dem Drängen Gervaise's nachgegeben; er versprach die Herstellung der Decke wie der Tapeten unter der Bedingung, daß sie die Hälfte bezahle. Darauf ging er schleunigst fort, als wolle er nichts mehr hören.

Als nun Boche mit den beiden Coupeaus allein war, zeigte er sich plötzlich wieder leutselig und klopfte ihnen auf die Schulter. Habe er die Sache nicht recht schlau angefangen? meinte er. Wenn er nicht gewesen wäre, so wäre ihnen weder ihre Decke noch ihre Tapete bewilligt worden. Sie hätten nur sehen sollen, wie der Wirt ihm verstohlen fragende Blicke zugeworfen, und als er ihn lachen gesehen, sich plötzlich entschieden habe. Dann gestand er ihnen auch mit geheimnisvoller Miene, daß er der eigentliche Hausherr sei: er entscheide über die Kündigungen, vermiete, wenn die Leute ihm gefielen, und nehme die Terminzahlungen in Empfang, welche er oft vierzehn Tage lang in seiner Kammode liegen habe. Um sich dem würdevollen Hausmeister gegenüber dankbar zu zeigen, glaubten Coupeau und Gervaise etwas thun zu müssen, und deshalb schickten sie ihm an demselben Abende noch zwei Liter Wein: denn eine solche Aufmerksamkeit verdiente ein kleines Gegengeschenk.

Schon am nächsten Montag erschienen die Handwerker im Laden. Besonders wichtig wurde die Auswahl der Tapete. Gervaise wünschte grünen Grund mit blauen Blumen, damit die Wände einen hellen freundlichen Anruch erhielten. Boche machte ihr den Vorschlag, sie in

ein Geschäft zu führen, wo sie sich Muster auswählen könne. Allein der Wirt hatte ihm die bestimmte Weisung erteilt, für die Rolle nicht mehr als fünfzehn Sous zu zahlen. Eine volle Stunde lang blieben sie bei dem Kaufmann; die Wäscherin hatte ganz besonders Gefallen an einem sehr niedlichen Muster gefunden, welches achtzehn Sous kostete, und war nun außer sich, daß Boche so hoch im Preis nicht gehen wollte, denn alle andern Tapeten fand sie abfcheulich. Endlich gab der Hausmeister nach er werde zusehen, bemerkte er, wie sich die Sache ausgleichen lasse, und im Nothfall eine Rolle mehr in die Rechnung bringen. Für diese Güte wollte Gervaise sich natürlich auch erkenntlich zeigen, und deshalb kaufte sie auf dem Rückwege Kuchen für die kleine Pauline.

In vier Tagen sollte der Laden fertig sein; allein die Arbeiter brauchten drei Wochen Zeit. Zuerst hatte man die Malereien einfach abwaschen wollen; allein diese, welche vor Zeiten einmal dunkelrot gewesen zu sein schienen, waren jetzt so beschmutzt und düster, daß Gervaise sich bewegen ließ, die ganze Vorderseite hellblau mit gelben Querstreifen darüber streichen zu lassen. Jetzt schienen die Reparaturen gar kein Ende nehmen zu wollen. Coupeau, welcher sich noch immer als Rekonvaleszent pflegte, erschien schon früh morgens, um zu sehen, wie weit man vorgegeschritten sei. Boche ließ den Ueberrock oder das Beinkleid, woran er vielleicht gerade die Knopflöcher ausbesserte, im Stich und kam auch herein, um die Leute zu überwachen.

So standen dann beide, die Hände auf dem Rücken den Arbeitern gegenüber, rauchten ihre Pfeife, spukten und verbrachten die Zeit damit, jeden Tag Pinselstriche zu kritisieren. Man überlegte hin und her und machte tief-sinnige Bemerkungen darüber, wie der oder jener Nagel ausgerissen werden solle.

Die Maler, zwei große gutmütige Burschen, verließen alle Augenblicke ihre Leitern, stellten sich auch mitten im Zimmer auf und mischten sich in das Gespräch, wobei sie dann stundenlang mit Befriedigung ihre begonnene Arbeit betrachteten. Die Decke war ziemlich schnell fertig, allein mit den Malereien schien man in aller Ewigkeit nicht zu Stande zu kommen; denn diese schienen gar nicht trocknen zu wollen. Gegen neun Uhr früh rückten die Maler mit ihren Farbentöpfen an, stellten dieselben in eine Ecke, schauten sich ein ein Weilchen um und verschwanden, ohne sich bald wieder sehen zu lassen. Sie waren entweder frühstücken gegangen, oder hatten nebenan in der Rue Myrrha etwas ausbessern müssen. Andre Male wieder führte Coupeau die ganze Gesellschaft in eine Kneipe, nämlich Boche, die Maler und deren Kameraden, welche gerade vorübergingen; so war wieder ein Nachmittag verbummelt. Gervaise war außer sich, und mit einem Mal war binnen zwei Tagen alles fertig, die Malereien gefirnigt, die Tapeten angeklebt und der Schutt auf den Karren geladen. So hatten die Arbeiter spielend ihr Werk vollendet, piffen und sangen dabei auf ihren Leitern, daß die Wände zitterten.

Der Einzug fand sofort statt. In den ersten Tagen empfand Gervaise eine kindische Freude, wenn sie, von einem Geschäftswege zurückkehrend, über die Straße schritt. Oft hielt sie inne und schaute lächelnd nach ihrem Heim. Von weitem erschien inmitten der düstern Reihe der übrigen Schaufenster ihr Laden hell und freundlich mit einem blauen Schilde, auf dem das Wort „Feinwäscherin“ in großen gelben Buchstaben prangte. Hinter dem Schaufenster, welches von dem Laden durch kleine Musselinvorhänge gesondert war und dessen Seitenwände man mit blauen Tapeten beklebt hatte, um die weiße Wäsche recht deutlich

hervortreten zu lassen, waren Männerhemden ausgelegt, während an Messingdrähten sauber geplättete Häubchen hingen. Der Laden mit seinem himmelblauen Anstrich war Gervaises Freude. Die Tapete, ein persisches Muster à la Pompadour nachahmend, stellte ein Netzwerk dar, an welchem sich Winden hinrankten. Der Ladentisch nahm fast zwei Drittel des Gemaches ein; eine dicke Decke war über denselben gebreitet, während an den Seiten blauer großblumiger Cretonne herabhing, um die Böcke zu verdecken, auf welchen die Tafel ruhte. Befriedigt nahm Gervaise auf einem Sessel Platz; sie war glücklich über die überall herrschende Sauberkeit und konnte sich an den neuen Geräten gar nicht satt sehen. Aber ihr erster Blick wandte sich stets nach dem gußeisernen Ofen, in welchem zehn Plättstäble auf einmal erhitzt werden konnten, wenn man sie ringsum auf die vorhandenen Platten legte. Alle Minuten kniete sie davor hin und sah nach, weil sie beständig fürchtete, daß ihr kleines unerfahrenes Lehrmädchen zu viel Coaks in den Ofen stopfen und denselben möglicherweise zersprengen könne.

Die Wohnräume hinter dem Laden waren sehr passend verteilt. Das Ehepaar schlief im ersten Zimmer, welches zugleich auch Küche und Schlafzimmer war; eine Thür im Hintergrunde ging nach dem Hofe hinaus. Nanas Bett stand in der Stube rechts, einem großen durch, ein in der Nähe der Decke angebrachtes Fensterchen erhellen Raum. Stephan dagegen schlief in dem Stübchen links, in welchem zugleich die schmutzige Wäsche aufgestapelt wurde, die stets in riesigen Haufen auf dem Boden umherlag. Trotz alledem war ein rechter Uebelstand nicht abzuleugnen, obgleich Coupeau und Gervaise denselben nicht eingestehen wollten; nämlich die Wände waren

schrecklich feucht, und von drei Uhr nachmittags an konnte man in den Räumen nicht mehr deutlich sehen.

Im ganzen Viertel brachte der neue Laden gewaltige Aufregung hervor. Man beschuldigte die beiden Coupeaus, daß sie alles zu hastig betrieben hätten und damit sich nur Unannehmlichkeiten bereiten würden. In der That hatten sie die von Goujet geliehenen fünfhundert Frank lediglich für die Einrichtung gebraucht, ohne auch nur noch soviel zu besitzen, um etwa vierzehn Tage leben zu können, wie ihre ursprüngliche Absicht gewesen war.

Am dem Morgen, an welchem Gervaise zum ersten Mal ihren Laden öffnete, hatte sie grade noch sechs Frank im Vermögen. Allein deshalb ließ sie sich kein graues Haar wachsen, denn es kamen Kunden und das Geschäft fing an ganz vortrefflich zu gehen. Acht Tage darauf, an einem Sonnabend, blieb sie vor dem Zubettgehen noch zwei Stunden lang munter und rechnete auf einem Stück Papier ihre Einnahmen aus; mit strahlender Miene weckte sie alsdann Coupeau, um ihm mitzuteilen, daß man Hunderttausende verdienen könne, wenn man die Sache vernünftig anfasse.

„Paßt nur auf!“ predigte Frau Lorilleux auf der ganzen Rue de la Goutte d'Or umher, „mein Bruder ist viel zu dumm; der denkt vielleicht gar, er sei schon ein gemachter Mann! . . . Und dem Krüppelbein hat auch weiter nichts gefehlt, als die vornehme Dame zu spielen! Der steht es doch vortrefflich, nicht wahr?“

Neuerdings war das saubere Ehepaar wieder ganz unverföhnlich gegen Gervaise geworden. Schon während der Renovierung des Ladens waren sie beinahe vor Wut geplagt; sie brauchten nur von weitem die Maler zu sehen, um schleunigst auf die andere Seite der Straße zu gehen und mit wütend zusammengebissenen Zähnen ihre Wohnung

aufzufuchen. Ein blau tapezierter Laden für dieses nichtsnutzige Weib; da mußte doch ehrbaren Leuten die Galle überlaufen! Schon am zweiten Tage, als das Lehrmädchen gerade in dem Augenblick ein Gefäß mit Blauwasser ausschüttete, als Frau Lorilleux aus der Thür trat, hatte diese auf der Straße ihrer Schwägerin laut den Vorwurf gemacht, sie wolle sie nur durch ihre Arbeiterinnen beleidigen lassen. Dadurch waren alle freundschaftlichen Beziehungen abgebrochen, und man warf einander nur noch wütende Blicke zu, sobald man sich traf.

„Ja wohl, ein nettes Leben!“ bemerkte Frau Lorilleux. „Man weiß recht gut, woher sie das Geld für ihre Barake hat! Sie hat es sich mit dem Schmied verdient . . . Das ist auch ein sauberes Bürschchen. Sein Vater hat sich doch nur deshalb die Gurgel abgeschnitten, um dem Schmerz der Guillotine zu entgehen. Ach! wem man von diesem Volke erzählen wollte, der müßte vor Ekel umkommen!“

So beschuldigte sie Gervaise ganz unverhohlen, mit Goujet in einem unerlaubten Verhältnis zu leben.

Die Hausmeistersleute indeß konnten die häuslichen Zänkereien durchaus nicht leiden und gaben Lorilleux sowohl wie seiner Frau in keiner Weise Recht. Ohne Zweifel waren die Lorilleux ganz ehrbare Leute, welche selbst an Sonntagen arbeiteten und ihren Zins pünktlich zahlten. Aber in diesem Punkte — es ließ sich nicht leugnen — trieb die Eifersucht sie zu weit. Zudem waren sie furchtbar knauserig und verbargen schleunigst ihren Wein, sobald jemand zu ihnen kam, damit sie ja nicht ein Gläschen anzubieten brauchten. Eines Tages hatte Gervaise eben in der Hausmeistersloge Johannisbeerschnaps mit Seltzwasser zum besten gegeben, als Frau Lorilleux vorbeikam und vor der Thür ausspuckte. Von jetzt an ließ Frau

Boche, wenn sie Sonnabends die Treppen und Gängekehrte, vor Lorilleur' Thür den Schmutz liegen.

„Bei Gott!“ rief Frau Lorilleur aus, „das Krüppelbein und jene unerfättlichen Schlemmer gehören zu einer und derselben Rasse! . . . Aber lange sollen sie mich nicht mehr ärgern, sonst könnte es einmal passieren, daß ich mich beim Wirt beschwere . . . Erst gestern habe ich diesen Duckmäuser Boche mit Frau Gaudron liebäugeln sehen. Es ist doch eine wahre Schmach, mit einer Frau von ihrem Alter anzubinden, welche noch dazu ein halbes Duzend Kinder hat! . . .“

Mutter Coupeau ging bei beiden Familien aus und ein, oft genug ließ sie sich bald hier bald da zu Tische bitten, und während sie vielleicht heute Abend die Meinung ihrer Tochter hörte, so vernahm sie am nächsten Abend mit derselben Gelassenheit das gerade Gegenteil aus dem Munde ihrer Schwiegertochter. Frau Verat ging gegenwärtig nicht mehr zu Coupeaus, weil sie sich mit dem Krüppelbein überworfen hatte und zwar wegen Klatschereien.

Trotz all dieses Weibergezänkens stand Gervaise ruhig lächelnd vor ihrer Ladenthür und grüßte ihre guten Bekannten durch ein leichtes, freundliches Kopfnicken. Ihre größte Freude war es, dann und wann einige Augenblicke die Arbeit zu verlassen, von der Thür aus vergnügt auf die Straße zu blicken und mit sichtlich Genugthuung einen Teil des Trottoirs gleichsam als ihr Eigentum zu betrachten. Wenn sie, in ihre weiße Nachtjacke gehüllt, mit ihren bloßen Armen und ihrem im Arbeitseifer aufgelösten blonden Haar da stand und den Kopf zur Thür hinausbog, flogen ihre Blicke bald rechts, bald links, um gleichsam mit einem Zuge alles, die Vorübergehenden, die Häuser, das Pflaster, den Himmel zu erfassen: nach links erstreckte sich weithin die Rue de la Goutte d'Or,

ruhig und einsam, gleich einer Dorfgasse, wo die Frauen vor ihren Thüren leise mit einander plauderten; rechts hingegen, nur einige Schritte von ihrem Laden, begann die Rue des Poissonniers mit ihrem Wagengerassel und ihrem unaufhörlich stampfenden Menschengewühl. Gerlaise sah die Straße gern, weidete sich an dem Stoßen der schweren Kollwagen auf dem groben holperigen Pflaster, an dem Drängen der Leute auf dem schmalen Trottoir, welches hier und da von Kieselplastergängen unterbrochen war; das Stück Kinnstein vor ihrem Laden erlangte in ihren Augen eine wichtige Bedeutung, es kam ihr vor wie ein breiter Strom, den sie stets sauber zu sehen wünschte, wie ein sonderbares lebendiges Dahinfließen, das durch die im Hause befindliche Färberei mit den bizarrsten Farbentönen gespeist ward inmitten der schmutzigen Straße. Sodann fand sie Interesse an den verschiedenen Magazinen; sie gewahrte einen großen Spezereiladen, in dessen Schaufenstern getrocknete Früchte auslagen, ein Weißwaarengeschäft, vor welchem Arbeiterblousen und Jacken hingen, die bei dem leisesten Luftzuge hin- und herschaukelten. In einem Fruchtladen bemerkte sie in einer Ecke nahe der Ladentafel eine prächtige Hauskatze, welche dort behaglich ausgestreckt lag und lustig schnurrte. Jetzt wieder wurde sie von ihrer Nachbarin, der Kohlenhändlerin Vigoureux, begrüßt, einer kleinen dicken Frau mit schmutzigem Gesicht und feurigen Augen, die müßig an ihrer Thür lehnte und mit den vorübergehenden Männern scherzte, während über ihr das Schild, auf dunkelrotem Grunde gemalte Holzscheite, prangten. Ihre andern Nachbarinnen, Frau Gudorge und ihre Tochter, ließen sich nie vor dem Laden sehen; ihr Schaufenster war düster, die Thür beständig geschlossen. Allein jedesmal, ehe Gerlaise wieder hineinging, warf sie noch einen Blick nach einer ihr gerade

gegenüberliegenden großen weißgetünchten Mauer, die keine Fenster hatte und nur von einem riesigen Thorwege durchbrochen war, durch welchen hindurch man ein Schmiedefeuer brennen sah, das zahlreiche Karren und Wagen, die auf dem Hofe mit emporgeschlagenen Deichseln umherstanden, mit seinem Schein erhellte.

An der Mauer stand in großen Buchstaben das Wort „Hufschmiedewerkstatt“, und rings um dasselbe war ein Kranz von Hufeisen gemalt. Den ganzen Tag hörte man die Hämmer klirren, und die umhersprühenden Funken glänzten in dem düstern Hofe. In einer Souterrainwohnung, deren Fenster durch eine Vertiefung vor jener Wand ihr Licht empfing, wohnte ein Uhrmacher, ein sauber gekleidetes Männlein, welches beständig mit niedlichen Werkzeugen in den Uhren herumstocherte, während vor ihm auf dem Arbeitstische zierliche Gegenstände unter Glasdecken lagen.

Alle Leute im Viertel hatten Gerbaise lieb. Ohne Zweifel gab es Personen, welche sich über sie lustig machten, allein einstimmig lobte man ihre großen lebensvollen Augen und ihren zierlichen Mund mit den blendend weißen Zähnen. Kurz, sie war eine hübsche Blondine und hätte sogar unter die schönsten gerechnet werden können, wenn sie nicht lahm gewesen wäre. Sie stand jetzt in ihrem achtundzwanzigsten Jahre, und manches an ihr verriet schon, daß sie zur Wohlbeleibtheit neige; ihre feinen Gesichtszüge wurden voller, während ihre Bewegungen eine üppige Behaglichkeit annahmen. Zuweilen saß sie, um auf ihre Plättisen zu warten, in Gedanken versunken auf einem Stuhle, wobei sie selbstgefällig vor sich hin lächelte und in ihrem Gesicht sich eine behäbige Freude ausdrückte. Sie wurde jetzt verwöhnt;

wenigstens behaupteten dies die Leute; allein dies war durchaus kein häßlicher Fehler. Allgemein wurde im Viertel behauptet, sie habe Glück und alles gelinge ihr. Sie wusch für ihre Hausnachbarn, Herrn Madinier, Fräulein Remanjou und die Hausmeistersfamilie, sogar ihrer früheren Prinzipalin, der Frau Fauconnier, machte sie mehrere Kunden abspenstig.

Noch war kein Monat verstrichen, und sie hatte schon zwei Arbeiterinnen annehmen müssen, nämlich Frau Putois und die lange Clemence, welche früher im sechsten Stocke wohnte; so hatte sie denn drei Personen mit ihrem Lehrlingmädchen, der kleinen häßlichen schieläugigen Augustine. Andere hätten sicher in diesem plötzlichen unerbitterten Glück den Kopf verloren. So war es ihr denn wohl zu verzeihen, wenn sie des Montags ein wenig feierte, nachdem sie sich die ganze Woche geplagt hatte.

Sie dachte an ihre Vergangenheit, als sie noch blutarm war, und an ihr Ideal jener Zeit, welches aus folgenden Wünschen bestand: Arbeit und satt zu essen zu haben, ein eigenes Heim zu besitzen, die Kinder ordentlich zu erziehen, nicht geschlagen zu werden und schließlich im eigenen Bett zu sterben. Und jetzt war dies Ideal weit übertroffen; sie besaß alles das, was sie einst ersehnt, und noch weit schönere Dinge. Was das Sterben im eigenen Bett anbetreffe, fügte sie scherzend hinzu, so rechne sie allerdings darauf, aber natürlich so spät wie möglich.

Besonders zeigte Gervaise sich gegen Coupeau liebenswürdig. Nie kam ein unfreundliches Wort, nie eine Klage über ihre Lippen hinter dem Rücken ihres Mannes. Der Dachdecker hatte auch endlich wieder zu arbeiten angefangen, und da jetzt sein Bauplatz ganz am andern Ende von Paris lag, so gab sie ihm jeden Morgen vierzig

Sous für sein Frühstück, seine Trinkbedürfnisse und seinen Tabak. Nur zweimal wöchentlich ließ sich Coupeau von irgend einem guten Freunde abhalten, vertrank mit demselben seine vierzig Sous und kam dann schon zur Frühstückszeit wieder nach Hause, wo er seiner Frau irgend eine Klause vormachte. Einmal sogar war er gar nicht weit, nur bis nach dem „Kapuziner“ an der Barriere de la Chapelle, gegangen, wo er mit Mes-Bottes und drei andern Kameraden höchst nobel speiste und einige Flaschen feinen Wein vertilgte. Als aber seine vierzig Sous dazu nicht reichten, hatte er den Kellner mit der Rechnung zu seiner Frau geschickt und ihr sagen lassen, er habe sich selbst versehen müssen. Diese lachte, zuckte mit den Achseln und bemerkte, was sei denn Schlimmes dabei, wenn ihr Mann sich ein wenig Vergnügen mache? Wenn man mit den Männern zu Hause in Frieden leben wolle, so müsse man ihnen bisweilen ein bißchen den Zügel locker lassen. Denn wenn erst Wortwechsel entstände, seien auch die Schläge nicht mehr weit. Du lieber Gott, man müsse sich in alles fügen lernen. Coupeau sei noch immer schwach auf seinem Beine, wenn man ihn dann natürlich mit fortziehe, so sei er wohl oder übel gezwungen, sich nach den andern zu richten, wenn er nicht als Dackmäuser gelten wollte. Uebrigens habe das ja keine weiteren üblen Folgen; wenn er etwas berauscht nach Hause komme, so lege er sich zu Bett, und zwei Stunden später sei die Sache vorbei.

Unterdessen waren die heißen Sommermonate gekommen. Es war an einem heißen Juninachmittag, eines Sonnabends, wo die Arbeit gerade sehr drängte, und Gervaise hatte selbst die Plättmaschine mit Coaks gefüllt, in welcher zehn Stähle bereit lagen, sodaß die Glut im Schornstein emporloderte.

Gervaise kauerte vor einer Schüssel auf dem Boden und war damit beschäftigt, Wäsche einzustärken. Sorgsam tauchte sie die Häubchen, die Einsätze der Männerhemden, die weißen Unterröcke und die Spitzenverzierungen der Damenhöschen in das milchfarbene Wasser. Darauf rollte sie die Stücke zusammen und legte sie mit denen, welche nicht gestärkt, sondern aus einem Eimer nur mit Wasser beträufelt wurden, in einen Wäschkorb.

„Dieser Korb ist für Sie, Frau Putois,“ sagte sie. „Es dauert doch nicht lange, nicht wahr? Bei der Hitze ist ja das Zeug im Nu trocken, und man sollte in einer Stunde eigentlich schon wieder etwas anderes anfangen können.“

Frau Putois, eine hagere kleine Frau von fünfundvierzig Jahren, plättete, ohne einen Tropfen Schweiß zu zeigen, trotzdem die Taille ihres braunen Kleides bis an den Hals hinauf fest zugeknöpft war. Sogar ihre schwarze, mit verblichenen roten Bändern verzierte Haube trug sie noch auf dem Kopfe.

Gervaise hatte inzwischen eine Haube angefangen, welche der Frau Boche gehörte und die sie deshalb ganz besonders sorgfältig behandeln wollte. Sie hatte für dieselbe sogar frische Stärke bereitet. Eben plättete sie das Häubchen mit aller Aufmerksamkeit, als eine stämmige Frau mit rotem Gesicht und in durchnähten Kleidern eintrat. Es war eine Wäscherin, welche in der Waschanstalt der Rue de la Goutte d'Or auf eigne Rechnung drei Arbeiterinnen beschäftigte.

„Sie kommen viel zu zeitig, Frau Bijard!“ rief ihr Gervaise entgegen. „Ich hatte doch von heute Abend gesprochen . . . Jetzt kommen Sie mir recht ungelegen!“

Da indessen die Wäscherin zu klagen anfang und die Befürchtung aussprach, daß sie dann an diesem Tage nicht

mehr spülen könne, so fand sich Gervaise bereit, ihr sofort die schmutzige Wäsche zu übergeben. Sie begaben sich nach dem Zimmer links, wo Stephan schlief, packten dort die Wäsche zusammen, kamen schwerbeladen zurück und entledigten sich ihrer Last, indem sie dieselbe in eine Ecke des Ladens warfen. Darauf begannen sie das Sortieren, welches über eine halbe Stunde dauerte und wobei Gervaise mit geschickter Hand die Männerhemden, Frauenhemden, Taschentücher, Strümpfe und Wischtücher sonderte. Sobald ihr ein Stück von einem neuen Kunden unter die Hände kam, heftete sie mit rotem Zwirn ein Kreuzchen darauf, um es später wieder zu erkennen. Während sie so in der heißen Atmosphäre die schmutzige Wäsche durchwühlte, verbreitete sich ein widerlicher Geruch.

„Pfui Teufel, ist das ein Duft!“ bemerkte Clemence, indem sie sich die Nase zuhielt.

„Ja! wenn es reine Wäsche wäre, würde man sie uns nicht geben,“ entgegnete Gervaise ruhig. „Das riecht nun einmal so! . . . Nicht wahr, vierzehn Frauenhemden waren es, Frau Bijard? . . . also fünfzehn, sechzehn, siebzehn . . .“

Gekrümmt auf der Ecke eines Stuhles sitzend, warf sie die Wäschstücke bald rechts bald links; ihr Gesicht zeigte dabei ein zufriedenes Lächeln, gerade als ob sie sich in diesen häßlichen Ausdünstungen berauschen wollte. Es schien, als ob infolge dieser erstickenden Dünste, mit denen die alte Wäsche um sie her die Luft verpestete, allmählich eine gewisse Trägheit sich ihrer Glieder bemächtigte. Eben hatte sie einen Bettüberzug in der Hand, als Coupeau eintrat.

„Boß Wetter!“ stammelte er, „die verdammte Hitze! . . . Da könnte man doch gleich den Sonnenstich bekommen!“

Er mußte sich hierbei an dem Arbeitstische festhalten, um nicht zu fallen. Zum ersten Mal hatte seine Trunkenheit einen so hohen Grad erreicht; denn bis jetzt war er nur immer ein wenig angeheitert nach Hause gekommen. Außerdem hatte er diesmal auch eine Beule über dem einen Auge; er war also wahrscheinlich in irgend einer Prügelei mit einem freundschaftlichen Hiebe traktiert worden. Sein krauses Haar, welches bereits anfang meliert zu werden, schien in irgend einer obskuren Kneipe mit einer Ecke in nächste Berührung gekommen zu sein, denn ein Stück Spinnengewebe hing ihm über den Nacken herab. Sonst aber war er der alte Bruder Lustig.

„Ich will Dir sagen, wie es kam,“ begann er, sich zu Gervaise wendend. „Pied-de-Célerie, Du kennst ihn doch, den mit dem Stelzfuß . . . Also, der reist in seine Heimat und wollte uns deshalb eins zum Besten geben . . . Verdammt! wir wären alle noch nüchtern ohne die verwünschte Sonnenhitze . . . Unten auf der Straße sind alle Leute krank und kein Mensch mag mehr etwas machen . . .“

Indessen war in Gervaise der Verdacht aufgestiegen, daß Coupeau nicht direkt nach Hause gekommen sei, sondern erst ein Stündchen sich bei Lorilleux aufgehalten habe, wo er nie etwas Gutes hörte. Sie befrag ihn deshalb, und nachdem er ihr hoch und teuer versichert hatte, daß es nicht wahr sei, ward sie wieder lustig und machte ihm nicht einmal einen Vorwurf daraus, daß er einen vollen Arbeitstag versäumt hatte.

Coupeau, welchen die in dem Laden herrschende Gluthitze noch stärker zu berauschen schien, ward plötzlich zärtlich und kam gerührt mit ausgebreiteten Armen auf Gervaise zu.

„Du bist doch eine gute Frau; ich möchte Dich gleich umarmen.“

Allein hierbei verwickelte er sich in die vor ihm aufgestapelten Wäschehaufen und wäre beinahe gefallen.

„Du bist doch zu albern!“ sagte Gervaise gelassen. „Bleibe nur ruhig, wo Du bist, wir sind ja fertig.“

Aber er wollte sie durchaus umarmen, und als er ihr nachrannte, brachte er den Haufen der Sachen ganz außer Ordnung und stolperte auch in die Hemden hinein; als er aber noch weiter vorzudringen versuchte, blieb er mit den Füßen stecken und fiel zu Boden, wobei seine Nase mitten in die Wäschtücher geriet. Gervaise, welche nun doch endlich ungeduldig ward, stieß ihn zurück und rief ihm ärgerlich zu, er bringe ja alles außer Rand und Band.

„Ach! Frau Coupeau, Sie können noch von Glück sagen!“ erklärte Frau Bijard, denn deren Mann, ein Schlosser, kam jeden Abend betrunken nach Hause und prügelte sie dann halb tot. „Wenn mein Mann so wäre, sobald er berauscht ist, würde ich wie im Himmel leben!“

Gervaise war wieder ruhig geworden und bereute ihre Heftigkeit. Dann bot sie ihm lachend die Wange zum Kusse. Allein der Dachdecker faßte sie, ohne sich vor den Leuten zu genieren, statt dessen kühn um die Taille.

Durch die Ausdünstungen der Wäschehaufen ein wenig betäubt, ließ Gervaise ihn gewähren. Ein herzhafter Kuß schallte mitten aus dem Schmutz, welcher sie umgab, und bildete gleichsam die erste Stufe von ihrer künftigen Verlotterung.

Unterdessen fügte Frau Bijard die Wäsche in Bündel zusammen. Dabei sprach sie von ihrem zweijährigen Töchterchen, namens Eulalie, und behauptete, dieselbe

sei schon so klug wie eine Frau. Man könne sie ruhig allein lassen, sie weine nie, auch spiele sie nicht mit Streichhölzchen. Schließlich trug sie die Wäschbündel eines nach dem andern fort, wobei sich ihre breite Gestalt unter der Last krümmte und ihr Gesicht ganz violett unterlief.

Allgemeines Schweigen herrschte, und man hörte im Laden nur das dumpfe Klappern der Plättglocken, welches noch durch die dicke Unterlage gedämpft ward. Zu beiden Seiten der großen viereckigen Tafel standen die Prinzipalin, die beiden Arbeiterinnen und das Lehrlingmädchen, eine jede über ihre Arbeit gebeugt und die Arme beständig hin und her bewegend. Jede hatte zu ihrer Rechten einen Stahluntersatz stehen, einen flachen Backstein, welcher durch die zu heißen Stähle ganz schwarz gebrannt war. Mitten auf der Tafel stand eine Schüssel voll reinen Wassers und auf dem Rande derselben lagen ein feuchter Schwamm und eine kleine Bürste. In einer alten weithalsigen Flasche welkte ein Lilienstrauß, dessen großes schneeweißes Blütenbüschel dem Zimmer einen heitern Anstrich gab. Frau Putois hatte sich jetzt über den von Gerbaise zurechtgestellten Wäschkorb hergemacht, welcher Servietten, Frauenhosen und Manschetten enthielt. Augustine arbeitete lässig an ihren Strümpfen und Wischtüchern, während sie viel mehr Vergnügen an einer großen umherschwirrenden Fliege zu finden schien. Was die lange Clemence anbetrifft, so war sie seit dem Morgen schon beim fünfunddreißigsten Männerhemd.

„Immer Wein, niemals Rachenreißer!“ brummte plötzlich der Dachdecker, der zum ersten Mal völlig ange-trunken nach Hause gekommen war, als ob er sich zu dieser Erklärung gedrungen fühlte. „Der Rachenreißer schadet mir, ich mag das Zeug nicht trinken!“

Clemence nahm jetzt mit ihrem kupfernen Handgriff einen Stahl aus dem Ofen und brachte ihn in die Nähe ihrer Wange, um zu prüfen, ob er heiß genug sei. Dann rieb sie ihn eine Zeit lang auf ihrem Backstein herum, wuschte ihn mit einem Tuche ab und nahm schließlich ihr sechsunddreißigstes Hemd in Angriff, indem sie zuerst das Borderteil und die beiden Ärmel plättete.

„Ach was! Herr Coupeau,“ sagte sie nach einigem Schweigen, „ein Gläschen Schnaps ist gar nicht übel. Mir macht das immer Mut . . . Ich mache mir auch gar kein Kopfzerbrechen darüber, denn ich weiß doch, daß ich es nicht mehr gar zu lange treiben werde.“

„Ach! gehen Sie mir doch mit Ihren langweiligen Grabesgedanken!“ unterbrach sie Frau Putois, welche eine traurige Unterhaltung durchaus nicht liebte.

Coupeau indeß war ärgerlich aufgestanden in der Meinung, man beschuldigte ihn, Schnaps getrunken zu haben. Auf seine Ehre, bei der seiner Frau und seines Kindes schwur er, daß er nicht einen Tropfen Schnaps im Leibe habe. Darauf trat er ganz nahe an Clemence heran und hauchte ihr ins Gesicht, um ihr zu zeigen, daß es nicht wahr sei.

Als er dabei mit seiner Nase ihre nackten Schultern berührte, begann er zu witzeln.

„Madame!“ rief sie, „schaffen Sie mir Ihren Mann doch vom Halse!“

„Ach! laß sie doch gehen, Coupeau! Du weißt ja gar nicht mehr, was Du thust,“ bemerkte Gervaise mit voller Ruhe. „Wir haben eilig, verstehst Du?“

„Nun wohl! Ihr habt es eilig,“ knurrte er, „daran bin ich doch nicht schuld. Ich thue ihr ja gar nichts, ich sehe sie nur an. Darf ich denn nicht einmal Gottes schöne Natur betrachten?“

Die Arbeiterin lachte über dieses delikate Kompliment des betrunkenen Mannes und begann sogar wieder mit ihm zu scherzen.

Nur mit Mühe gelang es Gervaise ihn in die Schlafkammer zu schieben und ihn zu Bett zu bringen.

Gervaise arbeitete sodann wieder an den Spitzenverzierungen einer Haube. Ruhe trat jetzt ein, so daß man nur aus dem Hintergrunde hervor Coupeau murmeln hörte. Obgleich er jetzt ganz allein war, zeigte er sich noch immer als lustigen Kerl und brummte lachend vor sich hin:

„Meine Frau ist doch zu dumm! . . . Na! so dumm, mich jetzt ins Bett zu legen! . . . Zu albern, am hellen lichten Tage . . . ich bin gar nicht einmal müde!“

Aber plötzlich schwieg er, und es dauerte kaum eine Minute, so hörte man ihn tüchtig schnarchen. Da seufzte Gervaise erleichtert auf, und ohne die Augen von ihrer Arbeit aufzuheben, sprach sie langsam mitten in dem Schweigen:

„Was wollen Sie denn? Er weiß eben nicht, was er thut, und eben deshalb kann man nicht auf ihn böse sein. Wenn ich barsch gegen ihn wäre, so würde dies gar nichts nützen. . . Er kommt wenigstens direkt nach Hause. Mag er mit den Arbeiterinnen sein Späßchen machen, wenn er nur nicht mehr thut. O! ich verzeihe ihm; denn er ist noch lange nicht der Schlimmste.“

Diese Bemerkungen machte sie in sanftem Tone, ohne jegliche Aufregung, weil sie schon daran gewöhnt war, daß Coupeau nach seinem Sturz vom Dache bisweilen über den Strang schlug.

Am folgenden Tage hatte der Dachdecker gewöhnlich Katzenjammer, dann saß er den ganzen Tag über mit struppigem Haar, übelriechendem Munde und aufgedunse-

nen Lippen auf den Stühlen oder der Bettkante herum, während er dumpf vor sich hinbrütete. Er stand nicht vor acht Uhr auf, räusperte sich fortwährend, lungerte in dem Laden umher, unentschieden, ob er nach dem Bauplatz gehen sollte oder nicht. Somit war dann fast immer ein zweiter Tag verloren. Am Morgen klagte er, es liege ihm wie Blei in den Gliedern, und meinte, es sei zu albern von ihm, so zu saufen, da das einen ganz aus Rand und Band bringe. Aber da treffe man einen Haufen Tagediebe, welche einem nicht vom Halse gehen; da werde nun, ohne daß man so recht über sich selbst ins Klare komme, ein Schoppen nach dem andern hinuntergeschpült, allerhand Fallen würden einem gestellt, bis man sich endlich doch fangen lasse, und dann sitze man in der Tinte! Verflucht noch einmal! das sollte ihm nicht noch einmal passieren; er habe keine Sehnsucht danach, sich in der Blüte seiner Jahre beim Schnapswirt den Rest zu geben. Allein nach dem Essen schon zog er sein Sonntagsröcklein an und brummte mehrere hm! hm! vor sich hin, um zu erproben, ob seine Stimme noch verfatert klinge. Jetzt sah er auch das Gelage des vorigen Tages in einem bessern Lichte und meinte, er sei nur ein wenig angeheitert gewesen. So wie er, gäbe es sicher keinen zweiten mehr; stets sei er der Mann, der noch seinen Stiefel vertragen könne. Darauf lief er fort und bummelte den ganzen Nachmittag im Viertel herum. Wenn er zu Hause die Arbeiterinnen mit seinen dummen Späßen quälte, pflegte seine Frau ihm zwanzig Sous in die Hand zu drücken, um ihn los zu werden. Mit dem Gelde verschwand er nach der „kleinen Kasse“ in der Rue des Poissonniers, wo er sich seinen Tabak kaufte und, sobald er einen guten Freund daselbst antraf, auch noch ein Schnäpschen genehmigte. Darauf begab er sich gewöhnlich an die Ecke

der Rue de la Goutte d'Or zu François, wo ein gutes Gläschen Wein gab, und dort verjubelte er, was ihm von seinen zwanzig Sous noch übrig blieb. Es war dies eine uralte Kneipe, bestehend aus einem dunkeln niedern Laden und einem daneben befindlichen rußgeschwärzten Gemache, in welchem auch Suppe zu haben war. Hier blieb er bis zum Abend und spielte um Wein; er hatte zudem Kredit bei François, welcher ihm das Versprechen gab, nie seiner Frau die Rechnung vorzulegen. Es könne einem doch kein Mensch verdenken, meinte er, wenn man sich die Kehle ein wenig ausspüle, um den schlechten Geschmack vom vorigen Tage loszuwerden. Allein gewöhnlich blieb es nicht bei einem Glase. Uebrigens sei er stets ein lustiger Kumpen, der zwar sein Späßchen und sein Gläschen liebe, aber das alles in den Grenzen des Anstandes. Er gehe stets lustig aber dabei vergnügt wie ein Finte nach Hause.

Da Goujet bei seinen Besuchen, die er ab und zu machte, bemerkt hatte, daß Stephan seiner Mutter rechten Kummer machte, weil er nach wie vor von Coupeau mit Fußtritten traktiert ward, hatte er ihm in seiner Holzfabrik Arbeit verschafft, wo der Knabe den Blasebalg ziehen sollte. Obwohl nun die Arbeit eines Nagelschmiedes an und für sich nicht sehr begehrenswert war, einesteils wegen des Schmutzes der Schmiede, andernteils wegen der Einförmigkeit, immer auf dieselben Eisenstücke loshämmern zu müssen, war sie doch einträglich, so daß man täglich dabei zehn bis zwölf Frank verdienen konnte. Der Kleine, welcher damals zwölf Jahre zählte, könne, erklärte er, wenn er sein Handwerk verstehe, ein gut Stück Geld verdienen. Durch diese Fürsorge für Stephan war gleichsam das Band zwischen Gervaise und dem Schmied verstärkt worden. Dieser brachte nun den Knaben regelmäßig

nach Hause und erzählte dann immer rühmend von seinem musterhaften Betragen, so daß schließlich die Leute Ger-
vaise lachend frugen, ob denn Goujet nicht ein wenig in
sie vernarrt sei. Das wußte sie sehr wohl und ward bei
solchen Fragen rot wie ein schüchternes Mädchen. Ach!
erklärte sie, er sei ein so guter bescheidener Mensch! Noch
nie habe er ihr etwas gesagt, kein unschönes Wort, keine
verliebte Aeußerung sei je über seine Lippen gekommen.
Solche ehrenwerte Burschen werde man selten treffen.
Alein trotzdem genoß sie es als ein besonderes Glück, so
geliebt oder vielmehr verehrt zu werden. Sobald sie
irgend ein Kummer drückte, fand sie Trost in den Ge-
danken an den Schmied. Wenn jetzt beide allein zusam-
men waren, zeigte sich ein hoher Grad von Vertraulich-
keit; lächelnd schauten sie einander ins Gesicht, ohne ihre
Gefühle auszusprechen. Es war eben eine Zärtlichkeit,
bei welcher die Vernunft waltete, so daß keines von bei-
den einen unschicklichen Gedanken hegte.

Unterdessen hatte sich seit dem Ende des Sommers
auch Nana bemerkbar gemacht, indem sie durch ihre dum-
men Streiche das ganze Haus in Aufregung brachte. Sie
war sechs Jahre alt, und schon zeigte sie sich als
kleiner vollendeter Taugenichts. Jeden Morgen führte ihre
Mutter sie, um vor ihr Ruhe zu haben, zu Fräulein Joffe,
welche in der Rue Polonceau eine kleine Schule hatte.
Auch dort machte das lose Ding allerhand Dummheiten;
bald steckte sie die Kleider der andern Mädchen hinten zu-
sammen, bald füllte sie Asche in die Schnupftabaksdose
der Lehrerin und beging sogar noch viel unsaubrere
Streiche, welche man gar nicht erzählen kann. Zweimal
schon hatte Fräulein Joffe sie zur Thür hinausgeworfen,
nahm sie dann aber wieder in Gnaden auf, um monatlich
die sechs Frank nicht einzubüßen. Sobald Nana aus der

Schule kam, vollführte sie unter dem Thorwege und im Hofe einen Heidenkandal. Hier traf sie die Hausmeisters-tochter Pauline und Victor, den Sohn der Frau Fauconnier, einen großen zehnjährigen Bengel, welcher sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, mit den kleinen Mädchen herumzutollen. Uebrigens war das Haus reich mit solchen kleinen Bälgen gesegnet; zu jeder Tageszeit sah man lärmende Kinderscharen die vier Treppen herablaufen und sich dann wie eine wilde kreischende Spazierherde auf dem Pflaster umherbalgen. Frau Gaudron allein schon lieferte neun Stück, Blonde und Braune, mit struppigem Haar, schmutziger Nase, teilweise in Hosensocken steckend, die bis an den Hals reichten, während die Strümpfe über die Schuhe herab hingen. Eine andre Frau, eine im fünften Stock wohnende Brotträgerin, hatte auch fünf solche kleine wilde Teufel, und das kleine Heer strömte aus allen Zimmern zusammen. In diesem Gewimmel der kleinen Wesen mit ihren rothigen Lippen, welche nie eher gewaschen wurden, als bis einmal ein tüchtiger Regen seine Schuldigkeit that, sah man Große mit verschmizter Miene und ganz Kleine, welche kaum der Wiege entronnen waren, nur mit Mühe stehen konnten und auf allen Vieren liefen, wenn sie von der Stelle kommen wollten. Nana aber war die Herrscherin dieser Scharen; sie wußte selbst den Mädchen Respekt einzuflößen, welche noch einmal so groß waren als sie, und überließ nur an Pauline und Victor einen kleinen Theil ihrer Macht, als an zwei Vertraute, welche ihren Willen unterstützten. Unter ihrer Anführung wurden dann allerhand absurde Spiele ausgeführt.

Die ganze Sippschaft patzte bald in die Wasserlachen vor der Färberei umher, wodurch ihre nackten Beine bis zu den Knien blau oder rot gefärbt wurden, bald stürmten alle in die Schlosserei wo sie einige Nägel oder Eisen-

feilspäne zu erwischen suchten, und kehrten von hier zurück, um sich auf die gewaltigen Haufen von Hobelspänen in der Tischlerwerkstatt zu stürzen und sich darin herumzuwälzen. Der Hof war ihr Reich; er hallte wieder von dem Geklapper der kleinen Schuhe und von dem gellenden Geschrei, welches die kleine Bande jedesmal ausstieß, wenn sie nach einem neuen Ziele stürmte. An gewissen Tagen sogar genügte nicht einmal der Hof ihrem wilden Treiben. Dann stürzten sie sich in die Keller, rasten treppauf treppab, von einem Gange in den andern und erschütterten das riesige Gebäude mit ihrem Geheul, als ob aus jeder Ecke eine Schar wilder Bestien hervorströmte.

„Ist das eine wilde Bande, diese kleinen Kröten!“ rief Frau Boche. „Wahrlich, es scheint, als ob die Leute weiter nichts zu thun hätten, als Kinder in die Welt zu setzen . . . Und die wollen sich dann noch beklagen, daß sie nichts zu essen haben!“

Boche meinte, die Kinder schössen aus dem Elend hervor, gerade wie die Pilze aus dem Mist. Den ganzen Tag zankte die Hausmeisterin mit der kleinen Bande herum und drohte vergeblich mit ihrem Besen. Endlich schloß sie die Kellerthür zu, weil sie von Pauline in Folge einiger Ohrfeigen erfahren hatte, daß Nana auf den Einfall gekommen sei, da unten im Finstern Doktor zu spielen, indem sie die andern durch Prügel heilte.

Dies gab dann Veranlassung zu Reibereien mit Nanas Mutter, die in offene Feindseligkeit ausartete.

Als am Zinstermin des Oktobers Herr Marescot erschien, klatschte ihm die liebenswürdige Frau Boche alles mögliche vor und erzählte auch mit gewichtiger Miene, die Wäscherin sei mit ihrer Miete noch einen Tag im Rückstand; dies sei aber auch ganz erklärlich, da sie ja lieber ihr letztes Hemd hingebe, ehe sie von ihren Fresse-

reien lasse. Da trat dann Herr Marescot, so grob wie er war, in den Laden, ohne den Hut abzunehmen, und forderte sein Geld, welches er übrigens auch sofort erhielt. Natürlich hatte jetzt das saubere Hausmeister-ehepaar wieder den beiden Lorilleux die Hand zum Bunde gereicht und amüsierte sich mit diesen in der Loge, scheinbar hochbeglückt über die stattgefundene Veröhnung. Niemals — das war jetzt ihre gewöhnliche Rede — hätte man sich verfeindet, wenn dieses Krüppelbein nicht gewesen wäre, das mit ihrer Zanksucht Berge hätte zertrümmern können. Ah! bemerkten die Hausmeisterleute, sie hätten jetzt jenes Weib kennen gelernt und begriffen recht wohl, wie sehr die armen Lorilleux ihretwegen leiden mußten. Wenn dann zufällig Gervaise vorbeiging, so machten sie alle ihre spöttischen Bemerkungen auffälliger als gewöhnlich.

Dennoch scheute sich Gervaise nicht, eines Tages den Lorilleux einen Besuch abzustatten. Es handelte sich um Mutter Coupeau, welche nunmehr siebenundsechzig Jahre alt und deren Augenlicht vollständig erloschen war, während ihre Beine auch gar nicht mehr so recht fort wollten. Deshalb hatte sie sich gezwungen gesehen, auch die letzte Aufwartestelle aufzugeben und war nahe daran, Hungers zu sterben, wenn man ihr nicht zu Hilfe kam. Gervaise fand es schimpflich, daß eine so alte Frau, wiewohl sie drei Kinder hatte, derart von Gott und aller Welt verlassen sei. Da nun Coupeau sich weigerte, mit seiner Schwester und deren Mann über diese Angelegenheit zu sprechen, indem er bemerkte, sie könne doch eben so gut hingehen, so hatte sie sich zu dem Schritt entschlossen trotz des Widerwillens, welchen sie vor jenen Leuten hatte.

Oben angelangt, trat sie, ohne erst anzuklopfen, wie ein Ungewitter ein. Alles war noch so, wie an jenem

ersten Abend, wo das Ehepaar sie so liebenswürdig empfangen hatte. Im Hintergrunde saß Lorilleux vor seinem Arbeitstische und fügte emsig Kettenglieder zusammen, während Frau Lorilleux vor dem Schraubstock stand und einen Goldfaden durch das Locheisen zog.

„Jawohl, ich bin's!“ sagte Gerbaise, als sie eintrat. „Sie staunen wohl, daß ich komme, weil es zwischen uns nicht ganz richtig ist? Aber seien Sie unbesorgt; ich komme weder meinetwegen, noch Ihretwegen. . . Ich komme in Sachen der Mutter Coupeau und will nur einmal sehen, ob die alte Frau warten soll, bis ihr fremde Leute aus Gnade und Barmherzigkeit ein Stückchen Brod hinwerfen.“

„Nun sehe mir einer dieses Weib an! Kommt die hier mir nichts dir nichts herein!“ brummte Frau Lorilleux. „Die muß wirklich eine tüchtige Portion Frechheit besitzen.“

Hierbei drehte sie sich wieder um, arbeitete an ihrem Golddraht weiter und that, als habe sie keine Ahnung mehr von der Gegenwart ihrer Schwägerin. Lorilleux indeß hatte sein bleiches Gesicht emporgerichtet und rief:

„Was sagten Sie?“

Er hatte aber recht wohl gehört und fuhr deshalb fort:

„Doch wieder alte Weiberklatscherei, nicht wahr? Die Mutter Coupeau fängt es ja gut an, wenn sie schon überall ihr Elend vorheult! . . . Trotzdem aber hat sie vorgestern bei uns gegessen und wir thun gewiß, was wir können. Wir haben kein Geld zum Fenster hinauszwerfen. . . Nun, wenn sie bei andern herumklatscht, so mag sie doch lieber gleich dort bleiben; uns ist an Schnüffeleien nichts gelegen.“

Auch er drehte sich jetzt wieder um und nahm seine Arbeit zur Hand, indem er noch mitleidig hinzusetzte:

„Nun, wenn jeder monatlich hundert Sous giebt, so wollen wirs auch geben.“

Gerbaise war ruhig geworden. Niemals war sie gern zu diesen Leuten gegangen. Sie stand da, die Blicke nach dem hölzernen Fußboden gerichtet, auf den die Goldkrümchen herniederfielen, und sagte in ruhigem Ton ihre Meinung: Mutter Coupeau, sagte sie, habe drei Kinder; wenn nun jedes von ihnen hundert Sous gebe, so mache das zusammen fünfzehn Frank und das sei doch nicht genug, um davon leben zu können; man müsse den Betrag wenigstens verdreifachen. Allein da kam sie bei Dorilleux schön an; er müsse dann die fünfzehn Frank gerade jeden Monat stehlen, entgegnete er; die Leute seien doch zu komisch, wenn sie glaubten, er sei reich, weil er Gold im Hause habe. Darauf zog er gegen Mutter Coupeau los: mit Kaffee sei sie morgens gar nicht mehr zufrieden, sie wolle immer Schnaps haben und sei unverschämt in ihren Forderungen, als wenn sie früher reich gewesen sei. Das sei schon wahr, das sichs jeder gern bequem mache; aber wenn eins nicht einmal im Stande gewesen sei, sich einen Heller zu sparen, so müsse es sich dann eben nach den andern richten und den Magen ein wenig zusammenschnüren. Uebrigens sei Mutter Coupeau noch gar nicht so alt, daß sie nicht mehr arbeiten könne; wenn es sich mittags darum handle, einen guten Bissen zu ergattern, so könne sie noch ganz gut sehen; kurz, sie wäre ein altes ausgefeimtes Weib und wolle sich nur pflegen. Selbst wenn er die Mittel dazu hätte, würde er es sich zur Schande anrechnen, jemand in der Faulheit zu unterstützen.

Gerbaise indeß zeigte noch immer ihren verjöhlichen Charakter; sie suchte diese schlechten Gründe mit Sanft-

mut zu bekämpfen und dadurch die Leute weich zu stimmen. Allein der Mann gab ihr schließlich gar keine Antwort mehr. Die Frau stand jetzt vor dem Schmiedeherde und war damit beschäftigt, in dem kleinen, kupfernen, mit Scheidewasser gefüllten Tiegel ein Stück Kette zu äßen; hierbei drehte sie ihrem Besuch fortwährend recht auffällig den Rücken zu, als wolle sie dadurch zu verstehen geben, Gervaise möge ihr hundert Schritt vom Leibe bleiben. Gervaise jedoch sprach immer noch, während die beiden sich hartnäckig in ihre Arbeit vertieften und mit zusammengekrümmtem Körper in ihren alten schmutzigen Kleidern, welche hart und abgeschliffen waren wie alte Werkzeuge, maschinenmäßig ihrem Geschäft oblagen. Hierüber wütend, rief sie plötzlich aus:

„Jawohl, so ist es besser, behalten Sie Ihr Geld! . . . Mutter Coupeau kommt zu mir, verstehen Sie! Neulich abends habe ich eine Kage zu mir genommen; eben so gut kann ich jetzt Ihre Mutter aufnehmen. Es soll ihr an nichts fehlen, sie soll ihren Kaffee und auch ihr Gläschen Schnaps haben! . . . Mein Gott! hat man je schon solch' eine gemeine Familie gesehen!“

Wie von einer Tarantel gestochen, hatte sich Frau Lorilleux bei diesen Worten umgedreht. Sie schwang ihren Tiegel, als wolle sie ihrer Schwägerin das Scheidewasser über den Kopf schütten, und stammelte:

„Scheren Sie sich zum Teufel, oder ich richte ein Unglück an! . . . Die hundert Sous können Sie ruhig in den Schornstein schreiben; ich gebe keinen Heller! . . . Ei jawohl! Hundert Sous! Die Mutter könnte Ihnen dann als Aschenbrödel dienen, und Sie würden sich's für meine hundert Sous gut schmecken lassen! Wenn sie zu Ihnen kommt, so sagen Sie ihr nur, meinerwegen mag sie gleich

trepiereu, von mir bekommt sie nicht einen Schluck Wasser . . . Nun vorwärts! Hinaus!“

„Solch ein Schandweib!“ schrie Gervaise und warf die Thür krachend zu.

Am nächsten Tage nahm sie Mutter Coupeau zu sich. Sie stellte ihr Bett in das geräumige Kämmerchen, wo Nana schlief und welches durch eine große runde Luke neben der Decke erleuchtet ward. Der Umzug dauerte nicht lange, denn das ganze Mobiliar von Mutter Coupeau bestand aus dem erwähnten Bett, einem alten Rußbaumschrank, welchen man in das für die schmutzige Wäsche bestimmte Gemach stellte, einem Tisch und zwei Stühlen. Und noch an demselben Abend sah man die alte Frau emsig ausfegen, Geschirr aufwaschen, kurz sich nach Kräften nützlich machen, da sie recht froh war, nun aus ihrer Verlegenheit zu sein. Die beiden Lorilleux plagten fast vor Wut, um so mehr, als seit kurzem auch Frau Verat sich wieder mit Coupeaus ausgesöhnt hatte. Eines Tages war es zwischen den beiden Schwestern, der Blumenarbeiterin und der Kettenarbeiterin, sogar zu Ohrfeigen gekommen, lediglich wegen Gervaise; die erstere nämlich hatte deren Benehmen ihrer Mutter gegenüber vollauf gebilligt, und als sie dann sah, daß ihre liebe Schwester ganz außer sich war, hatte sie sogar behauptet, die Wäscherin habe prächtige Augen, so feurig, daß man Papier damit anzünden könne; darüber hatten sich beide ewige Feindschaft geschworen. Von jetzt an verbrachte Frau Verat ihre freien Abende im Laden, wo sie eine stille Freude an den versänglichen Redensarten der langen Clemence fand.

So vergingen drei Jahre, eine Zeit, innerhalb welcher man sich zu verschiedenen Malen gegenseitig verfeindete und wieder aussöhnte. Gervaise war übrigens auch nicht

faul, über Lorilleuxs, Boches und alle diejenigen, welche nicht ihre Ansichten teilten, herzuziehen.

Im Viertel hatte man sie schließlich schätzen gelernt, weil man kaum je eine so gute Kundin fand, wie sie war, die alles pünktlich bezahlte, nicht knauferte oder tadelte.

Auch konnte man behaupten, ihre Lieferanten bedienten sie gewissenhaft, da sie wohl wußten, daß bei ihr etwas zu verdienen war, wenn man sich kulant zeigte. Wenn sie in ihren Holzschuhen und im bloßen Kopfe durch das Viertel ging, ward sie von allen Seiten begrüßt. Es passierte ihr jetzt zuweilen, daß sie irgend einen Auftrag verzögerte, da sie sich draußen im Gespräch mit ihren Bekannten zu glücklich fühlte. An den Tagen, an welchen sie keine Zeit hatte, zu Hause zu kochen, holte sie sich einige Portionen bei dem Wirt, dessen Speiseraum auf der andern Seite des Hauses lag. Der Nachbar jedoch, welchen sie am meisten schätzte, war der Uhrmacher gegenüber, ein sauberer Mann, welcher beständig mit seinen winzigen Werkzeugen in den Uhren umherstocherte; oft ging sie über die Straße, um ihn zu grüßen oder einen Blick in den engen Laden und auf die hübschen kleinen Kuckuckuhren mit ihren eilig schwingenden Pendeln zu werfen, wenn alle auf einmal in buntem Durcheinander die Stunden verkündigten.

Sechstes Kapitel.

Jeden Sonnabend brachte die Wäscherin Goujets ihre Wäsche. Sie bewohnten noch immer das kleine Haus in der Rue Neuve de la Goutte d'Or. Im ersten Jahr hatte sie ihnen jeden Monat regelmäßig zwanzig Frank auf die geliebene Summe von fünfhundert abgezahlt; um nun keinen Irrtum in den Rechnungen einschleichen zu lassen, rechnete man am Ende des Monats einfach die Summe im Waschbuche zusammen und fügte hinzu, was an den zwanzig Frank fehlte. So hatte sie schon fast die Hälfte der Summe zurückerstattet, als sie eines Sonnabends nicht mehr wußte, wo aus noch ein, da einige ihrer Kunden ihr Wort nicht gehalten hatten und sie sich, da es gerade Zinstermin war, genötigt sah, zu Goujets zu laufen und sich von ihnen die Miete zu borgen. Außerdem hatte sie sich, um ihre Arbeiterinnen bezahlen zu können, an jene gewandt, so daß sich ihre Schuld wieder auf vierhundert- undfünfundzwanzig Frank belief. Jetzt gab sie keinen Sou mehr außer dem, was ihre Wäscherrechnung betrug. Deshalb arbeitete sie nicht etwa weniger, auch gingen ihre Geschäfte ganz gut; aber es zeigten sich immer noch Lücken bei ihr, das Geld schien geradezu wegzuschmelzen

und sie war zufrieden, wenn sie überhaupt nur auskam. Du lieber Gott! meinte sie, wenn man leben könne, brauche man sich doch nicht weiter zu beklagen. Sie wurde jetzt auch dick und gemächlich, hatte nicht mehr die Kraft, vor dem Gedanken an die Zukunft zu erschrecken. Geld werde sich schon finden lassen, dachte sie, dasselbe werde nur rostig, wenn man es spare. Frau Goujet indessen bewahrte ihre mütterliche Gesinnung gegen Gervaise fort. Zuweilen erteilte sie ihr auch einen gelinden Verweis, nicht etwa wegen ihres Geldes, wie sie sagte, sondern weil sie ihr zugethan sei und fürchte, sie möchte sich noch ruinieren. Von ihrem Gelde sprach sie mit keiner Silbe und behandelte die Sache mit aller nur erdenklichen Zartheit.

Als Gervaise diesmal zu Goujets kam, hatte der Wäschkorb ihre Arme dermaßen ermüdet, daß sie über zwei Minuten zur Erholung brauchte.

„Sie bringen doch wohl alles?“ frug Frau Goujet, die in dieser Beziehung höchst genau war. Wenn man ihr die Wäsche brachte, durfte ihr kein Stück fehlen; sie halte das so der Ordnung wegen, bemerkte sie. Ferner verlangte sie, daß die Wäscherin genau an dem bestimmten Tage und jedesmal zu derselben Stunde kam, indem auf diese Weise keines von beiden Zeit verlor.

„Ei gewiß! es ist alles,“ versetzte Gervaise lächelnd. „Sie wissen doch, daß ich nichts zurücklasse.“

„Das ist allerdings wahr,“ gestand Frau Goujet; „Sie haben zwar manchen Fehler, aber pünktlich sind Sie doch noch.“

Und während nun die Wäscherin ihren Korb leerte, indem sie die Wäsche auf das Bett legte, fuhr die alte Frau fort und hielt ihr eine lange Lobrede: sie verbrenne

die Wäsche nicht, noch zerreiße sie dieselbe, wie so viele andere, ebensowenig reiße sie mit dem Plätteisen die Knöpfe ab; nur bläue und stärke sie die Einsätze der Blusenhemden zu stark.

„Schauen Sie, das ist das reine Papier,“ versetzte sie, indem sie ein Blusenhemd ansaßte, daß es knitterte. „Mein Sohn klagt zwar nicht, aber das drückt ihm sicherlich den Hals. . . Wenn wir morgen von Vincennes zurückkommen, so wird er sich gewiß ganz blutig gerieben haben.“

„Nein, glauben Sie nur das nicht!“ rief Gerbaise betrübt. „Die feinen Hemden müssen ein wenig steif sein“ wenn sie nicht gleich wie ein Lappen um den Körper hängen sollen. Sehen Sie nur andere Herren. . . Ihre Wäsche besorge ich alle selbst, keine Arbeiterin darf daran rühren und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich keine Mühe scheue und lieber zehnmal wieder anfangen, bloß weil es für Sie ist.“

Bei diesen letzten Worten war eine leichte Röte in ihrem Gesicht aufgestiegen. Sie fürchtete man möge merken, welches Vergnügen es ihr mache, die Hemden Goujets selbst zu plätten.

„O! gegen Ihre Arbeit habe ich gar nichts, die ist vortrefflich; das weiß ich recht wohl,“ entgegnete Frau Goujet. „Hier die Haube ist wirklich reizend gemacht. Ich wüßte nicht, wer die Stickereien so schön bearbeiten könnte. Und wie fein sind die Falten gelegt! Ja, da sieht man gleich, was Sie gemacht haben. Ich glaube, ich würde es sofort merken, wenn Sie auch nur ein Wischtuch einer Arbeiterin geben. . . Nicht wahr? das nächste Mal nehmen Sie ein Bißchen weniger Stärke. Goujet macht sich nichts daraus, ob er wie ein feiner Herr aussieht oder nicht.“

Unterdessen hatte sie das Waschbuch zur Hand genommen und bezeichnete mit einem Federstrich die abgelieferten Stücke. Alles stimmte, nur bemerkte sie, daß Gervaise für eine Haube sechs Sous gerechnet hatte; wiewohl ihr das teuer vorkam, mußte sie doch zugeben, daß die übrigen Preise nicht so hoch waren; nein, die Männerhemden fünf Sous, die Frauenhosen vier Sous, die Kopfkissenüberzüge ein und einen halben Sou, die Schürzen einen Sou, das war nicht teuer, da viele Wäscherinnen zwei Liards und selbst noch einen Sou mehr für jedes Stück nehmen. Als Gervaise hierauf die schmutzige Wäsche aufgezählt hatte, welche die alte Frau eintrug, schob sie dieselbe in ihren Korb, blieb aber jetzt immer noch mit einer gewissen Beklommenheit da und schien eine Bitte auf den Lippen zu haben, welche ihr sehr schwer fiel.

„Frau Goujet,“ sagte sie endlich, „wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so möchte ich diesen Monat das Geld für die Wäsche haben.“

Gerade in diesem Monat war die Rechnung sehr stark, denn sie belief sich auf zehn Frank sieben Sous. Frau Goujet schaute sie einen Augenblick mit ernster Miene an; dann entgegnete sie:

„Ganz wie Sie wünschen, mein Kind! Ich kann Ihnen das Geld nicht abschlagen, sobald Sie es notwendig brauchen. Nur will ich bemerken, daß Sie auf diese Weise Ihre Schulden nicht los werden; ich sage dies zu Ihrem Besten, Sie verstehen mich doch! Wirklich, Sie sollten sich jetzt etwas zusammennehmen.“

Beschämt hörte Gervaise den Vorwurf an und stotterte, die zehn Frank sollten zur Tilgung eines Wechsels dienen, den sie bei ihrem Kohlenhändler unterzeichnet habe. Bei dem Worte Wechsel verfinsterte sich das Gesicht der Frau Goujet noch mehr, und sie entgegnete, seitdem Goujets

Tagelohn von zwölf auf neun Frank herabgesetzt sei, müsse sie auch ihre Ausgaben einschränken. Wer in der Jugend nicht klug zu leben verstehe, müsse im Alter am Hungertuch nagen. Dennoch war sie rücksichtsvoll genug, Gervaise nicht zu sagen, daß sie ihr ihre Wäsche nur deshalb gab, um ihr eine Gelegenheit zur Tilgung ihrer Schuld zu bieten; früher, meinte sie, habe sie selbst alles gewaschen und werde dies auch wieder thun, wenn sie noch einmal eine derartige Summe für Wäsche ausgeben müsse. Als Gervaise die hundert Sous erhalten hatte, bedankte sie sich und ging eiligst fort. Auf der Treppe fühlte sie sich wieder ganz wohl und hätte vor Freude am liebsten zu tanzen angefangen, denn sie war jetzt schon an die Fatalitäten und Aergernisse des Geldmangels gewöhnt und war nur froh, es glücklich überstanden zu haben.

Als Gervaise die Treppe hinabstieg, ereignete sich ein merkwürdiges Zusammentreffen. Sie mußte sich nämlich mit ihrem Korbe eng an das Treppengeländer schmiegen, um eine lange Frauensperson im bloßen Kopfe vorbeizulassen, welche die Treppe heraufkam und in der Hand eine in Papier gewickelte ganz frische Matrele trug, deren Riemen noch bluteten. Und jetzt erkannte sie die Person: es war Virginie, welche sie einst im Waschhause so jämmerlich durchgebläut hatte. Beide blickten einander fest an, und Gervaise machte ängstlich die Augen zu, denn sie glaubte jeden Augenblick, die Matrele werde ihr ins Gesicht fliegen. Aber nein, Virginiens Gesicht überflog vielmehr ein flüchtiges Lächeln. Da wollte sich denn auch die Wäscherin, deren Korb die Treppe fast versperrte, höflich zeigen und sagte:

„Ich bitte Sie um Entschuldigung.“

„Keine Ursache,“ erwiderte die lange Brünnette.

Somit war ihre Verjöhnung ohne die geringste Anspielung auf die Vergangenheit plötzlich vollendet, und plaudernd blieben sie mitten auf der Treppe stehen. Virginie, welche jetzt im Alter von neunundzwanzig Jahren stand, war eine stattliche Frau geworden, trotz ihres ungewöhnlich langen Gesichtes zwischen dem tiefschwarzen Haar. Mit wichtiger Miene erzählte sie sogleich, daß sie jetzt verheiratet sei, indem sie sich im Frühjahr mit einem ehemaligen Kunsttischler verehelicht habe, welcher aus dem Militärdienst getreten sei und jetzt auf eine Stelle als Polizeidiener laure, da ein Beamtenposten doch immer etwas Sichereres sei. Sie habe eben eine Matrele für ihn eingekauft.

„Er ist Matrelen für sein Leben gern,“ bemerkte sie. „Die Männer wollen eben immer ein wenig verwöhnt sein, nicht wahr? . . . Aber Sie können ja gleich 'mal mit heraufkommen und unsere Wohnung ansehen. . . Hier zieht es nämlich ganz verdammt.“

Als Gervaise, nachdem auch sie ihre Heiratsgeschichte erzählt hatte, ihr mittheilte, daß sie früher in demselben Logis gewohnt und daselbst sogar mit einem Mädchen niedergekommen sei, drang Virginie noch lebhafter in sie, mitzugehen. Es mache immer Vergnügen, erklärte sie, die Orte wiederzusehen, wo man glücklich gewesen sei. Fünf Jahre lang habe sie drüben über dem Flusse im Gros-Cailhou gewohnt, wo sie auch mit ihrem Mann bekannt geworden sei. Allein schließlich habe sie sich wieder nach dem alten lieben Viertel mit den vielen guten Bekannten zurückgesehnt und wohne nun seit vierzehn Tagen in dem Zimmer gegenüber Goujets. Ach! es sehe noch gar wild bei ihr aus; sie müsse erst so nach und nach Ordnung schaffen.

Auf dem Treppenabfatz angelangt, stellten sie sich einander vor:

„Frau Coupeau.“

„Frau Poisson.“

Und von jetzt an nannten sie sich stets Frau Poisson und Frau Coupeau, indem sie ein ganz besonderes Vergnügen darin zu finden schienen, Frauen zu sein, sie, die einander früher in nicht gerade moralischer Lage gekannt hatten. Indeß konnte Gervaise noch immer nicht ein gewisses Mißtrauen überwinden. Vielleicht söhnte sich die lange Brünette jetzt nur deshalb aus, um sich besser für die Waschkhausßzene rächen zu können und ihr am Ende irgend einen gemeinen hinterlistigen Streich zu spielen. Gervaise nahm sich deshalb vor, auf ihrer Hut zu sein. Vorläufig jedoch zeigte sich Virginie zu höflich, als daß sie es nicht auch hätte sein müssen.

Oben in dem Zimmer saß Poisson, ein Mann von fünfunddreißig Jahren, an einem Tisch neben dem Fenster; sein bleiches Gesicht war von einem roten Bart umrahmt. Er fertigte kleine Kästchen, wobei sein ganzes Handwerksgerät aus einem Messer, einer winzigen Säge und einem Leimtiegel bestand. Das Holz dazu nahm er meist von alten Zigarrenkisten, teils waren es dünne Mahagonibrettchen, auf denen er dann Verzierungen von ungewöhnlicher Zartheit herstellte. So machte er jeden Tag Jahr aus Jahr ein immer nur solche Kästchen; nur legte er sie dann und wann noch mit buntem Holze aus, änderte die Deckelform oder brachte verschiedene Abteilungen darin an. Das war nur so ein kleiner Zeitvertreib für ihn bis zu seiner Ernennung als Polizeidiener; von seinem ehemaligen Kunsttischlergewerbe behielt er jetzt nur noch eine gewisse Leidenschaft für solche Kästchen. Er verkaufte seine Arbeit nicht etwa, sondern verschenkte sie an seine Bekannten.

Poisson stand auf und grüßte Gervaise höflich, welche seine Frau ihm als eine frühere Freundin vorstellte. In-
deß schien er das Reden auch nicht gerade erfunden zu
haben, denn er nahm sogleich wieder seine kleine Säge zur
Hand und warf nur von Zeit zu Zeit einen Blick nach
der Matrele, welche auf der Kommode lag. Gervaise war
außerordentlich erfreut, ihre alte Wohnung einmal wieder-
zusehen; sie erzählte, wie damals ihre Möbel gestanden
hätten, und wies auch nach der Stelle, wo sie einst auf
den Boden niedergesunken war und geboren hatte.

Als sie einst einander aus den Augen verloren, er-
klärten sie, hätten sie doch sicherlich nie geahnt, sich einst
so wiederzufinden, daß eine nach der andern dasselbe
Zimmer bewohne. Nun erzählte Virginie noch so manche
Einzelheiten von sich und ihrem Manne. Derselbe habe
von einer Tante etwas geerbt und sie wolle sich später
sicherlich etablieren; vorläufig betreibe sie noch ihre Näherei
und stoppele hier und da ein Kleid zusammen. Endlich,
nach einer guten halben Stunde, wollte die Wäscherin
fortgehen. Poisson ließ sich durchaus nicht in seiner Ar-
beit stören, während Virginie sie begleitete und versprach,
ihr einen Gegenbesuch abzustatten; übrigens werde sie
selbstverständlich auch bei ihr waschen lassen. Ueber ihre
Schwester Adele und Lantier sprach sie kein Wort.

Auf diese Weise war wieder eine intime Freundschaft
angebahnt, derart, daß acht Tage später Virginie nicht
mehr an Gervaises Laden vorbeiging, ohne ein Weilchen
hineinzugehen; hier klappte sie nun oft zwei bis drei
Stunden lang, so daß Poisson unruhig ward, indem er
glaubte, es sei ihr etwas passiert, und sie deshalb abholte.
Als Gervaise nun täglich die Näherin sah, empfand sie
bald eine sonderbare Besorgnis: kaum hatte jene nämlich
einen Satz angefangen, so glaubte sie schon, die Rede

würde auf Lantier kommen, und so lange jene da war, konnte sie den Gedanken an Lantier nicht los werden. Virginie hatte jedoch gar keinen Grund dazu, denn Gervaise kümmerte sich doch den Teufel um Lantier und Adele, oder darum, was aus ihnen geworden war; nie fragte sie nach ihnen und fühlte auch kein Bedürfnis, etwas über sie zu erfahren.

Unterdessen war es Winter geworden, der vierte Winter, den Coupeaus in der Rue de la Goutte d'Or verlebten. In diesem Jahr waren die Monate Dezember und Januar gerade außergewöhnlich streng und es froh, daß die Steine barsten. Nach Neujahr blieb der Schnee drei Wochen lang auf der Straße liegen, ohne zu schmelzen. Deshalb ging aber die Arbeit nicht etwa schwächer, im Gegenteil, denn der Winter ist die beste Jahreszeit für die Wäscherinnen. Im Laden konnte man es recht wohl aushalten und nie zeigten sich die Fensterscheiben beeißt, wie bei dem Krämer und dem Hutmacher gegenüber. Der Plättofen steckte immer voll Koks und erzeugte eine Wärme wie in einer Badestube, die Wäsche dampfte und man hätte glauben können, es sei Hochsommer. Wenn alle Thüren geschlossen waren, so war es warm in jeder Ecke, und man verfiel vor Wohllichkeit schier in ein behagliches Träumen. Gervaise bemerkte lachend, sie fühle sich hier wie auf dem Lande.

Ein besonderes wohlthuendes Gefühl war es, mittags bei diesem Hundewetter einen Schluck recht heißen Kaffee trinken zu können. Darüber hatten sich denn Gervaisens Arbeiterinnen auch nicht zu beklagen; die Prinzipalin machte ihn recht stark, ohne auch nur ein Körnlein Zichorie hineinzu thun; das war freilich ein anderer Kaffee als der bei Frau Fauconnier, welcher nicht viel besser schmeckte als Spülwasser. Nur wenn Mutter Coupeau das Kochen

übernahm, dauerte es eine wahre Ewigkeit, da sie bei diesem Geschäft immer einschloß. In solchen Fällen warteten die Arbeiterinnen nach dem Frühstück auf ihren Kaffee.

So war es denn auch am Dreikönigstag. Es schlug bereits halb ein Uhr und noch kein Kaffee ließ sich sehen. Heute schien das Wasser auch gar nicht durch den Trichter zu wollen; ärgerlich klopfte Mutter Coupeau mit einem Löffelchen an der Maschine herum, trotzdem aber hörte man die Tropfen nur gar spärlich herabfallen.

„Lassen Sie ihn doch laufen,“ sagte die lange Clemençe. „Das macht ihn bloß trübe . . . Heute werden wir wohl sicherlich auch was zu knabbern kriegen.“ Sie war eben mit einem Männerhemd beschäftigt und löste mit dem Fingernagel die Falten los. Dabei hatte sie einen Schnupfen zum Zerplatzen, ihre Augen waren aufgedunsen und der Husten quälte sie dermaßen, daß sie bei jedem Anfall zusammenknickte. Zudem trug sie nicht einmal ein Tuch um den Hals, sondern war nur mit einem wollenen Fünzigpfennigjäckchen bekleidet, in welchem sie bei der Kälte zusammenschauderte. Neben ihr stand als wahres Gegenbild Frau Putois, bis an die Ohren in Flanell eingepackt; sie plättete einen Unterrock, welchen sie über das Plättbrett gestülpt hatte und beständig drehte, während auf dem Boden vor ihr ein Tuch ausgebreitet lag, damit der Unterrock nicht mit dem schmutzigen Boden in Berührung komme. Gervaise nahm allein schon mit ihrer Arbeit die Hälfte der Plätttafel ein; sie plättete nämlich Musselinvorhänge, wobei sie das Eisen so weit wie möglich bewegte, um keine Falten entstehen zu lassen. Endlich fuhr sie auf, denn der Kaffee fing unter lautem Zischen an überzulaufen. Da hatte nämlich wieder die schieläugige Augustine einen dummen Streich gemacht,

indem sie mit einem Löffel auf den Filter gedrückt und so mitten in der Saagschicht ein großes Loch hervor- gebracht hatte.

„Willst Du Dich ruhig verhalten!“ rief Gervaise. „Was hast Du nur in Deinem dummen Schädel? Jetzt sollen wir wohl den Saß mittrinken?“

Mittlerweile hatte Mutter Coupeau fünf Gläser auf eine freie Ecke der Arbeitstafel gestellt und die Arbeiterinnen verließen ihre Plättereier. Die Prinzipalin schenkte meistens den Kaffee selbst ein, nachdem sie zwei Stückchen Zucker in jedes Glas gethan hatte. Es war dies immer ein sehnlichst erwünschter Augenblick. Als heute nun eine jede ihr Glas nahm und sich auf ein Bänkchen vor dem Plätt- ofen setzte, ging die Thür nach der Straße auf, und Vir- ginie trat frostschtüttelnd ein.

„Ei verflucht, Kinder!“ sagte sie, „da möchte man doch gleich aus der Haut fahren! Ich fühle meine Ohren gar nicht mehr. Solch eine Saukälte!“

„Ah! guten Tag, meine liebe Frau Poisson!“ rief Gervaise aus. „Nun, Sie kommen gerade recht . . . Da können Sie gleich ein Täschchen Kaffee mittrinken.“

„Ja wahrlich! das nehme ich an . . . Man braucht jetzt nur über die Straße zu gehen, so hat man den Winter schon in den Knochen.“

Glücklicherweise war noch etwas Kaffee übrig. Mutter Coupeau holte ein Glas herbei, und Gervaise ließ Virginie selbst Zucker nehmen, ein Zeichen ganz besonderer Höflich- keit. Die Arbeiterinnen rückten nun enger zusammen, so daß für jene noch ein Plätzchen am Ofen frei wurde. Bitternd hielt sie einige Augenblicke ihre steifen Hände an das Glas, um dieselben zu erwärmen. Sie kam von dem Krämer, wo man, wie sie erklärte, erfrieren könne, wäh- rend man auf ein Viertelchen Käse warte. Dann sprach

sie staunend von der Hitze hier im Laden; wahrlich, man komme sich vor, als trete man in einen Ofen; diese Hitze könne ja schließlich einen vom Tod erwecken, so angenehm tizle das auf der Haut. Behaglich streckte sie hierbei die Beine aus und alle sechs schlürften ihren Kaffee mitten in dem Schweigen der unterbrochenen Arbeit und der dampfenden Wäsche. Nur Mutter Coupeau und Virginie saßen auf Stühlen; die andern hockten auf ihren niedrigen Bänken, während Augustine einen Zipfel des Tuches unter dem Unterrock hervorgezogen und sich darauf ausgestreckt hatte. Anfangs schwiegen alle und steckten die Nase ins Glas, um den Kaffee zu kosten.

„Der ist wirklich nicht schlecht,“ erklärte Clemence. Aber sofort mußte sie sich unterbrechen, da ein Hustenanfall ihr die Stimme benahm. Sie lehnte den Kopf gegen die Wand, nur um noch stärker zu husten.

„Ihnen liegt's hübsch auf der Brust,“ sagte Virginie. „Wo haben Sie sich denn das geholt?“

„Das weiß der Geier!“ versetzte Clemence. „Es muß neulich abends gewesen sein. Da prügeln sich zwei vor der Thür des Grand-Balcon. Ich wollte mir das ansehen und blieb da mitten im Schnee stehen. Das war eine nette Walkerei! ich habe mich fast tot gelacht. Der einen war fast die Nase abgerissen und das Blut floß massenhaft. Als dies die andre sah, ein ebenso langes Ding wie ich, rannte sie davon, wie vom Teufel gejagt... In der folgenden Nacht ging dann mein Husten los.“

„Die scheint's hübsch zu treiben,“ brummte Frau Butois. „Na, Sie werden sich wohl noch den Rest geben, meine Liebe.“

„Ach! da mache ich mir den Teufel daraus!... Das Leben ist einmal ein komisches Ding. Sich die ganze Woche schinden, um fünfundzwanzig Sous zu verdienen,

von früh bis abends vor der Ofenhitze stehen, nein, wissen Sie, das hängt mir bald zum Halse heraus! . . . Gehen Sie mir, der Schnupfen thut mir sicherlich nicht den Gefallen, mich ins Jenseits zu fördern; der vergeht, wie er gekommen ist.“

Schweigen trat ein. Die nichtsnutzige Clemence, welche auf den Tanzböden allerhand Dummheiten ausführte, jammerte bei der Arbeit allen Leuten ihre Todesgedanken vor. Gervaise kannte das schon und bemerkte deshalb nur:

„Sie sind wohl wieder einmal durchgegangen; weil Sie so trübselig thun?“

Die Arbeiterinnen schienen mit ihrem Kaffee gar nicht zu Ende zu kommen, nur um sich so spät wie möglich wieder an ihre Arbeit begeben zu können, und betrachteten den Schnee auf der Straße. Es war unter ihnen zu allerhand vertraulichen Mitteilungen gekommen; sie erzählten sich, was sie gethan haben würden, wenn sie sich im Besitz von tausend Frank Rente befunden hätten, dann wollte sie nämlich wie gegenwärtig den ganzen Nachmittag am warmen Ofen sitzen und auf alle Arbeit spucken. Virginie war ganz nahe an Gervaise herangetreten, als ob die andern sie nicht hören sollten. Gervaise fühlte sich völlig schlaff, ohne Zweifel infolge der Hitze, so matt und träge, daß sie keine Kraft fand, die Unterhaltung auf ein anderes Thema zu lenken; sie erwartete sogar mit einem gewissen Wohlbehagen die verhängnisvollen Worte.

„Hoffentlich ist es Ihnen nicht unangenehm,“ versetzte jetzt die Näherin. „Bereits zwanzigmal habe ich das Wort im Munde gehabt. Jetzt nun, wo wir einmal dabei sind . . . Es ist ja nur, um ein bißchen weiter plaudern zu können, nicht wahr? . . . Ja, ich bin Ihnen nicht mehr böse über das, was vorbei ist. Auf Ehre, ich will

Ihnen nicht etwa aus Groll etwas davon erzählen.“ Bei diesen Worten rührte sie ihren Kaffee um, damit sie allen Zucker bekomme, und trank schmaugend drei Schlucke.

„Sie hatten eine Entschuldigung,“ fuhr sie fort. „Eine abscheuliche Gemeinheit war an Ihnen begangen worden . . . O! ich bin gewiß gerecht, aber an Ihrer Stelle hätte ich das erste beste Messer genommen.“

Wieder nahm sie drei Schlucke und fügte jetzt schnell hinzu:

„Das hat ihnen auch kein Glück gebracht, du lieber Gott! auch nicht einen Funken Glück . . . Sie hatten sich da ganz hinaus nach der Glacière verzogen, in eine schmutzige Straße, wo der Kot einem immer bis an die Knie reicht. Ich bin zwei Tage später einmal zum Frühstück dort gewesen; ein nettes Stück mit dem Omnibus zu fahren! Nun, da kam ich gerade hinzu, wie sie in der schönsten Zänkerei lagen. Bei Gott! als ich eintrat, setzte es gerade Ohrfeigen. Jawohl! das war das berühmte Liebespärrchen! . . . Wissen Sie, die Adele ist keinen Schuß Pulver wert. Sie ist zwar meine Schwester, aber ich muß sagen, daß die eine wahre Lumpenhaut auf dem Leibe hat. Ach! und wenn ich ihre Geschichten alle erzählen sollte, da würde ich gar nicht fertig . . . Nun, und den Lantier kennen Sie ja, der ist auch nicht viel besser. Ein kleiner Kerl, nicht wahr? der für ein Ja oder ein Nein gleich in die Rage kommt! Und wie haut er dann zu! . . . Damals haben sie sich krumm und lahm geprügelt. Schon auf der Treppe hörte ich die Hiebe sausen. Das ging so weit, daß eines Tages sogar die Polizei kam. Lantier hatte nämlich eine Delsuppe verlangt, jenes scheußliche Zeug, das sie im Süden unten essen; da aber Adele sich dagegen sträubte, warfen sie einander die Delflasche, die Kasserole, die Schüssel, kurz den ganzen Kram

an den Kopf, was einen Lärm machte, als sei das ganze Stadtviertel in Aufruhr.“

So erzählte sie noch mehrere Prügelzenen, darunter Dinge, bei denen einem die Haare zu Berge standen. Peinlich berührt, hörte Gervaise diese lange Geschichte an, ihr Gesicht war bleich und um ihre Lippen zuckte es wie ein leises Lächeln. Seit fast sieben Jahren hatte sie nichts von Lantier gehört, und nie hätte sie gedacht, daß es ihr bei dem Namen Lantier jetzt so warm ums Herz werden könne. Jetzt konnte sie nicht mehr eifersüchtig auf Adele sein; aber innerlich lachte sie dennoch über die elende Wirtschaft, sie sah gleichsam den Körper dieses Mädchens vor sich, bedeckt mit Beulen und Striemen, und darin fand sie ihre Rache gefühlt, das bereitete ihr eine wilde Lust. So hätte sie ruhig bis zum andern Morgen die Erzählungen Virginiens anhören können. Sie stellte absichtlich keine Fragen, weil sie nicht den Anschein erregen wollte, als finde sie ein großes Interesse daran. Es war ihr, als ob zwischen ihrer Vergangenheit und ihrem gegenwärtigen Leben plötzlich eine weite Kluft ausgefüllt werde und nun erst ein Zusammenhang zwischen ehemals und jetzt bestünde.

Unterdessen hatte Virginie sich wieder über ihren Kaffee hergemacht und schlürfte mit vor Wohlbehagen halbgeschlossenen Augen den Zucker hinunter. Jetzt erst begriff Gervaise, daß sie doch auch einmal etwas sagen müsse, und frug deshalb mit gleichgültiger Miene:

„Wohnen sie denn immer noch in der Glacière?“

„Ach, was Sie denken!“ erwiderte die andere; „ich habe es Ihnen wohl noch gar nicht erzählt? . . . Seit acht Tagen schon sind sie auseinander. Adele hat eines schönen Morgens sich mit ihrem Jungen entfernt, und Lantier ist natürlich nicht nachgelaufen.“

Der Wäscherin entfuhr unwillkürlich ein leiser Schrei, und sie wiederholte mit lauter Stimme:

„Sie sind also auseinander?“

„Wer denn?“ frug Clemence, indem sie ihr Gespräch mit Mutter Coupeau und Frau Butois unterbrach.

„Niemand,“ versetzte Virginie; „ein paar Leute, welche Sie doch nicht kennen.“

Aber dennoch entging Gervaises Erregung ihren aufmerkamen Blicken nicht. Sie trat wieder ganz nahe an sie heran und schien sich ein böswilliges Vergnügen daraus zu machen, ihre Geschichten noch einmal zu erzählen. Da plötzlich warf sie die Frage auf, was Gervaise wohl thun würde, wenn Lantier eines schönen Tages in ihre Nähe käme; denn, wie die Männer nun einmal sind, so könne er sich recht wohl einmal auf seine erste Liebe besinnen. Gervaise richtete sich bei diesen Worten hoch auf und erklärte mit eisiger Ruhe, sie sei jetzt verheiratet und würde Lantier einfach zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen habe. Zwischen ihnen sei es aus; nicht einmal die Hand werde sie ihm mehr reichen. Sie müsse wahrlich kein Herz im Leibe haben, wenn sie sich diesen Menschen noch einmal unter die Augen treten lasse.

„Ich weiß wohl,“ bemerkte sie, „daß ich Stephan von ihm habe. Das ist ein Band, welches ich allerdings nicht brechen kann. Nun, wenn Lantier einmal Sehnsucht nach seinem Sohn hat, so werde ich ihm denselben hinschicken; denn einem Vater darf man es nicht verwehren, sein Kind zu lieben. . . Aber was mich anbelangt, sehen Sie, Frau Poisson, ich würde mich lieber in Stücke hauen lassen, als ihm erlauben, mich nur mit einer Fingerspitze zu berühren. Zwischen uns beiden ist es aus.“

Bei diesen Worten schlug sie ein Kreuz, als wolle sie

damit ihren Eid auf ewig besiegeln. Außerdem suchte sie die Unterhaltung abzubrechen, indem sie, gleichsam aus einem tiefen Traum erwachend, den Arbeiterinnen zurief:

„Was fällt Euch denn nur ein? Glaubt Ihr denn, die Wäsche werde von selbst fertig? . . . Solch eine Bummelerei! . . . Marsch! an die Arbeit!“

„Nun, so leben Sie wohl!“ sagte Virginie. „Ich wollte eigentlich nur ein Viertel Käse holen, und mein Mann wird denken, ich bin unterwegs eingefroren.“

Seit dieser Zeit sprach nun Virginie oft mit Gerlaise über Lantier. Sie schien ein ganz besonderes Gefallen daran zu finden, ihr den ehemaligen Geliebten ins Gedächtnis zurückzurufen. Eines Tages sagte sie, sie habe ihn getroffen; da aber die Wäscherin bei dieser Bemerkung schwieg, sprach sie sich nicht weiter darüber aus, und erst andern Tags gab sie zu verstehen, daß er mit ihr lange und zärtlich über Gerlaise gesprochen habe. Die Wäscherin ward durch eine solche Mitteilung sehr verwirrt. Der Name Lantier brannte ihr wie ein glühendes Eisen im Körper, als ob dieser Mann irgend etwas in ihrem Innern zurückgelassen hätte, wovon sie sich nicht losmachen konnte. Sicherlich, sie hielt sich für ganz unwandelbar, sie wollte als ehrbare Frau dastehen, weil Ehrbarkeit das halbe Glück sei. Auch dachte sie bei dieser Gelegenheit nicht an Coupeau, da sie sich ihrem Manne gegenüber nicht den geringsten Vorwurf machen konnte. Sie dachte aber an den Schmied, und hierbei bebte und schmerzte ihr das Herz. Es schien ihr, als ob die allmählich erwachsende, i. e. gleichsam umgarnende Erinnerung an Lantier sie Goujet untreu machen könne und dessen verschwiegener, sanfter Liebe.

Als der Frühling ins Land gezogen war, nahm sie

ihre Zuflucht in Goujets Nähe. Bei jedem Gedanken kam ihr auch ihr erster Geliebter in den Sinn; sie sah im Geiste, wie er Adele verließ, wie er seine Wäsche wieder in den alten Koffer legte und mit dem Koffer zu ihr zurückkehrte. Auf der Straße ward sie oft plötzlich von einer quälenden Angst ergriffen; sie glaubte, Lantiers Schritte hinter sich zu hören, und wagte nicht, sich umzudrehen, indem sie sich einbildete, seine Arme umschlingen sie. Sicherlich mußte er irgendwo in der Nähe umherschleichen und wollte sie eines Nachmittags überfallen; bei diesem Gedanken trat ihr der Angstschweiß auf die Stirn. In solchen Augenblicken bildete die Schmiede ihren einzigen Zufluchtsort; hier ward sie unter Goujets Schutze wieder ruhig und heiter, dessen mächtig dröhnende Hammerschläge ihre bösen Träume verscheuchten.

Goujet erwartete sie dann mit seinen nackten Armen und seiner entblößten Brust, und an diesem Tage schlug er stärker als gewöhnlich auf seinen Amboss, damit sie ihn gleich von weitem hören könne. Er schien ihr Erscheinen zu erraten und empfing sie mit freundlichem Lächeln. Allein sie wollte nicht, daß er sich in seiner Arbeit stören lasse, und bat ihn inständig, den Hammer wieder zur Hand zu nehmen, weil sie ihn am liebsten sehe, wenn er mit seinen Riesenarmen das Eisen schmiede. Dann ging sie zu Stephan, der eifrig den Blasebalg zog, und versetzte ihm neckisch einen leisen Schlag auf die Wange. Obwohl sie oft so eine ganze Stunde dem Treiben zusah, sprach sie doch kaum zehn Worte mit dem Schmied. Allein, wenn man beide auch in ein doppelt verschlossenes Zimmer geführt hätte, ihrer Zärtlichkeit wäre keineswegs mehr Genüge geleistet worden. Die Neckereien der andern Schmiedegesellen störten sie durchaus nicht, denn sie hörte dieselben nicht einmal mehr. Nach Ber-

lauf einer Viertelstunde ward sie allmählich ein wenig ängstlich; die Hitze, der heftige Geruch und die aufwallenden Dämpfe schienen sie ersticken zu wollen, während sie bei den dumpfen Hammerschlägen durch den ganzen Körper bebte. Dies war ihr Vergnügen, weiter wünschte sie nichts. Goujet hätte sie in seine Arme schließen können, ohne daß dies in ihr eine größere Erregung hervorgebracht hätte. Sie trat ganz nahe an ihn heran, um den Wind an ihrer Wange zu fühlen, welchen sein herniederfallender Hammer verursachte. Obwohl oft genug Funken an ihre zarten Hände sprühten, zog sie dieselben nicht zurück, sondern schien im Gegenteil einen besonderen Genuß daran zu finden. Der Schmied hatte sicherlich eine Ahnung von dem Glück, welches sie hier empfand; für den Freitag sparte er stets die schwierigste Arbeit auf, um sich dann durch seine Kraft und Geschicklichkeit in Gunst zu setzen; er schonte sich nicht mehr und es war, als wolle er den Amboss zerschmettern, wobei vor Freude seine Brust wogte und seine Hüften bebten. So erfüllte ihre Liebe das ganze Frühjahr hindurch die Schmiede mit einem wahren Gewittertoson. Es war gleichsam eine Idylle in dem Riesenreiche, mitten in dem Aufflammen der mächtigen Kohlenfeuer und dem Zittern des Schuppens, dessen rufgeschwärzter Bau bei der Hünenarbeit frachte. All dieses wie Wachs breitgeschmettete Eisen trug die rauhen Spuren ihrer Liebe. Wenn dann die Wäscherin den Schmied verließ, sah man sie langsam wieder die Rue des Poissonniers dahinschreiten, an Leib und Seele zufrieden.

Allmählich schwand ihre Furcht vor Lantier und sie wurde ruhiger. Jetzt hätte sie auch wirklich glücklich gelebt, wenn Coupeau sich nicht so entschieden verschlimmert hätte. Eines Tages kehrte sie eben aus der Schmiede

zurück, als sie Coupeau in der „Rattenfalle“ des Vater Colombe zu erkennen glaubte, wie er gerade mit Mess-Bottes, Bibi-la-Grillade und Salzschnabel, genannt Saufloch, um die Wette trank. Sie ging schnell vorüber, damit es nicht aussehen sollte, als wolle sie spionieren. Aber doch kehrte sie noch einmal um: es war wirklich Coupeau, welcher sein Glas Schnaps hinunterstürzte, als sei er schon längst daran gewöhnt. Er log also, wenn er sagte, er trinke keinen Schnaps! Verzweiflungsvoll ging sie nach Hause, und alle ihre Schreden vor dem Feuerwasser stiegen in ihr auf. Wenn es Wein gewesen wäre, so hätte sie ihm gern verziehen, weil Wein den Arbeiter stärkt; der Alkohol indeß war ein gemeines Getränk, ein Gift, welches dem Arbeiter den Geschmack am Brote verdarb.

In der Rue de la Goutte d'Or angelangt, fand sie das ganze Haus in Aufregung. Ihre Plätterinnen hatten die Arbeit verlassen und standen mit neugierig emporgereichteten Blicken im Hofe. Gervaise frug Clemence, was denn los sei.

„Vater Bijard walzt seine Frau durch,“ versetzte die Plätterin. „Hier im Hausflur stand er vorhin sternhagelbesoffen und lauerte, bis sie aus dem Waschhause zurückkam . . . Mit Faustschlägen jagte er sie dann die Treppe hinauf und jetzt prügelt er sie oben weiter . . . Hören Sie nicht, wie sie schreit?“

Schleunigst ging Gervaise hinauf. Frau Bijard, ihre Waschfrau, war ja doch befreundet mit ihr. So hoffte sie denn jetzt, Frieden zu stiften. Oben im sechsten Stock war die Zimmerthür offen geblieben, auf dem Gange standen klagend verschiedene Mietsleute, während Frau Boche vor der Thür schrie:

„Wenn Sie nicht gleich aufhören, so lasse ich die Polizei holen, verstehen Sie!“

Ins Zimmer selbst aber wagte sich niemand, denn man wußte wohl, daß Bijard in seiner Trunkenheit sich wie ein wildes Tier benahm. Uebrigens nüchtern wurde er gar nicht mehr. An den vergangenen Tagen, da er arbeitete, hatte er stets einen Liter Branntwein neben seinem Schraubstod stehen und nahm jede halbe Stunde einen tüchtigen Schluck. Es schien, als könne er gar nicht anders mehr existieren, und er hätte wie eine Fackel Feuer gefangen, wenn ihm ein Zündholz vor den Mund gehalten worden wäre.

„Aber man kann sie doch nicht totschlagen lassen!“ rief Gerbaise entrüstet und trat ein. Das Dachstübchen war zwar sehr sauber, aber kahl und öde, indem der Trunkenbold selbst die Bettüberzüge fortschleppte, um für den Erlös seinen Saufgelüsten fröhnen zu können. Bei dem Kampfe war der Tisch bis ans Fenster gepurzelt, und die beiden Stühle streckten die Beine in die Höhe. Mitten in der Stube lag Frau Bijard, deren Kleider noch vom Waschhause her ganz feucht waren; ihr Haar war zerzaust und sie blutete an mehreren Stellen, während bei jedem Hiebe Bijards lange Klagetöne sich ihrer Brust entrangen. Zuerst hatte er sie mit Faustschlägen zu Boden geworfen und jetzt trat er sie mit Füßen. „Ah! warte, Du Meße! . . . Du Dirne! . . .“ brüllte er mit halberstickter Stimme und begleitete jeden Hieb mit dieser Bemerkung, indem er umso stärker schlug, je mehr er sich heiser schrie. Endlich brachte er keinen Laut mehr hervor, aber immer noch schlug er wie wahnsinnig darauf los; unter seinem schmutzigen Barte schaute sein aufgedunsenes Gesicht hervor, während seine kahle Stirn mit großen roten Flecken bedeckt war. Die Nachbarn erzählten,

er prügelte sie nur deshalb, weil sie ihm am Morgen zwanzig Sous zu geben verweigert habe.

Jetzt ließ sich auch die Stimme des Hausmeisters unten von der Treppe her vernehmen; er rief Frau Boche zu:

„Komme nur herunter! Die mögen sich immerhin totschlagen; dann sind ein paar Schufte weniger auf der Welt.“

Indessen war Vater Bru, der alte Maler, hinter Gervaise ins Zimmer getreten, und beide suchten nun den Schlosser zu beruhigen und nach der Thür zu drängen. Aber schweigend, mit schaumbedeckten Lippen, drehte sich dieser um und in seinen matten Augen leuchtete die Wut des Säufers auf. Mit einem Griff quetschte er den Arm der Wäscherin zusammen, während der Alte hinter den Tisch purzelte. Auf dem Boden lag stöhnend Frau Bijard mit weitgeöffnetem Munde und geschlossenen Augen. Jetzt führte Bijard seine wütenden Streiche in die Luft, wobei er sich meistens nur selbst traf. Und während dieser abscheulichen Szene sah Gervaise die kleine vierjährige Lalie in einer Ecke des Zimmers kauern und zuschauen, wie der Vater die Mutter prügelte. Gleichsam schützend hielt das Kind ihr erst seit einigen Tagen entwöhntes Schwesterchen Henriette fest umschlungen.

Endlich war Bijard an einen Stuhl angerannt und wie ein Holzloß zu Boden gestürzt, wo man ihn ruhig liegen ließ, während Vater Bru und Gervaise Frau Bijard aufhoben. Diese begann jetzt bitterlich zu weinen, aber die kleine Lalie, als sie dies sah, blieb ruhig, sie schien bereits an solche Dinge gewöhnt zu sein. Während die Wäscherin die Treppe hinabstieg, kam ihr jener Blick des vierjährigen Kindes, ernst und mutig wie der einer Frau, nicht aus dem Sinne.

„Herr Coupeau ist drüben auf dem Trottoir,“ rief ihr Clemence zu, als sie ihrer ansichtig ward. „Der scheint einen schönen Affen zu haben!“

Eben schritt Coupeau über die Straße. An der Thür angelangt, verfehlte er den Griff und hätte beinahe mit der Schulter eine Scheibe eingestoßen. Sinnlos betrunken, biß er die Zähne fest zusammen und reckte die Nase nach oben. In dem vergifteten Blut, welches seiner Haut ein bleiches Ansehen verlieh, erkannte Gervaise sogleich das Bitriol der „Rattensalle“. Sie versuchte zu lächeln und wollte ihn zu Bett bringen, wie an jenen Tagen, da er als guter Kerl noch Wein trank. Aber stumm stieß er sie zurück und drohte ihr mit der Faust, indem er selbst nach seinem Bett ging. Er glich so ganz dem andern Trunkenbolde, welcher jetzt da oben schnarchte, matt vom Mißhandeln seiner Frau. Da erstarrte ihr das Blut in den Adern; sie dachte an ihren Mann, an Goujet, an Santier, es war ihr als müsse ihr das Herz brechen und verzweifelnnd fühlte sie ihr Unglück nahen.

Siebentes Kapitel.

Der neunzehnte Juni war Gervais'es Namenstag. Bei dergleichen Festgelegenheiten pflegte man in der Familie Coupeau das unterste zu oberst zu kehren; eine große Schmauserei war die Hauptsache dabei, und sicherlich stand kein einziger früher vom Tische auf, als bis er sich den Magen für eine ganze Woche verdorben hatte. Soviel Geld im Hause war, soviel wurde an solchen Tagen verjuchhet; kein einziger Sou durfte übrig bleiben. Virginie fand es ganz in der Ordnung, daß Gervaise sich mit recht vielen guten Bissen traktierte. Sie meinte unter fröhlichem Lachen, daß, wenn man einen Mann habe, der seinen ganzen Verdienst durch die Gurgel jage, es doch wahrlich bloß eine gute That sei, nicht das ganze Hab und Gut allein in Schnaps aufgehen zu lassen, sondern sich zuvor den Magen gut zu versorgen. Wenn das Geld halt doch einmal alle werden sollte, so wäre es gleichviel, ob man es zum Fleischer oder zum Schnapsbrenner trage. Und Gervaise, die jetzt in einem fort an nichts als Bedereien dachte, fand sich sehr rasch mit derlei beschönigenden Gründen zurecht. Schlimm genug, daß Coupeau es so sehr darauf anlegte, daß sie keinen roten

Heller zu erübrigen vermochten; ihre Schuld war es doch erst in zweiter Linie.

In diesem Jahr hatte man schon einen ganzen Monat vorher von dem Namenstag der Hausfrau gesprochen; es wurde beraten, was gegessen werden solle, ein jeder machte seinen Vorschlag und einem jeden schmeckte es schon im voraus gut. Diesmal mußte es etwas ganz Außergewöhnliches setzen, so etwas von dem man das ganze nächste Jahr zu reden hatte. Du lieber Gott! es gab ja nur wenig gute Tage im Jahr . . . Was der Wäscherin am meisten Sorge machte, war die Frage, wen sie wohl alles einladen solle! sie wollte gern gerade ein Duzend Personen zu Tisch haben, keine mehr, keine weniger. Sie selbst, ihr Mann, Mutter Coupeau, Frau Lerat, das waren schon vier aus der Familie selbst; dann zählte sie die Goujets und die Poissons. Anfangs hatte sie sich vorgenommen, ihre Arbeiterinnen, die Frau Putois und Jungfer Clemence, nicht einzuladen, weil sie es nicht liebte, sich auf einen allzuvertrauten Fuß mit ihnen zu stellen. Aber weil in einem fort vor ihnen von der festlichen Begehung des Namenstages gesprochen wurde, und die beiden Frauenzimmer die Nase immer mehr rümpften, so war sie endlich doch zu dem Entschluß gekommen, sie zu dem Feste zu invitieren. Bier und vier waren acht, und diese letzten zwei, das waren also schon zehn Personen. Indem sie nun das Duzend auf jeden Fall vollständig haben wollte, so schloß sie mit den Lorilleux Freundschaft, die schon seit einiger Zeit um sie herum-scherwenzelten; zum wenigsten wurde das Abkommen dahin getroffen, daß die Lorilleux zum Essen herunterkommen sollten und daß man mit dem Glase in der Hand die alte Feindschaft zu Grabe tragen wollte.

Es war ja übrigens auch ganz gegen die Regel, daß

so nahe Verwandte fortwährend in Hader mit einander lebten. Eine so günstige Gelegenheit zu einer Ausöhnung, wie sie das bevorstehende Familienfest bot, durfte nicht ungenützt vorübergehen, denn schon die Beschäftigung in Gedanken mit der Feier derselben stimmte ja die Herzen weich und versöhnlich. Und als nun die Familie Boche Kenntniss von der Ausöhnung erhielt, die zwischen den beiden verschwägerten Familien stattfinden sollte, so hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als unter Erzeugung von allerhand Höflichkeit und mit verbindlichstem Lächeln sich mit Gervaise wieder auf guten Nachbarsfuß zu stellen, und so blieb also weiter nichts übrig, als die Boches ebenfalls zu dem Feste zu laden. Das waren mithin schon, die Kinder gar nicht gerechnet, vierzehn Personen! Ei, solch ein Fest hatte Gervaise noch niemals gegeben, und sie war ganz außer sich vor Freude und Stolz.

Der Namenstag fiel gerade auf einen Montag. Das traf sich glücklich: da konnte Gervaise die Nachmittagsstunden des Sonntags benützen, um ihre Vorbereitungen in der Küche zu treffen. Den ganzen Sonnabend wurde, während die Plätterinnen ihrer Arbeit oblagen, des langen und breiten diskutiert, was es eigentlich wohl zum Schmausen geben würde. Ein einziges Gericht hatte im Verlauf der dreiwöchentlichen Beratungen allseitige Billigung gefunden: ein fetter Gänsebraten. Aller Augen strahlten, wenn die Rede auf dieses Gericht kam. Die Gans war sogar schon gekauft. Mutter Coupeau holte sie nach dem Laden hinaus, damit Jungfer Clemence und Frau Putois ihr Urtheil über das Gewicht des Thieres abgeben sollten. Mit Ausrufen der Bewunderung wurde sie empfangen: das Tier schien wirklich ein kolossales Exemplar zu sein! und wie fest und derb die Haut war! und was sie für ein Fettpolster hatte!

„Vorher giebt's eine Suppe; nicht wahr, das ist doch recht?“ meinte Gervaise; „Suppe und ein paar Stückchen Fleisch darin, das thut immer ganz gute Dienste; auch ein Gericht mit Sauce müssen wir übrigens haben.“

Die lange Clemence schlug Kaninchenragout vor; aber davon wollten die andern nichts hören: das hatten sie alle schon zu oft gegessen; und Gervaise dachte für den Festtag an viel feinere Speisen. Frau Putois bemerkte, daß Kalbsfricassée ein nicht zu verachtendes Essen sei, und auf dieses Wort hin klärten sich die Gesichter auf, alle schauten sich an mit glücklich strahlendem Lächeln. Kalbsfricassée, das war ein Gedanke! kein anderes Gericht konnte den gleichen Effekt machen.

„Und nach der Gans,“ meinte Gervaise, „müssen wir noch einen dritten Gang haben!“

Mutter Coupeau dachte an Fisch; aber die anderen zogen ein schiefes Gesicht: Fisch hält ja gar nicht vor; das fühlte man ja gar nicht im Magen, und dann die garstige Knaupelei mit den Gräten! Die schieläugige Augustine wagte die Bemerkung, daß sie eine Rocher für ihr Leben gern äße; aber die lange Clemence gab ihr einen so verben Rippenstoß, daß sie im weitem Verlaufe der Unterredung nicht mehr den Mund aufthat. Schließlich hatte die Frau Arbeitgeberin das Richtige gefunden: einen Schweinsrücken mit Erdäpfeln, und abermals klärten sich die Gesichter auf. In diesem Augenblick kam Virginie mit rotem Gesicht wie ein Wirbelwind zur Ladenthür herein.

„Ei! Sie kommen gerade recht!“ rief ihr Gervaise entgegen. „Mutter! zeig doch mal gleich unsere Gans!“

Mutter Coupeau eilte abermals hinaus und brachte die fette Gans herbeigeschleppt, die Virginie auf dem Arm halten mußte; sie gab ihrer Bewunderung in lauten Rufsen

Ausdruck! Poß tausend! war das ein schweres Vieh! Aber ebenso schnell hatte sie das Tier wieder aus den Händen auf den Rand des Arbeitstisches gelegt zwischen einen Unterrock und einen Stoß Hemden. Ihre Gedanken waren mit andern Dingen beschäftigt, und sie nahm Gervaise an die Hand und führte sie nach dem Hinterzimmer.

„Denken Sie sich nur, meine liebe Gervaise!“ flüsterte sie ihr hastig ins Ohr; „nein, das muß ich Ihnen gleich auf der Stelle melden kommen! . . . Wem denken Sie wohl, daß ich ich jetzt auf der Straße begegnet bin? Das erraten Sie ganz sicherlich nicht! Denken Sie nur, Lantier habe ich getroffen . . . Lantier! und der lungert noch jetzt ums Haus herum und paßt auf . . . Ich dachte, es ist am besten, du läufst zu Gervaise . . . Der Schreck, den ich für Sie gefühlt habe, ist mir in die Beine gefahren.“

Die Wäscherin war kreidebleich geworden. Was führte denn diesen Unglücksmenschen zu ihr? was wollte der von ihr? und gerade heute, wo sie so ausschließlich von den Vorbereitungen zu der Feier ihres Namenstages in Anspruch genommen worden war! Sie hatte auch wirklich niemals im Leben ein Glück ganz ungetrübt genießen können, niemals hatte sie ein Vergnügen ohne Störung erleben dürfen! Aber Virginie antwortete ihr auf diese Reden, daß sie wirklich gar sehr dumm sein müßte, wenn sie sich deshalb die frohe Laune verbittern lassen wolle. Sapperment! wenn der Lantier sich's in den Kopf setzen solle, ihr nachzulaufen, so brauche sie ja nur einen Polizisten holen und ihn dingfest machen lassen. Ihr Mann war seit einem Monat Stadtsergeant, und seit dieser Zeit hatte die lange Brünette das Mundwerk noch viel mehr auf dem rechten Fleck als sonst, und ihr

zweites Wort war bei jedem Anlaß „ins Loch stecken lassen.“

Am nächstfolgenden Tag, einem Sonntag, hatte Mutter Coupeau schon um drei Uhr Feuer angezündet und noch einen dritten Herd von Frau Boche geliehen. Um halb vier Uhr brodelte das Kalbfleisch im Kessel, der aus dem Restaurant nebenan geliehen worden, weil der eigene Kochtopf ihnen zu klein vorgekommen war. Man war sich dahin schlüssig geworden, das Fricassée und den Schweinsrücken am Tag zuvor schon zuzubereiten, weil diese beiden Gerichte durch Aufwärmen an Feingeschmack gewannen; nur die Sauce zum Fricassée sollte erst dann gemacht werden, wenn alles bei Tische versammelt säße. Auf diese Weise blieb für den Montag noch immer Arbeit genug: die Suppe, die Schoten mit Speck und der Gänsebraten. Das Hinterzimmer war über und über erhellt von den drei Herdfeuern; die braune Butter kreischte in der Bratpfanne, und ein starker Duft nach angebranntem Mehl durchzog die Räume; der große Kessel stieß gleich einer Dampfmaschine einen mächtigen Brodem aus, daß der Deckel mit einem glückernden Geräusch erzitterte. Mutter Coupeau und Gervaise, beide mit weißen Küchenschürzen angethan, arbeiteten mit eiliger Hast und waren bald hier bald dort im Zimmer: sie pußten Petersilie, liefen nach Pfeffer und Salz, drehten und wandten das Fleisch im Kessel mit langen Holzgabeln. Coupeau hatte heute das Feld räumen müssen; ihm war heut ohne weiteres der Stuhl vor die Thür gestellt worden, damit die Frauenzimmer das Terrain völlig für ihre Kochproduktionen frei hatten. Aber trotzdem hatten sie den ganzen Nachmittag hindurch Leute über Leute auf dem Halse; denn die Kochherde breiteten einen so lieblichen Geruch durch das ganze Haus hindurch, daß ein Nachbar nach dem andern

herbeikam, bald unter diesem bald unter jenem Vorwand, alle einzig zu dem Zweck zu sehen, was denn bei Coupeaus gekocht würde. Sie pflanzten sich vor der Thür auf und warteten, bis die Wäscherin einmal genötigt war, den Deckel aufzuheben. Um fünf Uhr stellte sich auch wieder Virginie ein: Lantier wäre noch immer draußen sichtbar, man könne den Fuß schier nicht mehr auf die Straße setzen, ohne ihn zu begegnen. Auch Madame Boche hatte ihn eben auf dem Trottoir stehen sehen, wie er den Kopf argwöhnisch um die Ecke bog. Da wurde Gervaise, die eben für einen Sou Zwiebeln zu der Brühe hatte holen wollen, von einem heftigen Bittern ergriffen; sie wagte jetzt nicht mehr hinaus zu gehen, um so weniger als die Portierfrau und die Näherin ihr allerhand Schauer- geschichten erzählten von Mannsleuten, die mit Messern und Pistolen unter ihren Röcken den Frauen aufgelauert hatten. Ach du lieber Herrgott! man las ja tagtäglich in der Zeitung von solchen Unthaten, und wenn solch ein Gallunke es sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, seine alte Liebste bei sich zu haben, da war er zu allem fähig! Virginie bot sich in freundnachbarlicher Weise an, die Zwiebeln zu holen; Frauen mußten einander helfen, die Hände reichen; wer könnte es denn über das Herz gewinnen, die arme kleine Frau massakrieren zu lassen! ... Als Virginie zurückkam, berichtete sie, daß Lantier nicht mehr draußen stände, er hätte wahrscheinlich, nachdem er sich entdeckt sah, das Weite gesucht. Nichtsdestoweniger drehte sich die an den Kochherden geführte Unterhaltung fast ausschließlich um seine Person. Frau Boche gab den Rat, Coupeau davon in Kenntniß zu setzen, aber Gervaise zeigte bei diesen Worten eine lebhafteste Bestürzung und bat inständig, kein Wort von derlei Dingen ihrem Manne zu zu Ohren kommen zu lassen. Na! das könnte sonst etwas

Schönes absetzen! Ihr Mann müsse ohnehin schon irgend einen Argwohn geschöpft haben, denn seit ein paar Tagen fluche er, wenn er sich zur Ruhe lege, wie ein Unsinniger und schlänge mit beiden Fäusten an die Wand. Sie zitterte schon jetzt bei dem bloßen Gedanken, daß zwei Männer sich ihretwegen in die Haare geraten könnten; sie kannte Coupeau; er wäre bei seinem eifersüchtigen Temperament im Stande gewesen, über Lantier mit ihrer Schere herzufallen. Und während alle vier Frauensleute sich im Ausmalen dieses Eifersuchtsdramas überboten, zischten die Saucen leise und lieblich auf den mit Asche zugedeckten Herden. Zu guter Letzt schöpfte sich jede der Frauen eine Tasse Brühe ab, um die Güte derselben zu erproben.

Endlich war der Montag da. Gervaise, nachdem sie nunmehr vierzehn Personen zu Gaste haben sollte, fühlte eine bange Empfindung, daß sie nicht Alle werde placieren können; sie entschied sich aus diesem Grunde dafür, die Tafel im Ladenraum zu decken, vom frühen Morgen an maß sie an den Wänden und über die Dielen hin mit dem Metermaß, um die beste Art und Weise zu finden, wie sie den Tisch setzen solle. Sodann mußte die Wäsche bei Seite geräumt und der Arbeitstisch frei gemacht werden, und man schob zu diesem Behufe Blöcke darunter. Gerade mitten in diese Aufräumungsarbeit hinein geriet eine Kundin, die heftig zu räsonnieren begann, weil sie schon seit Freitag vergeblich auf ihre Wäsche wartete; dadurch, daß man sich wenig oder gar nicht durch sie stören ließ, geriet sie außer sich und begehrte ihre Wäsche auf der Stelle, gleichviel wie weit die Arbeit damit vorgeschritten sei, zurück. Darauf entschuldigte sich endlich Gervaise, indem sie es meisterhaft verstand, mit der erdenklichsten Sicherheit allerhand Lügen aufzutischen;

es sei ganz wahrhaftig nicht ihre Schuld, aber ihr Laden würde heute gesäubert und ihre Arbeiterinnen kämen erst morgen wieder. Auf diese Weise gelang es ihr, die ungehaltene Kundin wieder zu beruhigen, die sich entfernte und die Versicherung mit sich fortnahm, daß sie am nächsten Tage zu allererst bedient werden solle. Sobald die Frau aber die Thür hinter sich geschlossen hatte, erging sich Gervaise in allerhand schönen Redensarten. Was denn nicht alles noch? wenn man auf die Kunden hören wollte, so dürfte man sich nicht einmal mehr die Zeit zum Essen nehmen, sondern müsse sich schinden und quälen ohne Aufhören, nur damit man kein böses Gesicht von ihnen zu sehen bekomme. Schließlich sei man doch eben auch kein Stück Vieh! Das fehlte noch! und wenn der Padischah in eigenster Person zu ihr gekommen wäre und ihr einen Kragen zu plätten in Auftrag gegeben hätte, an dem heutigen Montag würde sie keinen einzigen Bügelstrich daran gethan haben, und wenn sie hunderttausend Frank damit hätte verdienen können; heute sei ihr Namenstag, und heute wollte sie das Leben einmal ordentlich genießen!

Der ganze Vormittag ging damit hin, die sämtlichen noch übrigen Einkäufe zu besorgen. Gervaise war dreimal ausgegangen und jedesmal wie ein Maulthier bespaßt nach Hause gekommen. In dem Augenblick aber, da sie zum vierten Male fortgehen wollte, um Wein zu holen, machte sie die Entdeckung, daß sie nicht mehr Geld genug hatte. Sie hätte den Wein ja auf Borg nehmen können; aber so ganz ohne Geld konnte man doch zu Hause nicht bleiben, es kamen ja immer allerhand kleine Ausgaben, an die man vorher nicht denken konnte. Sie setzte sich mit Mutter Coupeau in die Hinterstube, und hier berieten die beiden Frauen, wie sie sich aus ihrer

geldbedürftigen Lage am besten heraushelfen könnten; sie wurden sich dabei klar, daß sie wenigstens noch zwanzig Frank haben müßten. Wo dies Geld hernehmen? Mutter Coupeau, die vor Jahren einer unbedeutenden Künstlerin des Batignolles-Theaters die Wirtschaft geführt hatte, brachte zuerst die Rede auf das Leihhaus. Gervaises Lippen umspielte ein Lächeln; ein Gefühl der Erleichterung zog in ihr bekümmertes Herz ein. Nein, wie konnte sie bloß so dumm sein, an dieses Hilfsmittel nicht zu denken! Rasch schlug sie ihr seidenes Kleid in eine Serviette und steckte die Zipfel derselben mit Stecknadeln fest. Darauf schob sie das Packet der Mutter Coupeau unter die Schürze, bat sie, es recht platt auf ihren Leib zu drücken, damit die Leute in der Nachbarschaft nichts davon gewahr würden, und trat dann an die Hausthüre, um aufzupassen, ob nicht etwa jemand der alten Frau nachgehen würde. Aber diese war noch nicht einmal bis zu dem Laden des Kohlenhändlers gekommen, als Gervaise sie schon zurück rief:

„Mutter! Mutter!“

Sie zog sie wieder in den Laden herein, nahm ihren Trauring vom Finger und sagte:

„Da, Mutter! nehmt den auch mit! da kriegen wir noch ein paar Frank mehr!“

Und als bald darauf Mutter Coupeau ihr fünfundzwanzig Frank heimbrachte, da tanzte sie vor Freude durch Laden und Stube. Sie bestellte rasch noch ein halbes Duzend Flaschen guten Wein, der zum Braten getrunken werden sollte. Die Lorilleux sollten vor Neid und Bewunderung bersten! Seit vierzehn Tagen schon dachten die Coupeaus an nichts andres, als daran, daß sie die Lorilleux gewaltig „ausstechen“ wollten. Das war ja wirklich eine allzu duckmäuserische Gesellschaft! wenn

die einmal etwas Gutes zu beißen hatten, so schlossen sie sich vor jedermann ab, gerade, als ob sie es nicht ehrlich erworben hätten. Nun, denen wollte man einmal eine ordentliche Lektion geben! denen wollte man einmal zeigen, daß man auch kein Hund wäre. Gervaise hätte, wenn sie das gedurft hätte, lediglich der Lorilleux wegen ihre Tafel quer auf die Straße hinaus gestellt und jeden Vorübergehenden zum Niedersetzen eingeladen. Geld sei doch wahrlich nicht bloß dazu da, daß es im Kasten verroste!

Gegen vier Uhr waren die beiden Frauen in voller Arbeit. Die Gans briet bereits auf einem, mit der einen Seite gegen die Wand gestellten Rost; das Tier war so groß und fett, daß man es förmlich in die Pfanne hatte hineinzwängen müssen. Die schieläugige Augustine, die auf einem Bänkehen neben dem Feuer saß, begoß mit Hilfe eines langen Löffels gravitatisch die auf dem Feuer röstende Gans, während der Widerschein der Glut ihr Gesicht mit Flammenröthe malte. Gervaise machte die Schoten mit Speck zurecht. Mutter Coupeau, die nicht wußte wo ihr der Kopf stand, wartete den Moment ab, wo das Frikassee und der Schweinsrücken warm gestellt werden mußten. Gegen fünf Uhr stellten die Gäste sich allmählich ein. Zuerst kamen die zwei Arbeiterinnen, die lange Clemence und Frau Putois, beide im sonntäglichen Puß, die erste in blauem, die zweite in schwarzem Kleide. Clemence brachte einen Geraniumtopf, die Putois ein Heliotropgewächs; und Gervaise, deren Hände gerade dicht mit Mehl bestäubt waren, mußte einer jeden zwei derbe Küsse auf die Backen drücken, bei welcher Berrichtung sie ihre Hände möglichst weit nach hinten hielt. Ihnen auf dem Fuß folgte Virginie, die, ob sie gleich bloß über die Straße zu gehen brauchte, im Kostüme einer feinen Dame, in

bedrucktem Musselinkleid mit Schärpe, mit elegantem Hut auf dem Kopf erschien. Virginie brachte einen Topf roter Nelken als Festgabe. Sie umarmte Gervaise mit ihren langen Armen und drückte sie kräftig an sich. Darauf erschienen Herr und Frau Boche, der eine mit einem Beilchen-, die andere mit einem Resedatopf, und endlich trat Frau Verat ein mit einem Zitronenbäumchen, von dessen Topfe sich Sandflecke an ihr violetttes Merinokleid gerieben hatten. Die ganze Gesellschaft umarmte einander und drängte sich im Zimmer umher, mitten unter den drei Ofen, welche eine erstickende Hitze ausstrahlten. Das Geräusch der hin- und hergeschobenen Bratpfannen über-tönte noch das Stimmengewirr und allgemeine Bewegung entstand, als ein Kleid an einer Bratpfanne hängen blieb. Gervaise war außerordentlich liebenswürdig und dankte einem jeden für sein Geschenk, ohne deshalb aufzu-hören, die Weinsauce in einer Schüssel vorzurichten. Sie hatte die Töpfe im Laden am Ende des Tisches aufgestellt, ohne die hohe weiße Papierumhüllung abzunehmen. So mischte sich denn ein milder Blumenduft in den Speise-geruch.

„Soll man Ihnen vielleicht ein bisschen helfen?“ sagte Virginie. „Wenn ich bedenke, Sie arbeiten nun schon seit drei Tagen an diesen Speisen, und in einer kurzen Zeit wird man alles aufzehren!“

„Ei verflucht!“ entgegnete Gervaise, „von selber wird es natürlich nicht . . . Nein, Sie machen sich ja bloß die Hände schmutzig . . . Sehen Sie, es ist alles fertig, bis auf die Suppe . . .“

Nun legten die Frauen ihre Shawls und ihre Hauben auf das Bett, schürzten sich die Kleider auf, um sie nicht zu beschmutzen und setzten sich. Boche, welcher seine Frau bis zur Stunde des Dinners zur Bewachung der Loge zu-

rückgelassen hatte, stieß schon Clemence in der Ede am Plättofen, und fragte, ob sie figlig sei; Clemence wand sich ächzend hin und her, denn schon der Gedanke an das Rizeln verursachte ihr ein Schaudergefühl durch den ganzen Körper. Die andern Weiber, um in der Küche nicht zu stören, waren ebenfalls durch den Laden gekommen. Man scherzte, und derbe Bemerkungen wurden nicht gespart. Als Virginie gesagt hatte, daß sie schon seit zwei Tagen nichts gegessen habe, um Platz in ihrem Magen zu haben, erzählte die lange Clemence, sie habe am Morgen eine gepfefferte Bouillon getrunken, wie die Engländer, darauf könne man zwölf Stunden lang essen, ohne den Appetit zu verlieren. Nicht wahr? die Höflichkeit verlangte doch, daß man esse, wenn man zur Tafel eingeladen werde. O! rief sie, die Prinzipalin könne ruhig sein; man werde ihr alles so rein aufräumen, daß sie nicht einmal nötig haben werde, das Geschirr aufzuwaschen. Durch den Bratengeruch schien die Gesellschaft immer mehr Appetit zu bekommen. Die Weiber betrugten sich schließlich wie junge Mädchen; scherzend stießen sie einander und liefen aus einem Zimmer ins andere.

Eben in dem Augenblick, wo alles schreiend und scherzend umhersprang, kam Goujet. Schüchtern, wie er war, wagte er nicht einzutreten; in dem Arm trug er einen großen weißen Rosenstock, eine prächtige Pflanze, deren Zweige, bis an sein Gesicht emporragend, die Blüten in seinem blonden Bart halb verbargen. Gervaise, durch die Ofenhitze feuerrot, eilte ihm entgegen. Aber vor Blödigkeit wußte er nicht, wie er sich seines Blumenstockes entledigen sollte, und als die Wäscherin ihm denselben abgenommen hatte, stammelte er einige unverständliche Worte, ohne daß er wagte, ihr einen Kuß zu geben. So mußte sie sich schließlich emvorrichten und ihre

Wange an seine Lippen halten, aber er war so verwirrt, daß er sie heftig aufs Auge küßte und sie fast blind gemacht hätte.

„O! Herr Goujet, das ist doch zu schön!“ sagte sie und stellte den Rosenstock neben die andern Blumen.

„O, nein doch, o nein,“ wiederholte er, ohne mehr Worte zu finden. Und nachdem er einen schweren Seufzer ausgestoßen hatte, erklärte er, daß man seine Mutter nicht erwarten solle, dieselbe habe wieder einmal das Reitzen. Gervaise war trostlos; sie sprach davon, ein Stück Gänsebraten bei Seite zu legen, denn sie wünschte unbedingt, daß Frau Goujet davon koste. Jetzt erwartete man niemand mehr. Coupeau mußte wahrscheinlich mit Poisson im Viertel umherbummeln und sie konnten gar nicht mehr lange auf sich warten lassen, da sie versprochen hatten, pünktlich um sechs Uhr da zu sein. Als die Suppe beinahe fertig war, rief Gervaise Frau Lerat und sagte ihr, sie halte jetzt den Augenblick für geeignet, Lorilleux zu holen. Frau Lerat bemerkte ernst, sie habe die Beziehungen zwischen den beiden Familien schon vollständig geregelt. Dann stieg sie in ihren steifen Röcken mit wichtiger Miene hinauf. Unten rührte die Wäscherin noch immer in ihrer Suppe, ohne ein Wort zu sprechen, während die Gesellschaft plötzlich ernst geworden war und mit feierlichen Mienen wartete.

Zuerst erschien Frau Lerat wieder. Sie hatte ihren Weg durch die Straße genommen, um der Wiederverböhnung mehr Pomp zu verleihen. Mit der einen Hand hielt sie die Ladenthür weit geöffnet, während Frau Lorilleux, im seidnen Kleide, auf der Schwelle stehen blieb. Alle Gäste waren aufgestanden, Gervaise trat vor und umarmte ihre Schwägerin mit der Bemerkung:

„Nur immer vorwärts, herein! Es ist aus, nicht wahr? . . . Wir wollen uns beide vertragen.“

Frau Lorilleux antwortete:

„Ich wünsche nur, daß es Dauer haben möchte.“

Nachdem sie eingetreten war, blieb Lorilleux ebenfalls auf der Schwelle stehen, eine Umarmung erwartend, ehe er in den Laden schritt. Keines von ihnen hatte ein Bouquet mitgebracht, sie meinten, es würde dem Krüppelbein gegenüber zu unterwürfig aussehen, wenn sie das erste Mal mit Blumen zu ihr kämen. Unterdessen rief Gervaise dem Lehrling zu, sie solle zwei Liter herreichen; darauf füllte sie auf einer Ecke der Tafel die Weingläser und rief alle Gäste zu sich. Nun nahm jede Person ein Glas und man stieß auf das Freundschaftsverhältnis in der Familie an. Dann trat einen Augenblick Schweigen ein, die Gesellschaft trank und die Weiber leerten ihr Glas mit einem Zug.

„Ein guter Tropfen ist das allerbeste vor der Suppe,“ erklärte Boche, mit der Zunge schnalzend.

Lorilleux waren in sonderbarer Laune. Gewiß hat es niemand gern, sich unterdrückt zu sehen, besonders in Familien, wenn die einen sich vertragen, die andern nicht. Lorilleux schmollten und rümpften die Nase. Der Tisch mit seinen vierzehn Kouverts, seinem weißen Tischzeuge und dem im voraus geschnittenen Brot ging ihnen doch über den Spaß. Es sah gerade aus wie in einem feinen Restaurant. Schließlich war dies so deutlich zu bemerken, daß die andern Gäste sie ansahen und frugen, ob sie unwohl seien.

„Wir sind fertig!“ rief Gervaise, als sie lächelnd mit entblößten Armen wiederkam, während ihre kleinen blonden Locken über die Schläfe herabbingen.

Die Gäste drängten sich unruhig um den Tisch; denn alle hatten Hunger.

„Wenn doch der Hausherr käme,“ versetzte die Wäscherin, „dann könnten wir anfangen.“

„Freilich!“ bemerkte Frau Lorilleux, „am Ende wird inzwischen die Suppe kalt . . . Coupeau ist doch immer vergeßlich. Man hätte ihn gar nicht fort lassen sollen.“

Es war schon halb sieben Uhr. Da sprach Gervaise, ganz außer sich, davon, jemand ins Viertel zu schicken, um in den Weinkneipen nach Coupeau zu suchen. Als sich schließlich Goujet dazu erbot, wollte sie mit ihm gehen, und auch Virginie, um ihren Mann besorgt, schloß sich ihnen an. Nun wanderten alle drei im bloßen Kopf neben einander das Trottoir entlang. Der Schmied führte Gervaise am linken und Virginie am rechten Arm; er machte, wie er sich ausdrückte, den zweihenkligen Korb und dieses Wort erschien ihnen so drollig, daß sie vor Lachen stehen bleiben mußten. Sie beschauten sich im Spiegel beim Wursthändler und mußten noch stärker lachen. Alle Leute drehten sich nach ihnen um, als sie sonntäglich geputzt mitten in der Woche daher kamen und sich durch die Menge drängten, welche an dem lauen Juniabende die Rue des Poissonniers erfüllte. Allein es war nicht die Zeit, lange zu scherzen; vor jeder Weinkneipe blieben sie stehen und schauten gespannt zur Thür hinein. War denn dieser Coupeau vielleicht gar nach dem Arc-de-Triomphe gegangen? Schon hatten sie den ganzen obern Teil der Straße durchsucht; in der Petite-Civette, berühmt wegen der guten Pflaumen; bei Mutter Laquet, welche Orleaner Wein für acht Sou verkaufte; im Papillon, dem Rendez-vousplatze der Kutscher und aller verwöhnten Leute. Kein Coupeau war zu sehen. Als sie hierauf bei François

an der Ecke vorbeikamen, stieß Gervaise einen leisen Schrei aus.

„Was denn?“ frug Goujet.

Die Wäscherin lachte nicht mehr. Sie war bleich und so erregt, daß sie beinahe gefallen wäre. Virginie merkte sofort, um was es sich handelte, denn sie sah bei François Lantier am Tische sitzen und in aller Gemütsruhe speisen.

„Ich habe mir den Fuß vertreten,“ sagte Gervaise endlich.

Nach langem Suchen fanden sie Coupeau und Poisson in der Rattenfalle des Vaters Colomb. Sie standen dort mitten unter einem Haufen von Maurern; Coupeau in seiner grauen Bluse schrie heftig und schlug wütend mit der Faust auf den Ladentisch; Poisson, der an diesem Tage keinen Dienst hatte, trug einen alten braunen Paletot und hörte Coupeau schweigend zu, wobei er mit der Hand beständig über seinen roten Bart fuhr. Goujet, die Frauen auf der Straße zurücklassend, trat ein und klopfte dem Zinkarbeiter auf die Schulter. Als dieser aber Gervaise und Virginie draußen bemerkte, ward er ärgerlich. Er würde hier bleiben, rief er, sie möchten nur ihr Schweinefutter allein verzehren. Um ihn zu beruhigen, mußte Goujet einmal mittrinken; allein immer noch war Coupeau boshaft genug, über fünf Minuten am Ladentische stehen zu bleiben. Als er endlich hinaus ging, sagte er zu seiner Frau:

„Das ist mir gar nicht lieb . . . Ich bleibe da, wo ich zu thun habe, verstehst Du!“

Gervaise bebt am ganzen Leibe und antwortete nichts. Sie mußte mit Virginie von Lantier gesprochen haben, denn diese schob ihren Mann und Goujet vor sich her, und meinte, sie sollten nur vorangehen. Die beiden

Frauen gingen nun rechts und links von dem Dachdecker, um ihn zu beschäftigen und seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als sie Miene machten, auf dem Trottoir links zu bleiben, stieß er sie neckend nach der rechten Seite. Erschrocken liefen sie nun so schnell wie möglich und suchten rasch bei François vorbeizukommen. Allein Coupeau schien schon zu wissen, daß Lantier drin sei, und brummte jetzt zum größten Entsetzen Gervais'es:

„Ja, nicht wahr? mein Schätzchen, das Bürschchen da drin kommt uns bekannt vor. Du mußt mich nicht für gar so dumm halten . . . Wenn ich Dich nur noch einmal erwische mit Deiner Pouffiererei!“

Eine tolle Wut gegen Lantier ergriff ihn. Ah! dieser Schuft! rief er, o! dieser Schurke! Einer von ihnen müsse auf dem Plage bleiben. Lantier indeß schien ihn nicht zu verstehen, denn er aß ruhig seinen Kalbsbraten weiter. Schon drängten sich Neugierige herbei, so daß Virginie schließlich Coupeau fortzog, der sich auch sofort wieder beruhigte, sobald er um die Ecke war. Trotzdem kam man in den Laden mit bei weitem nicht so heiterer Laune zurück, wie man denselben verlassen hatte.

Am Tische saßen die Gäste und warteten schmerzlich. Der Dachdecker drückte allen freundlich die Hand, wobei er besonders mit den Frauen sich lange aufhielt. Plötzlich bemerkte Gervaise, daß, da Frau Boujet nicht gekommen war, neben Frau Lorilleux ein Platz leer bleiben werde.

„Wir sind dreizehn!“ sagte sie aufgeregt, als sehe sie darin einen neuen Beweis für das Unglück, von welchem sie sich seit einiger Zeit bedroht fühlte.

Die Frauen, welche sich bereits gesetzt hatten, standen betroffen und ärgerlich auf. Frau Putois erbot sich zu gehen, weil man ihrer Ansicht nach mit dergleichen Dingen nicht scherzen dürfe; übrigens werde sie so wie so nichts

anrühren, da sie kein Fleisch vertragen könne. Boche hingegen erklärte lachend, es sei ihm lieber, wenn es dreizehn anstatt vierzehn wären; dann seien wenigstens die Portionen größer.

„Warten Sie!“ rief Gervaise. „Es wird sich machen.“

Mit diesen Worten ging sie auf die Straße und rief den alten Bru, welcher eben vorbeiging, herein. Der greise Arbeiter trat ein, zusammengekrümmt, mit starrem Gesicht.

„Sehen Sie sich dorthin, lieber Bru,“ sagte die Wäscherin. „Sie essen doch mit uns, nicht wahr?“

Er nickte nur mit dem Kopf.

„Nun! er ist ebensogut wie ein anderer,“ fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort. „Der arme Mensch hat oft nicht satt zu essen. Hier kann er sichs wenigstens einmal wohlschmecken lassen . . . Jetzt werden wir uns wohl keine Vorwürfe mehr zu machen haben.“

Goujet traten die Thränen in die Augen, so sehr war er gerührt. Indesß Frau Lorilleux schien gar nicht damit zufrieden zu sein, neben dem Alten zu sitzen; sie suchte soweit wie möglich wegzurücken, und sah verächtlich auf seine rauhen Hände und seine verschossene Bluse. Bru saß mit gesenktem Kopfe da und schien vor allem durch die Serviette beunruhigt zu werden, welche vor ihm auf dem Teller lag. Schließlich nahm er sie weg und legte sie behutsam auf den Tischrand, ohne auch nur daran zu denken, dieselbe über seine Knie zu breiten.

Endlich trug Gervaise die Suppe auf, und die Gäste griffen zu den Löffeln, als Virginie bemerkte, daß Coupeau wieder verschwunden sei. Er war vielleicht wieder zu Vater Colomb zurückgekehrt. Nun wurde aber die Gesellschaft ärgerlich und man erklärte, diesmal werde man ihm nicht nachlaufen, er möge nur auf der Straße bleiben,

wenn er keinen Hunger habe. Als man nun die Suppe verzehrte, erschien Coupeau wieder, unter jedem Arm einen Blumentopf tragend, einen Ledrojenstock und eine Balsamine. Der ganze Tisch klatschte ihm Beifall, während er galant den einen Blumenstock rechts, den andern links von dem Glas seiner Frau setzte; darauf küßte er sie und sagte:

„Ich hatte Dich ganz vergessen, mein Schätzchen . . . Aber wir sind einander doch gut, zumal an einem Tage wie der heutige.“

„Herr Coupeau ist ja heute Abend schrecklich liebenswürdig,“ flüsterte Clemence dem Hausmeister ins Ohr. Gerbaise ward wieder heiter, und da man jetzt mit der Suppe fertig war, kam der Wein an die Reihe. Im Nebenzimmer hörte man Kinderzank; dort befanden sich nämlich Stephan, Nana, Pauline und der kleine Viktor Fauconnier. Man hatte beschlossen, ihnen ein besonderes Tischchen vorzurichten und ihnen gesagt, sie sollten recht artig sein. Die schieläugige Augustine, welche den Ofen zu überwachen hatte, mußte auf den Knien essen.

„Mutter! Mutter!“ rief plötzlich Nana, „Augustine läßt ihr Brot in die Bratpfanne fallen!“

Die Wäscherin eilte herbei und überraschte das Lehrmädchen, als dieselbe sich fast die Kehle verbrannte, um recht schnell ein mit kochendem Gänsefett durchdrungenes Stück Brot zu verschlingen. Es setzte eine Ohrfeige, weil das freche Ding noch behaupten wollte, es sei nicht wahr.

Als nach dem Rinderbraten die Weinsauce erschien und zwar in einer Salatschüssel, lief ein Lachen durch die Reihe der Gäste.

„Die Sache wird immer großartiger,“ erklärte Poisson, der gewöhnlich sehr selten sprach.

Es war halb acht Uhr und man hatte die Ladenthür

zugemacht, um nicht von den Leuten begafft zu werden; besonders der kleine Uhrmacher gegenüber riß die Augen auf, als wolle er mit seinen Blicken alles verschlingen. Die vor den Fenstern befindlichen Vorhänge erhellten das Zimmer mit einem milden bleichen Lichte, welches dem ganzen ein vornehmes Aussehen verlieh. Virginie fand das rechte Wort, indem sie erklärte, es sei pikfein. Vor lauter Höflichkeit wurde im Durchschnitt wenig gesprochen. Coupeau trug, wie Vater Bru, die Bluse, weil, wie er sagte, man sich vor Freunden nicht zu genieren brauchte und die Bluse übrigens auch das Ehrenkleid des Arbeiters sei. Die Frauen, in ihre Korsetts eingeschnürt, hatten ihre Haarbänder so fettig gemacht, daß sie glänzten; während die Männer die Brust vorstreckten und die Ellbogen ausbreiteten, um ihre Röcke nicht zu beschmutzen.

Ei, schwere Not! das Zeug war bald vertilgt! Je weniger man sprach, desto mehr aß man. Die Salat-schüssel wurde, von Hand zu Hand gehend, leer und man fischte die Kalbfleischstücke mit dem Löffel heraus. Die langen Brote, welche hinter den Gästen an der Wand lehnten, schienen wegzuschmelzen wie Schnee. Die Sauce war etwas versalzen, und deshalb mußte man vier Liter trinken, um das Zeug hinunterzuspülen. Raum hatte man sich hiervon ein wenig erholt, so stand schon wieder Schweinebraten da, umrahmt von großen Kartoffeln. Ein Ausruf des Staunens machte sich Luft. Alle Wetter! das ging aber nobel her! Nachdem sich ein jeder bedient hatte, lobte man den Braten. Nicht wahr? der war fett und so süß und lieblich, daß man erst recht Appetit darnach bekam. Die Kartoffeln waren der reine Zucker. Es war nichts versalzen, allein wegen den Kartoffeln mußte man die Speisen doch öfter begießen. So wurden wieder vier Flaschen ausgezecht. Die Teller wurden so

sauber abgeleckt, daß man sie gar nicht zu wechseln brauchte, als Erbsen aufgetragen wurden, die man mit vollen Löffeln wie zum Vergnügen vertilgte. Kurz, es waren wirkliche Lederbissen, wie für Damen geschaffen. Das Beste an den Erbsen waren die gerösteten Speckstückchen, und da diese Speise ziemlich fett war, also leichter rutschte, genügten hier zwei Liter zum Hinunterspülen.

„Mutter! Mutter!“ rief plötzlich wieder Nana; „Augustine patscht mit den Händen in meinem Teller herum!“

„Ach, schreie doch nicht immer! gieb ihr doch was auf die Finger!“ versetzte Gervaise, eben mit den Erbsen beschäftigt.

Im Nebenzimmer am Kindertisch spielte Nana die Hausherrin. Sie hatte sich neben Viktor gesetzt und ihrem Bruder Stephan seinen Platz neben der kleinen Pauline angewiesen. Zuerst hatte Nana ihre Gäste sehr höflich bedient; aber jetzt hatte eben ihre Leidenschaft für die Speckstückchen gesiegt und sie dieselben alle für sich behalten. Die schieläugige Augustine, welche verstoßen um die Kinder herumgeschlich, benutzte dies, um eine Handvoll Speckstücke zu erhaschen, unter dem Vorwande, sie wolle dieselben gleichmäßig verteilen. Nana biß sie dafür wütend in die Hand.

„Warte!“ murmelte Augustine, „ich werde es deiner Mutter sagen, daß du von Victor verlangt hast, er soll dich umarmen.“

Allein sofort herrschte Ruhe, als Gervaise mit Mutter Coupeau herein kam, um den Gänsebraten vorzurichten. Am großen Tische atmete man jetzt auf; die Männer knöpften ihre Westen auf und die Frauen wischten sich mit ihren Servietten den Schweiß vom Gesicht. Das Mahl war gleichsam unterbrochen; nur hier und da sah

man einen Gast gierig große Stücke Brot verschlingen. Die Nacht war langsam angebrochen, und als Augustine an jedes Ende der Tafel eine Lampe stellte, sah man erst deutlich, welche wilde Unordnung jetzt auf der Tafel herrschte; die Teller und Gabeln waren fettig, das Tisch-tuch voller Weinsflecken und mit Brotkrümchen übersät. Es herrschte ein so starker Duft nach allem Möglichen, daß man fast erstickte.

„Kann man Ihnen vielleicht ein bißchen helfen?“ rief Virginie. Sie stand auf und ging ins Nebenzimmer; alle Weiber, eine nach der andern, folgten ihr. Dort umringten sie die Bratpfanne und sahen mit tiefem In-teresse zu, wie Gervaise und Mutter Coupeau die Gans zurichteten.

Endlich war das Werk vollendet und im Triumph-zuge begleitete man Gervaise nach der Tafel. Als die Gans auf dem Tische stand, schön goldbraun und von Sauce triefend, wagte man nicht sofort, sich darüber her-zumachen. Allgemeines Staunen und ehrerbietige Ueber-raschung brachte eine feierliche Pause in die Unterhaltung. Kopfnickend und augenblinzeln deutete man auf den Lecer-bissen.

„Na, die Gans ist auch nicht vom bloßen Mauerlecken fett geworden!“ sagte Boche.

Nun erging man sich in allerhand Einzelheiten über das Tier. Gervaise erklärte, es sei dies die schönste Gans gewesen, welche sie bei dem Geflügelhändler in der Vor-stadt Poissonniere gefunden habe; auf der Wage des Kohlenhändlers habe sie zwölf und ein halbes Pfund ge-wogen. Virginie unterbrach sie und rühmte sich, das Thier roh gesehen zu haben: man hätte es gleich so essen können, sagte sie, so fein weiß sei die Haut gewesen. Alle Männer schmunzelten und freuten sich schon auf den

Leckerbissen. Lorilleux indessen rümpften die Nase, ärgerlich darüber, bei dem Krüppelbein einen so feinen Gänsebraten zu sehen.

„Nun! ganz können wir sie doch nicht essen,“ sagte schließlich die Wäscherin. „Wer schneidet denn vor? . . . Nein, nein, ich nicht! Die ist zu groß; ich fürchte mich davor.“

Coupeau erbot sich. Mein Gott! rief er, es sei doch ganz einfach: man fasse die Glieder an und ziehe sie auseinander; die Stücke blieben dabei trotzdem ganz gut. Allein das wollte man nicht und nahm ihm das Küchenmesser wieder weg; wenn er schneide, bemerkte man, würde er doch gewiß ein wahres Schlachtfeld auf dem Teller anrichten. Man suchte nach einer geeigneten Persönlichkeit. Endlich sagte Frau Verat in liebenswürdigem Tone:

„Hören Sie, dazu paßt Herr Poisson . . . Jawohl, Herr Poisson!“

Und da die Gesellschaft sie nicht zu verstehen schien, fügte sie noch schmeichelhafter hinzu:

„Sicherlich, denn Herr Poisson weiß mit den Waffen umzugehen.“

Mit diesen Worten reichte sie das Küchenmesser dem Polizeidiener. Poisson beugte sich nun mit militärischer Strammheit vor und schob die Gans direkt vor sich. Seine Nachbarinnen, Gervaise und Frau Boche, rückten bei Seite, um seinen Ellbogen Platz zu machen. Er schnitt nun langsam und bedächtig, und als er das Messer in die Brust bohrte, deren Knochen krachte, rief Lorilleux in patriotischer Begeisterung aus:

„Ach! wenn das ein Kosak wäre!“

„Haben Sie sich schon mit den Kosaken geschlagen, Herr Poisson?“ frug Frau Boche.

„Nein, mit Beduinen,“ antwortete der Polizeidiener, eben einen Flügel abschneidend. „Rosafen giebt es nicht mehr.“

Dieses Schweigen trat ein, und alle Blicke folgten dem Messer. Plötzlich trennte Coupeau das Hinterteil los, welches nun in die Luft ragte: dies war die „Bischofsmütze.“ Jetzt brach allgemeine Bewunderung los und man erklärte, es könnten doch nur die alten Soldaten in Gesellschaften liebenswürdig sein.

Nachdem der Polizeidiener die Bischofsmütze einige Minuten hatte bewundern lassen, zerschnitt er dieselbe und rangierte die Stücke rings auf dem Teller. Man konnte sich jetzt bedienen. Aber die Frauen klagten über die Hitze und Coupeau, ohne sich weiter um die Nachbarn zu kümmern, öffnete die Thür nach der Straße, so weit es ging. Nun wurde das Gelage mitten unter dem Geräusch der vorüberfahrenden Wagen und dem Gedränge der Fußgänger fortgesetzt. Man fiel gierig über den Gänsebraten her. Schon der Anblick der Gans, sagte Boche, habe ihm die Weinsauce und den Schweinebraten bis in die Waden hinuntergetrieben.

Wahrlich, das war ein tüchtiges Fressen; das heißt, niemand in der Gesellschaft konnte sich erinnern, sich jemals so den Magen voll geschlagen zu haben. Lovilleux übt jetzt ihre Wut an dem Braten aus; sie aßen sich für drei Tage satt und wenn es möglich gewesen wäre, würden sie auch den Teller, den Tisch, ja den ganzen Laden verschlungen haben, um so das Krüppelbein mit einem Schlage zu ruinieren. Alle Frauen hatten von dem Bruststück gewünscht, denn das ist das Lieblingsstück der Frauen. Frau Lerat, Frau Boche, Frau Butois knabberten an den Knochen herum, während Mutter Coupeau, welche den Hals vorgezogen hatte, mit ihren einzigen beiden Zähnen

davon das Fleisch losriß. Virginie aß die Haut am liebsten, und jeder Gast warf ihr aus Galanterie seine Haut hin, so daß Boisson schließlich mit ernster Miene seiner Frau gebot, aufzuhören: schon früher einmal hätte sie zuviel Gänsebraten gegessen und mußte deshalb vierzehn Tage das Bett hüten. Aber Coupeau, ärgerlich darüber, reichte Virginie ein Stück Oberschenkel und rief, wenn sie das nicht aufesse, sei sie gar keine Frau. Habe denn jemals eine Gans jemand etwas zu Leid gethan? im Gegenteil, Gänsebraten heile die Krankheiten der Milz. Er würde die ganze Nacht davon essen können, ohne Beschwerden zu fühlen, und prahlend schob er hierbei sich ein großes Stück in den Mund. Unterdessen verzehrte Clemence ihren Schinken und sog ihn mit wohlgefälligem Schmauzen ab.

Und nun erst der Wein! Ei! der floß um den Tisch, wie das Wasser in der Seine. Coupeau schenkte recht hoch ein, um den Rotwein schäumen zu sehen; wenn eine Flasche leer war, drehte er sie scherzend um und drückte an dem Halse, wie eine Frau, wenn sie eine Kuh melkt. In einer Ecke des Ladens häuften sich die leeren Flaschen immer mehr. Frau Putois bat um ein Glas Wasser; allein der Zinkarbeiter nahm ärgerlich die Wasserflaschen weg. Sollten denn anständige Leute Wasser trinken? meinte er. Sie wollte wohl Frösche in den Magen bekommen. Der Rotwein floß wie ein Regenguß, ein Rotwein, der zwar erst nach alten Fässern schmeckte, an den man sich aber bald ganz hübsch gewöhnte, so daß er schließlich nach Nüssen schmeckte. Ach Gott! die Jesuiten mochten doch sagen, was sie wollten, der Rebensaft blieb eine ausgezeichnete Erfindung! Die Gesellschaft lachte über dieje Erklärung und billigte sie vollkommen; denn schließlich könne der Arbeiter ohne Wein gar nicht leben, und

Vater Noah schien den Weinstock extra für die Dachdecker und Schmiede gepflanzt zu haben. Der Wein reinigte den Magen und bringe Erholung nach der Arbeit. Zudem habe der Arbeiter, zurückgesetzt und von dem Bürger verachtet, alle Ursache, einmal lustig zu sein und man thue gar nicht recht daran, ihn zu tadeln, wenn er sich von Zeit zu Zeit einmal berausche, was doch nur zu dem Zwecke geschehe, um das Leben von der heitern Seite kennen zu lernen. Ach! wer kümmere sich denn jetzt noch um den Kaiser? Vielleicht sei auch der Kaiser manchmal „blau“, aber das kümmere niemand, der mache oft noch ganz andere Dinge. Der Aristokraten gar nicht zu gedenken! Dabei klopfte Coupeau auf seine Tasche, in der Sous herumklapperten, gerade als hätte er die Hundertfousstücke scheffelweise drin. Selbst Goujet, der doch sonst so nüchtern war, zeigte einen kleinen Rausch. Boche's Augen wurden klein, diejenigen Lorilleux' matt, während Poisson eine immer strengere Soldatenmiene annahm. Auch die Weiber waren nicht mehr nüchtern und empfanden das Bedürfnis, sichs bequem zu machen; aber nur Clemence war so betrunken, daß sie unanständig zu werden anfing. Plötzlich erinnerte sich Gervaise jetzt an die sechs Flaschen guten Wein, welche sie vergessen hatte, mit dem Gänsebraten aufzutragen; sie brachte dieselben und man füllte die Gläser. Poisson, sein Glas in der Hand, stand auf und sagte:

„Ich trinke auf das Wohl der Frau vom Hause.“

Die ganze Gesellschaft stand unter lautem Gepolter auf und die Gläser erklangen.

„In fünfzig Jahren wieder!“ rief Virginie.

„Nein, nein,“ antwortete Gervaise bewegt und lächelnd, „dann würde ich wohl zu alt sein. Sehen Sie,

es kommt die Zeit, wo man zufrieden ist, aus der Welt zu gehen.“

Unterdessen hatte sich an der offenen Thür eine zahlreiche Zuschauermenge versammelt. Die Vorübergehenden blieben stehen und lächelten über den guten Appetit der Gäste. Die vorüberfahrenden Kutscher bogen sich von ihren Sigen, warfen einen flüchtigen Blick in den Laden und machten spöttische Bemerkungen. Der Gänsebratengeruch erfüllte die Straße, sodaß die Ladenschwengel des Gewürzkrämers glaubten, sie äßen auch mit; die Fruchthändlerin und die Kalbaunenhändlerin kamen alle Augenblicke aus ihren Thüren, um zu schnüffeln und sich die Lippen zu lecken. Der kleine Uhrmacher, der an seinem Werkisch saß, war nicht mehr im Stande zu arbeiten, so sehr hatte ihn inmitten seiner kostbaren Kleinigkeiten das Zählen der Liter, welche dort drüben getrunken wurden, in Aufregung gesetzt.

Die Gesellschaft genierte sich gar nicht mehr; im Gegentheil, sie fühlte sich durch die lüsterne Zuschauerschar geschmeichelt; sie hätte am liebsten das Ladenfenster ebenfalls geöffnet. Es sah doch gar nicht übel aus, nicht wahr? Nun, dann brauchte man sich auch nicht so von aller Welt abzuschließen. Als Coupeau die sehnsüchtigen Blicke des kleinen Uhrmachers bemerkte, zeigte er ihm von weitem eine Flasche, und nachdem jener zustimmend genickt hatte, trug er ihm die Flasche nebst einem Glase hinüber. So wurde allmählich fast mit der ganzen Straße Brüderschaft gemacht. Den Vorübergehenden trank man zu und rief die als tüchtige Saufkumpane bekannten Kameraden herbei.

In der Hinterstube war inzwischen ein heißer Kampf geführt worden zwischen Nana und Augustine, die beide die Bratpfanne hatten auswischen wollen. Eine Viertel-

stunde lang war die Bratpfanne auf den Steinfliesen hin- und hergezerrt worden, wobei ein Lärm durch die Stuben hallte, als wenn eine Herde Soldaten auf der Trommel herumdonnerte. Dann machte sich Nana fürsorglich um den kleinen Viktor zu schaffen, welchem ein Gansknochen im Schlunde stecken geblieben war, sie drückte ihn mit den Fingern unter dem Kinn und zwang ihn auf diese Weise, große Zuckerstücke als Arznei hinunterzuzwängen. Diese Thätigkeit hinderte sie indessen nicht, mit scharfem Blick den Eßtisch zu überwachen. Alle Augenblicke kam sie zu ihrer Mutter und forderte bald Wein, bald Brot, bald Fleisch, bald für Stephan, bald für Pauline.

„Da, nimm und stopf Dich voll, Du Vielfraß!“ rief ihr die Mutter zu. „Aber laß mich nun bald einmal in Ruhe!“

Die Kinder waren nicht mehr im Stande, etwas hinunter zu schlucken, aber sie aßen noch immer fort, indem sie mit ihren Gabeln die Melodie eines Gesangbuchliedes trommelten und sich dadurch fortwährend in Aufregung hielten.

Inmitten dieses mannichfachen Lärms hatte sich zwischen dem Vater Bru und Mutter Coupeau eine Unterhaltung entsponnen. Der Alte, von der reichlichen Speise und dem Wein bleich gefärbt, erzählte von seinen in der Krim gefallenen Söhnen. Ah! wenn die kleinen lieben Bengel noch am Leben wären, dann hätte er tagtäglich sein Brot. Aber Mutter Coupeau, die schon mit ein wenig schwerer Zunge zu lallen anfing, neigte sich zu seinem Ohr und zischelte ihm zu:

„Ach gehen Sie! mit Kindern hat man gar viel Ärger und Schererei! Nehmen Sie zum Beispiel nur mich an! ich sehe doch ganz so aus, als ob ich mich glücklich fühlte, nicht wahr? Na, und ich weine gar manches

mal! . . . Nein, nein! wünschen Sie sich nur ja nicht, Kinder zu haben!“

Vater Bru schüttelte mit dem Kopfe.

„Man mag mich nirgends mehr zur Arbeit nehmen,“ sprach er leise; „ich bin den Prinzipalen zu alt. Wenn ich in eine Werkstatt trete, so spotten und sticheln die jungen Arbeiter und fragen mich, ob ich es gewesen, der Heinrich IV. die Stiefel lackiert habe . . . Im letzten Jahre habe ich noch dreißig Sous den Tag verdient beim Anstreichen einer Brücke; man mußte, auf dem Rücken liegend, dem drunterhinsfließenden Wasser zugekehrt, arbeiten . . . Seit dieser Zeit habe ich den bösen Husten . . . Heutzutage aber ist es Matthäi am letzten; jetzt zeigt man mir überall die Thür, wo ich auch anklopfen mag.“

Er betrachtete seine magern trocknen Hände und redete weiter.

„Es ist aber ganz begreiflich, weil ich eben zu nichts, zu gar nichts mehr tauglich bin. Die Leute haben Recht, ich würde es eben auch nicht anders machen . . . Sehen Sie, das ist eben mein Unglück, daß ich nicht gestorben bin. Ja, ja, das ist mein Fehler! Wenn man nicht mehr arbeiten kann, so soll man sich hinlegen und verrecken.“

„Ganz richtig, wahrlich, ganz richtig,“ fiel Vorilleux ein, welcher den Worten des Vater Bru gelauscht hatte, „ich kann auch nicht recht verstehen, weshalb die Regierung den hilfälligen Arbeitern nicht Unterstützung bietet . . . Ich habe neulich einmal in der Zeitung einen Aufsatz über dieses Thema gelesen.“

„Arbeiter sind keine Soldaten,“ erklärte hierauf Poisson, der sich genötigt glaubte, zur Verteidigung der Regierung das Wort zu ergreifen. „Invalidenbrot kann der Kaiser bloß an Soldaten geben, die für den Staat ihr Blut ein-

gesetzt haben . . . Unmögliche Dinge darf man von der Regierung nicht verlangen!"

Der Nachtsich war aufgetragen worden. Mitten auf der Tafel stand in Tempelform ein Savoyertuchen mit einem Turm, dessen Seiten von Apfelsinenscheiben geformt waren, und auf dessen Kuppel sich eine künstliche Rose befand, neben welcher, an dem Ende eines feinen Drahts, ein Schmetterling aus Silberpapier flatterte. Zwei Gummitropfen im Herzen der Rose stellten zwei Taupropfen dar. Zur Linken der Torte schwamm in einer tiefgebauchten Schüssel ein großes Stück Quark, während in einer zweiten Schüssel zur Rechten dicke überreife Erdbeeren, mit Wasser und Zucker zurecht gemacht, in einem mächtigen Haufen in dem eigenen Saft schwammen. Auch eine Portion Salat war noch übrig geblieben, große, von Del übergossene Blätter.

„Bitte, Frau Boche,“ wendete sich Gerlaise mit einem verbindlichen Blick zu der Hausmeistersfrau, „noch ein wenig Salat gefällig? Ist ja doch Ihr Leibgericht, nicht wahr?“

„Nein, nein, ich danke sehr,“ versetzte diese, „ich habe bis hierher davon!“

Als die Wäscherin sich jetzt zu Virginie wandte, steckte diese den Finger weit in den Mund, als ob sie die durch denselben beförderte Speise im Halse fühlen zu können vermeint hätte.

„Na, ich bin wirklich voll bis oben an,“ sprach sie „es hat kein Bissen mehr Platz.“

„O! wenn man sich ein wenig Mühe giebt,“ bemerkte Gerlaise hierauf lachend; „man hat ja immer noch ein kleines Löffelchen frei. Salat ißt man ja ohne Hunger . . . Sie werden doch den guten Salat nicht unkommen lassen wollen?“

„Ihr könnt ihn ja morgen eingemacht essen,“ meinte Frau Verat. „Eingemacht ist er noch besser.“

Die Weiber ächzten, indem sie einen bedauernden Blick auf die Salatschüssel hefteten, Clemence erzählte, daß sie einmal drei Büchsen voll Brunnenkresse zum Frühstück verzehrt habe. Madame Putois vermochte noch weit mehr zu leisten; sie nahm die Salatköpfe, ohne sie erst auszupugen, und verschlang sie, mit Salz und Pfeffer bestreut, mit Stumpf und Stiel. Alle sagten, sie äßen Salat für ihr Leben gern und hätten am liebsten Fässer damit gefüllt . . . Und infolge der Anregung und Aufmunterung, welche dieses Gespräch ihnen gab, wurden sie schließlich mit dem Inhalt der Schüssel rascher fertig, als man anzunehmen unter gewöhnlichen Umständen gewagt haben würde.

Nun fing man an, über den Nachtiſch spöttische Bemerkungen zu machen. Das biſchen Zeug, was jetzt noch auf dem Tiſch ſtand, konnte nicht ſonderlich in Betracht kommen! Es kam zwar etwas ſpät, allein das machte nichts. Wenn man auch hätte wie die Bomben zerplagen müſſen, ſo konnte man ſich doch nicht durch ein paar Erdbeeren und ein biſchen Kuchen ſtören laſſen. Uebrigens drängte es ja auch nicht, man hatte Zeit, die ganze Nacht, wenn man wollte. Unterdeſſen wurden die Teller mit Erdbeeren und Käſe gefüllt. Die Männer zündeten ihre Pfeifen an, und da die beſſern Weinsorten ſchon vertilgt waren, machten ſie ſich wieder über den gewöhnlichen her. Allein es ward jetzt der Wuñſch rege, Gerwaiſe möge ſofort den Kuchen ſchneiden.

Aber plötzlich ließ ſich eine mächtige Stimme vernehmen, und alles ſchwieg. Es war Voche, welcher, mit alberner frecher Miene daſtehend, den „Liebesvulkan oder den verführeriſchen Gamaſchenheld“ ſang.

„Ich, Blavin, ich verführ' die Schönen . . .“

Mit donnerndem Beifall wurde dieses Couplet aufgenommen. Jawohl, man wollte jetzt singen, und jeder wollte das Seine dazu beitragen! Das war amüsanter, als alles Uebrige. Nun saß die Gesellschaft, theils mit den Ellbogen auf den Tisch gestemmt, theils sich behaglich auf die Stühle lehnend, da, man nickte bei den Kraftstellen befriedigt mit dem Kopfe, und bei den Refrains stärkte man sich durch einen Schluck. Dieser Kerl, der Boche, schien sich speziell auf komische Lieder zu verstehen. Er hätte selbst die Wasserflaschen zum Lachen zwingen können, wenn er, mit steif ausgespreizten Fingern, den Hut auf dem Kopfe, den Refruten nachahmte. Unmittelbar nach dem „Liebesvulkan“ stimmte er „die Baronin Tollbeze“ an, eines seiner Bravourstückchen. Beim dritten Couplet angekommen, drehte er sich nach Clemence um und sang in langsamem lüfternem Tone:

„Wer speist bei der Gräfin Koufine?
Vier Schwestern schön und fein,
Drei Braune und eine Blondine,
Die haben acht Neugelein . . .

„Ei der Tausend! die Bredouille!
Wer wird wohl so freundlich sein,
Zu bezahlen nun den Wein
Für die Pa— für die Pa— für die Patrouille?“

Der Refrain wurde jedesmal von der ganzen Gesellschaft mitgesungen, daß die Fensterscheiben des Ladens erdröhnten und die Mouffelinvorhänge flatterten, so stark war das Getöse. Unterdessen war Virginie zweimal hinausgegangen und hatte sich bei ihrer jedesmaligen Rückkehr zu Gervaise gebeugt, um ihr eine Mitteilung ins Ohr zu flüstern. Als sie mitten in dem Lärm zum dritten Male wiederkam, sagte sie zu ihr:

„Meine Liebe, er ist immer noch bei François und

scheint eine Zeitung zu lesen . . . Sicherlich aber steckt irgend ein böser Streich dahinter.“

Sie sprach von Lantier; denn nach ihm hatte sie umhergespäht. Bei jedem neuen Bericht über ihn wurde Gervaise ernster.

„Ist er betrunken?“ frug sie Virginien.

„Nein,“ antwortete die lange Brünnette. „Er sieht ganz ruhig aus; aber das ist gerade beunruhigend. Warum bleibt er denn in der Weinkneipe, wenn er ruhig ist? . . . Mein Gott! mein Gott! wenn nur nichts passiert!“

Die Wäscherin, von heftiger Angst ergriffen, bat sie flehentlich, zu schweigen.

Es war plötzlich tiefes Schweigen eingetreten, während Frau Putois das „Kaperlied“ sang. Die Gäste blickten sie ehrerbietig an; Poisson hatte seine Pfeife auf den Tischrand gelegt, um sie besser zu verstehen, und wackelte mit dem Kopfe, die Richtigkeit der einzelnen Liedszenen bestätigend.

Unterdessen trug Gervaise, unterstützt von Mutter Coupeau, den Kaffee auf, obwohl man immer noch Kuchen aß. Man ließ sie gar nicht wieder sich setzen, ihr zurufend, daß sie an der Reihe sei. Mit bleichem Gesicht und verdrießlicher Miene sträubte sie sich, so daß man sie sogar frug, ob ihr etwa der Gänsebraten schlecht bekommen sei. Hierauf summte sie mit schwacher sanfter Stimme die Melodie „Ach laßt uns ruhn!“ und als sie beim Refrain anlangte, bei jenem Sehnen nach einem von Träumen umgaukelten Schlafe, schlossen sich ihre Augen immer mehr und ihr Blick verlor sich in der nächtlichen Finsternis. Unmittelbar hierauf stimmte Poisson ein Trinklied an: „Frankreichs Weine“, aber er sang ganz falsch, so daß nur das letzte Couplet Beifall fand, wobei er, in

patriotischer Weise von der Tricolore singend, sein Glas erhob, es in der Luft schwenkte und schließlich in seinen weitgeöffneten Mund hinunterstürzte. Diesem Liede folgten verschiedene Romanzen; in dem Schifferliede der Frau Boche war die Rede von Venedig und seinen Barkenführern, in dem spanischen Tanzliede der Frau Lorilleux von Sevilla und Andalusien, während Lorilleux sogar die Wohlgerüche Arabiens in dem Liebesliede von Fatma, der Tänzerin, besang. So öffneten sich rings um den fettigen Tisch, in der dicken dunstigen Luft, gleichsam goldne Horizonte, bald huschte ein elfenbeinweißer Hals mit ebenholzschwarzem Haar vorbei, bald war es, als höre man die Küsse im Mondenschein beim Tone der Guitarre oder sehe die Bajaderen einherwirbeln unter einem Regen von Perlen und Edelsteinen; die Männer rauchten stillvergnügt ihre Pfeifen, die Frauen zeigten ein unbewußtes üppiges Lächeln, kurz, alle glaubten sich in jene Zauberländer versetzt. Als Clemence mit schmachsender zitternder Stimme begann: „Bau dir ein Nestlein weich und warm,“ bereitete dies ebenfalls viel Vergnügen, denn das erinnerte ans Landleben, an den Vogelgesang, das fröhliche Tanzen unter dem Laubdache, die Blumen mit den Honigkelchen, kurz alles, was man im Wäldchen von Vincennes sehen konnte, wenn man hinauspilgerte, um Kaninchenbraten zu essen. Aber Virginie schlug wieder in das scherzhafte Kapitel ein mit dem Liedchen „Mein Schnäpschen lob ich mir“; die eine Hand auf die Hüfte gestützt, spielte sie dabei die Marktetenderin. Endlich bat man auch Mutter Coupeau, „das Mäuschen“ zu singen. Die alte Frau weigerte sich zwar und beteuerte, sie kenne dieses verliebte Lied gar nicht. Dennoch begann sie mit ihrer dünnen kreischenden Stimme, den Schreck des Fräuleins Lisbeth beim Anblick der Maus zu besingen. Der ganze Tisch lachte; die Frauen

warfen ihren Nachbarn leuchtende Blicke zu: das Ganze war ja überhaupt nicht gemein, da darin nur durch die Blume gesprochen wurde. Dann sang Goujet mit seiner vollen Bassstimme den „Abschied des Abd-el-Kader“. Wahrlich, das war einmal etwas Ordentliches! Es strömte hinter seinem schönen Barte hervor, wie aus einer Trompete. Als er bei der Stelle: „O treueste Gefährtin mein!“ von der schwarzen Stute des Kriegshelden sprach, klopften alle Herzen und, ohne das Ende abzuwarten, klatschte man ihm Beifall.

„Sie sind dran, Vater Bru!“ sagte jetzt Mutter Coupeau. „Singen Sie auch eins. Die Alten sind immer die besten, vorwärts!“

Die ganze Gesellschaft wandte sich dem Alten zu und ermutigte ihn, während er mit seinem starren runzligen Gesicht die Leute ansah. Man frug ihn, ob er die „Fünf Vokale“ kenne; kopfschüttelnd erklärte er, daß er sich nicht mehr darauf besinnen könne, daß überhaupt alle Lieder aus der guten alten Zeit jetzt nur noch dunkel in seiner Erinnerung lebten. Da man sich schließlich entschied, ihn in Ruhe zu lassen, schien er sich zu besinnen und gurgelte mit hohler Stimme:

„Trulala, Trulala,
Trulala, Trulala, Trulala-la.“

Seine Gesichtszüge belebten sich, dieser Refrain mußte also in ihm eine Freude fernliegender Zeiten wachrufen, deren Genuß nur er kannte. Immer dumpfer wurden seine Töne und mit kindlichem Entzücken sang er immer wieder:

„Trulala, Trulala, Trulala!“

„Wissen Sie, meine Liebe,“ flüsterte Virginie jetzt Gervaise ins Ohr, „ich bin schon wieder fort gewesen.“

Es ließ mir keine Ruhe . . . Lantier ist nicht mehr bei François.

„Haben Sie ihn denn nicht draußen getroffen?“ frug die Wäscherin.

„Nein, ich bin schnell gegangen und habe gar nicht daran gedacht, mich umzusehen.“

Bei diesen Worten blickte Virginie auf und, sich unterbrechend, stieß sie einen halberstrickten Schrei aus.

„Ach! mein Gott! . . . Da drüben steht er auf dem Trottoir und schaut hierher.“

Gervaise wagte einen schüchternen Blick nach der Stelle zu werfen. Auf der Straße hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge angesammelt; die Ladendiener des Gewürzkrämers, die Kalbaunenhändlerin und der kleine Uhrmacher bildeten eine Gruppe und lauschten, als ob sie im Theater wären. Soldaten und Bürger drängten sich bunt durcheinander, und in einer der ersten Reihen stand wirklich Lantier, mit ruhiger Miene zuhörend. Gervaise rieselte es eiskalt durch die Glieder, und sie wagte sich nicht zu rühren, während Vater Bru fortfuhr:

Trulala, Trulala, Trulala, Trulala!

„Nun, Alter! es ist genug!“ sagte Coupeau. „Können Sie das Lied ganz? . . . Nicht wahr? Sie singen es uns ein andermal vor, wenn wir wieder bei guter Laune sind.“

Mit Gelächter wurde diese Bemerkung aufgenommen. Der Alte hielt inne, schaute mit seinen matten Augen im Zimmer umher und versiel wieder in sein nachdenkliches Brüten. Unterdessen war der Kaffee getrunken worden, und der Zinkarbeiter hatte wieder Wein verlangt. Einige Augenblicke verstummten die Gesänge und man sprach von einer Frau, die am Morgen im Nebenhause erhängt aufgefunden worden war. Jetzt hatte Frau Verat wieder

etwas zu bringen, allein sie bedurfte einiger Vorbereitungen. Sie tauchte zuerst den einen Zipfel ihrer Serviette in ein Glas Wasser und benetzte ihre Schläfe, weil sie zu viel Hitze hatte. Hierauf ließ sie sich einen Schluck Brantwein reichen, trank denselben und wuschte sich sorgfältig die Lippen ab.

„Das „Kind des lieben Gottes“,“ murmelte sie. Dabei richtete sie sich mannhaft empor und begann die ersten Strophen. Ihre Stimme zitterte heftig und sie schielte gen Himmel empor, während ihre rechte Hand bald vor ihrer Brust sich wiegte, bald auf dem Herzen ruhte. Jetzt konnte Gervaise, noch dazu durch Lantiers Gegenwart gefoltet, ihre Thränen nicht länger zurückhalten; es schien ihr, als ob der Gesang ihre Qual ausdrücke und als ob sie jenes verlorene, verlassene Kind wäre, welches der liebe Gott allein in Schutz nahm. Auch Clemence, stark berauscht, brach plötzlich in Schluchzen aus; ihr Kopf war auf den Tisch niedergesunken und sie erstickte ihre Stoßseufzer im Tischtuche. Ringsum herrschte hanges Schweigen. Die Weiber hatten ihre Taschentücher hervorgezogen und trockneten sich eifrig die Augen, als ob sie in dieser ihrer Bewegung eine gewisse Ehre suchten; die Männer saßen mit gesenktem Kopfe da und blickten starr vor sich hin. Poisson suchte seine überquellende Rührung zu unterdrücken und biß dabei zweimal ein Stück von seiner Pfeife ab, welches er ausspuckte und ruhig weiter rauchte. Diese Schlemmer waren auf einmal steif wie die Gerechtigkeit und sanft wie die Lämmer geworden. Als der Refrain wieder begann, diesmal noch langsamer und weinerlicher, konnte sich nicht ein einziger mehr halten und alle heulten über ihren Tellern.

Aber Gervaise und Virginie wandten unwillkürlich kein Auge von dem gegenüberliegenden Trottoir. Frau

Boche bemerkte jetzt ebenfalls Lantier und stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, ohne indeß aufzuhören, ihre Thränen abzuwischen. Alle drei schauten einander mit ängstlichen Blicken an. Mein Gott! wenn Coupeau sich umdrehte und den andern sähe! Das würde Mord und Totschlag geben! Sie thaten hierbei so auffällig, daß der Zinkarbeiter sie endlich frug:

„Was habt Ihr denn?“

Dabei neigte er sich vor und erkannte Lantier.

„Bei Gott! das ist doch zu stark,“ murmelte er. „Ah! dieser elende Kerl! dieser Schuft . . . Nein, das ist zu stark, das muß ein Ende nehmen . . .“

Schreckliche Drohungen stammelnd, stand er auf, so daß ihn Gervaise leise und mit flehender Stimme bat:

„Um Gotteswillen, höre doch . . . Laß das Messer sein . . . Bleibe auf Deinem Plage; Du könntest ein Unglück stiften.“

Virginie mußte ihm das Messer entreißen, welches er vom Tisch genommen hatte; allein sie konnte ihn nicht hindern, hinauszugehen und sich Lantier zu nähern. Die übrige Gesellschaft in ihrer wachsenden Rührung merkte gar nichts davon, sondern weinte immer heftiger, während Frau Verat mit herzerreißender Stimme die Endstrophen ihres weinerlichen Liedes sang:

Verloren war die arme Waise,
Verhallt der letzte Seufzer leise
Im Wind, der durch die Bäume fuhr.

Der letzte Vers verhallte wie ein klagender Windhauch. Frau Butois, im Begriff zu trinken, war so gerührt, daß sie den Wein, statt ihn zum Munde zu führen, auf das Tischtuch goß. Gervaise indessen war wie erstarrt; die eine Hand auf den Mund gepreßt, um nicht schreien zu müssen flackerten ihr vor Schreck die Augen. Sie war

jeden Augenblick darauf gefaßt, einen der beiden Männer auf der Straße niedergeschmettert zu sehen. Auch Virginie und Frau Voche folgten der Szene mit tiefem Interesse. Als Coupeau hinauskam, wäre er, von der frischen Luft benommen, beinahe in den Rinnstein gestolpert, als er sich auf Lantier stürzen wollte. Dieser aber hatte sich, die Hände behaglich in den Hosentaschen, entfernt. Und nun schrien die beiden Männer einander an; besonders stellte darin der Zinkarbeiter seinen Mann, indem er seinen Gegner ein elendes Subjekt nannte, dem er die Kaldaunen aus dem Leibe reißen wolle. Man hörte ihre wütenden Stimmen und konnte ihre wilden Bewegungen unterscheiden. Gervaise mußte die Augen zumachen, es dauerte ihr zu lange und sie glaubte alle Augenblicke, jene würden einander die Nase abreißen, so nahe standen sich ihre Gesichter gegenüber. Als sie endlich nichts mehr hörte, schlug sie die Augen wieder auf und war ganz verblüfft, als sie die beiden ruhig mit einander schwagen sah.

Dazwischen hörte man wieder die elegische Stimme der Frau Verat, welche ihr Klagelied von vorn begann.

Gervaise hatte mit Virginie und Frau Voche einen bedeutungsvollen Blick gewechselt. Die Sache wendete sich also zum Frieden? Coupeau und Lantier plauderten auf dem Trottoir ruhig weiter. Sie traktierten einander zwar immer noch mit Beleidigungen, aber in freundschaftlichem Tone, indem sie einander ganz zärtlich „verfluchtes Vieß“ nannten. Da sie jetzt allmählich Aufsehen erregten, gingen sie schließlich langsam an den Häusern hin und blieben alle zehn Schritte einmal stehen. Plötzlich schien Coupeau wieder ärgerlich zu werden, während der andere sich weigerte und sich lange bitten ließ. Nach langem Hin- und Herreden schob der Zinkarbeiter Lantier mit aller Gewalt vor sich her in den Laden hinein.

„Ich sage Ihnen, es geschieht gern!“ rief er. „Sie trinken eben ein Glas Wein mit . . . Männer sind Männer, nicht wahr? Was nützt denn die ewige Bankerei? . . .“

Frau Lerat war gerade mit dem letzten Refrain zu Ende, und die Frauen wiederholten denselben alle zusammen.

Die Sängerin erntete nochmals allseitiges Lob und setzte sich augenscheinlich ganz erschöpft nieder. Der ganze Tisch indessen heftete jetzt die Blicke auf Lantier, welcher gemütlich neben Coupeau saß, in der einen Hand ein Stück Kuchen, in der andern ein Glas Wein. Lorilleux witterten wohl, daß hier die Luft nicht ganz rein war; aber weiter wußten sie nichts und hatten deshalb eine ärgerliche Miene aufgesteckt. Goujet, welchem die Erregung Gervaises nicht entgangen war, schaute den Neuangekommenen mit mißtrauischen Blicken an. Da auf diese Weise ein verlegenes Schweigen Platz gegriffen hatte, sagte Coupeau einfach:

„Ein Freund von mir.“

Und, zu seiner Frau gewendet, rief er:

„Nun, so rühre Dich doch! . . . Vielleicht ist noch warmer Kaffee da.“

Gervaise betrachtete einen nach den andern mit nichts-sagenden Blicken. Zuerst, als der Dachdecker ihren ehemaligen Liebhaber in den Laden gedrängt hatte, war sie sich mit beiden Händen nach dem Kopfe gefahren, gerade wie sie es zu thun pflegte, wenn es heftig donnerte. Das schien ihr unmöglich und es kam ihr vor, als müßten die Wände zusammenstürzen und alles zerschmettern. Als sie aber dann die beiden Männer dazwischen sah, ohne daß sich auch nur ein Musselinvorhang bewegt hätte, war ihr alles ganz selbstverständlich erschienen. Der Gänsebraten

machte ihr einige Beschwerden; sie hatte wahrscheinlich zu viel gegessen und das hinderte sie am Denken. Eine behagliche Faulheit hatte sich ihrer bemächtigt und hielt sie am Tische festgebannt mit dem einzigen Wunsche, nicht gestört zu werden. Mein Gott! wozu soll man sich denn Kopfzerbrechen machen, wenn es andre nicht thun und die Angelegenheiten scheinbar ganz von selbst zur allgemeinen Zufriedenheit sich regeln? So stand sie nun auf, um nachzusehen, ob noch Kaffee übrig sei.

Im Hinterzimmer schliefen die Kinder bereits. Die schieläugige Augustine hatte sie während des ganzen Desserts tyrannisiert, indem sie ihnen ihre Erdbeeren stahl und sie durch abscheuliche Drohungen in Angst jagte. Jetzt hodte sie übersättigt, mit bleichem Gesicht auf einem Bänkchen, ohne ein Wort zu sprechen. Die dicke Pauline hatte ihren Kopf gegen Stephans Schulter gelehnt, der selbst am Tischrande eingeschlummert war.

Beim Anblick Stephans empfand Gervaise einen neuen Kummer. Es schmerzte sie, wenn sie daran dachte, daß der Vater dieses Knaben jetzt im Nebenzimmer ganz ungeniert Kuchen aß, ohne auch nur mit einer Silbe des Kleinen zu gedenken. Sie hätte beinahe Stephan wieder aufgeweckt, um ihn seinem Vater in die Arme zu tragen. Darauf aber erschien ihr es wieder ganz günstig, daß die Dinge so gekommen waren. Es wäre doch gewiß nicht schädlich gewesen, das Ende des Festes in so unliebsamer Weise zu stören, dachte sie. So kam sie denn mit der Kaffeekanne zurück und schenkte Lantier ein Glas voll ein, der sich übrigens gar nicht um sie zu kümmern schien.

„Jetzt bin ich an der Reihe,“ stotterte Coupeau.
„Aha! mich hat man für das Bessere aufgespart. Nun!“

ich werde Ihnen „O! was ist das Kind für'n Taps!“ vorsingen!“

„Jawohl, jawohl!“ „was ist das Kind für'n Taps!“ rief der ganze Tisch.

Nun ging der Lärm wieder los, und Lantier wurde ganz vergessen. Die Weiber machten wieder ihre Gläser und Messer zurecht, um den Refrain zu begleiten. Man lachte schon im voraus über den Dachdecker, welcher breitspurig mit seiner Kanailenmiene dastand und mit rauher Stimme sang:

Steht man morgens auf geschwind,
Herz und Beutel noch recht leicht,
Holt den ersten Schnaps das Kind,
Der auf Pump noch wird gereicht.

Doch es bleibt entseßlich lange,
Und vom guten teuren Schnaps
Säuft die Hälfte aus die Ränge:
O! was ist das Kind für'n Taps!

Der kleine Uhrmacher gegenüber, die Ladendiener des Gewürzkrämers, die Kaldaunenhändlerin, die Fruchthändlerin, welche das Lied kannten, beteiligten sich sämtlich am Refrain. Zwei Polizeidiener, einen Volksauflauf fürchtend, eilten herbei; aber als sie Poiffon bemerkten, grüßten sie nur und entfernten sich langsam auf der finstern Straße.

Keinem einzigen aus der Gesellschaft wurde es jemals klar, wie diese Schwelgerei eigentlich endete. Soviel stand nur fest, daß es sehr spät gewesen sein mußte, weil keine Seele sich mehr auf der Straße blicken ließ. Zuletzt verlor sich alles in einem gelben Nebel, in welchem man rötliche Gestalten umherspringen sah. Gewiß hätte man einander zum Schluß noch mit einer Weinbowle traktiert.

Die Kinder mußten sich allein auskleiden und zu Bett gelegt haben. Am nächsten Tage rühmte sich Frau Boche, ihrem Mann zwei Ohrfeigen verabreicht zu haben, weil er in einer Ecke zu vertraulich mit der Kohlenhändlerin plauderte; aber Boche konnte sich auf nichts dergleichen besinnen und behandelte die ganze Sache als Schwindel. Nur eins gefiel allen nicht, nämlich das unsaubere Benehmen der Clemence, eines Frauenzimmers, das man entschieden nicht hätte einladen sollen. Lorilleux und Poisson hatten sich mit ihrem verdorbenen Magen bis an den Laden des Wursthändlers geschleppt. Frau Putois, Frau Verat und Virginie, durch die Hitze belästigt, hatten sich einfach in das Hinterzimmer begeben, um ihr Korsett abzulegen. Dann war auf einmal die Gesellschaft wie weggeblasen, indem einer nach dem andern im Dunkel des Viertels verschwand. Gervaise glaubte sicher bemerkt zu haben, daß Coujet beim Weggehen zu schluchzen angefangen hatte; Coupeau sang noch immer; was Lantier anbetrifft, so mußte er bis zuletzt anwesend geblieben sein, sie fühlte sogar einen Augenblick noch einen Hauch über ihr Haar gleiten, sie konnte aber nicht sagen, ob dieser Hauch von Lantier oder von der warmen Nacht herrührte.

Da Frau Verat sich weigerte, zu so später Stunde nach Batignolles zurückzukehren, nahm man eine Matratze aus dem Bett und breitete dieselbe, nachdem man den Tisch abgerückt hatte, in einer Ecke des Ladens aus. Hier schlief sie nun mitten unter dem Abraum des Tisches. Die ganze Nacht über, während Coupeaus im bleiernen Schläfe lagen, knabberte die Kage einer Nachbarin, ein offenes Fenster zum Hereinschlüpfen benutzend, an den Gänseknochen herum als der letzte unheimliche Gast des Festes.

Achtes Kapitel.

Am folgenden Sonnabend war Coupeau nicht zum Essen nach Hause gekommen, statt dessen brachte er aber gegen zehn Uhr Lantier mit. Sie hatten zusammen draußen bei Thomas in Montmartre Hammelfüße verzehrt.

„Nur nicht gebrummt, Frau,“ sagte der Dachdecker. „Du siehst ja, daß wir noch ganz vernünftig sind . . . O! weißt Du, mit dem hier kann man getrost gehen, der bringt einen auf den rechten Weg.“

Nun erzählte er, sie hätten einander in der Rue Rochecouart getroffen. Lantier habe dann seine Einladung, mit nach der „schwarzen Kugel“ zu kommen, abgeschlagen und bemerkt, wenn man eine anständige Frau habe, dürfe man nicht in allen Kneipen herumlungern. Mit einem flüchtigen Lächeln nahm Gervaise diese Erzählung auf und war viel zu sehr verlegen, als daß sie hätte großen können.

Die Arbeiterinnen hatten schon längst Feierabend gemacht und auch Mutter Coupeau war mit Nana vor nicht zu langer Zeit zu Bett gegangen.

Ge.vaise hatte eben die Läden zumachen wollen; jetzt aber unterließ sie das und setzte ein Fläschchen Cognat

nebst Gläsern auf die Arbeitstafel. Lantier blieb stehen und es hatte anfangs den Anschein, als suche er ein Gespräch mit ihr zu vermeiden. Als sie ihm aber einschenkte, rief er:

„Bitte, Madame! nur einen Tropfen.“

Als Coupeau dies bemerkte, meinte er: sie wollten sich wohl gar genieren wegen einer Sache, die längst vorbei sei? Wenn man nach neun bis zehn Jahren noch Groll nachtragen wolle, so dürfte man schließlich niemand mehr ansehen. Er wisse, mit wem er zu thun habe und daß Lantier eben so brav sei wie seine Gervaise.

„O! gewiß . . . gewiß . . .“ wiederholte Gervaise mit gesenkten Blicken, ohne zu wissen, was sie sagte.

„Sie kommt mir jetzt nur wie eine Schwester vor!“ murmelte Lantier.

„Verflucht noch einmal, so gebt Euch doch nur die Hand!“ rief Coupeau. „Ich bin für die Freundschaft, denn die geht über alles.“

Nun stießen alle drei an und leerten schweigend ihre Gläser, wobei Gervaise Gelegenheit fand, Lantier einmal richtig zu betrachten, denn an jenem Festabende hatte sie ihn wie von einem Nebel umhüllt gesehen. Er war dick und fett geworden; aber dennoch zeigten sich in seinem aufgedunsenen Gesicht noch Spuren früherer Hübschheit, und da er außerdem stets einen wohlgepflegten Schnurrbart trug, so hätte man ihn nicht älter als fünfunddreißig Jahre gehalten, was denn auch der Fall war. Er war an diesem Tage mit einer grauen Hose, einem großen blauen Ueberzieher und einem runden Hute bekleidet und machte dadurch einen ganz respektablen Eindruck; sogar eine Uhr an einer silbernen Kette konnte man bei ihm bemerken.

„Ich will aber jetzt gehen,“ sagte er, „bei mir wird's Zeit.“

Er war schon draußen, als der Dachdecker ihn zurückrief und bat, er solle doch ja bald einmal wiederkommen. Jetzt kam auch Gervaise, welche sich leise beiseite gestohlen hatte, wieder herein und zwar mit Stephan. Der Kleine war in Hemdärmeln und rieb sich lächelnd die verschlafenen Augen. Sobald er aber Lantier bemerkte, zitterte er vor Bestürzung am ganzen Leibe, wobei er ängstlich bald seine Mutter, bald Coupeau ansah.

„Du kennst wohl diesen Herrn gar nicht?“ frug Coupeau.

Ohne zu antworten, blickte der Knabe verlegen zu Boden und nickte verstohlen mit dem Kopfe, als wolle er sagen: „Ja wohl, den kenne ich nur zu gut.“

„Na, dann thue doch nicht so zimperlich! Geh' und gib ihm einen Kuß!“

Lantier blieb ernst und ruhig. Als endlich Stephan zögernd an ihn herantrat, beugte er sich vor und hielt ihm beide Wangen hin und drückte dann selbst dem Knaben einen Kuß auf die Stirn. Jetzt wagte dieser auch, seinem Vater ins Gesicht zu sehen. Plötzlich aber stürzten ihm die Thränen aus den Augen, und wie ein Besessener lief er in seiner mangelhaften Kleidung davon, verfolgt von den groben Scheltworten Coupeaus.

„Das macht die Aufregung!“ bemerkte Gervaise mit bebender Stimme, während sie selbst leichenblaß geworden war.

Seit diesem Abend kam Lantier sehr oft nach der Rue de la Goutte-d'Or, aber nur, wenn der Zinkarbeiter zu Hause war, wobei er sich schon an der Thür nach ihm erkundigte, so daß es den Anschein hatte, als komme er nur feinetwegen. Dann setzte er sich, ohne den Ueber-

zieher abzulegen, ans Fenster und wußte eine so höfliche Unterhaltung zu führen, daß man einen feinen Mann vor sich zu haben glaubte, zumal er stets sauber rasiert war und sein Haar sorgfältig geschheitelt trug. Bei dieser Gelegenheit erfuhren denn nun Coupeaus allmählich seine ganze Lebensgeschichte. Während der letzten acht Jahre hatte er eine Zeit lang eine Hutfabrik geleitet, und wenn man ihn frug, warum er dieses Geschäft aufgegeben habe, entgegnete er, daran sei nur sein Geschäftsteilhaber schuld, der alles mit Dirnen verpraßt habe. Allein noch jetzt erkannte man an einer gewissen Würde, die unwillkürlich an seiner Persönlichkeit zu haften schien, den ehemaligen Prinzipal. Unaufhörlich erzählte er, daß ihm eine prächtige Stelle wieder in Aussicht stehe, indem die oder jene große Firma ihn engagieren und mit einem bedeutenden Vertrauensposten bekleiden werde. Vorläufig machte er gar nichts und ging mit den Händen in den Hosentaschen spazieren, ganz wie ein Kentier. Wenn man aber an den Tagen, wo er irgendwie klagte, die Verwegenheit besaß, ihm irgend ein Geschäft zu nennen, welches Arbeiter suchte, entgegnete er mit anscheinend mitleidigem Lächeln: er habe keine Lust, sich für andere zu plagen und dabei selbst zu verhungern. Dieser Schäfer, meinte Coupeau, könne aber doch nicht von der Lust leben. Ja, er war eben ein geriebener Junge und wußte sich schlaue Mittel zu verschaffen; denn alles, seine wohlgenährte Gestalt, die blendend weiße Wäsche und die feinen Kravatten, welche er trug, deuteten darauf hin, daß er doch Geld haben müsse. Eines Morgens hatte der Zinkarbeiter ihn sogar auf dem Boulevard Montmartre gesehen, wie er sich die Stiefel wischen ließ. Thatsache war, daß Lantier, wiewohl er über andere stets zu erzählen wußte, über seine persönlichen Verhältnisse nie sprach, so daß er nicht einmal seine Wohnung sagen

wollte. Er wohne eben, meinte er, bei einem guten Freunde, bis er eine günstige Stelle finde; man solle sich aber ja nicht einmal die Mühe nehmen, ihn zu besuchen, da er niemals zu Hause sei.

Es hatte damals gerade der November begonnen und trotz der vorgerückten Jahreszeit war Lantier so nobel, daß er bei jedem Besuche Veilchenbouquets mitbrachte, um dieselben Gervaise zu überreichen. Allmählich mehrten sich seine Besuche derartig, daß er fast jeden Tag kam. Es schien gerade, als wolle er das Haus und schließlich das ganze Viertel erobern, und so machte er sich denn zuerst an Clemence und Frau Putois, denen er, ohne auf den Altersunterschied Rücksicht zu nehmen, die zartesten Aufmerksamkeiten erwies, so daß schon nach Verlauf eines Monats die beiden Arbeiterinnen ihn vergötterten. Auch Herr und Frau Boche, jenes liebenswürdige Ehepaar, dem er zu schmeicheln verstand, indem er es oft in der Hausmeisterloge begrüßte, wußten Wunder von seiner Höflichkeit zu sagen. Was Lorilleurs anbetrifft, so waren diese, als sie erfuhren, wer der Herr sei, welcher an jenem Festtage zum Dessert erschienen war, zuerst Gift und Galle gegen Gervaise, welche nach ihrer Ansicht auf diese Weise nur ihren ehemaligen Liebsten in ihre Wirtschaft einschmuggeln wollte. Aber eines Tages kam Lantier auch zu ihnen hinauf und führte sich dadurch, daß er eine Kette für eine ihm bekannte Dame bestellte, so schnell und vorteilhaft ein, daß sie, über seine Unterhaltung ganz entzückt, ihn unter einer Stunde nicht wieder fortließen; ja, es war ihnen sogar ein Rätsel, wie ein so feiner Mann mit dem Krüppelbein hatte leben können. Schließlich erregten die Besuche bei Coupeaus gar kein Aufsehen mehr und schienen ganz selbstverständlich zu sein, so sehr war es ihm gelungen, sich die gute Meinung der ganzen Rue de la Goutte-d'Or

zu verschaffen. Nur Goujet blieb düster und verstimmt. Wenn er gerade im Laden war und der andere eintrat, so entfernte er sich schleunigst, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, mit diesem seinen Herrn nähere Bekanntschaft zu machen.

Als es wieder Frühling wurde, sprach Lantier, der schon ganz zum Hause gehörte, den Wunsch aus, ins Viertel zu ziehen, um seinen lieben Freunden näher zu sein. Er wollte ein möbliertes Zimmer in einem sauberen anständigen Hause haben und Frau Boche, sogar Gervaise selbst, durchstöberten ihre Nachbarstraßen, um etwas Passendes für ihn zu finden. Allein das war durchaus nicht leicht, er wünschte einen schönen großen Hof, ein Parterrezimmer, überhaupt alle erdenklichen Bequemlichkeiten. Wenn er jetzt aber abends zu Coupeaus kam, konnte man bemerken, wie er mit den Augen die Höhe maß, die Verteilung der Zimmer studierte, überhaupt eine ähnliche Wohnung zu begehren schien. O! im Grunde hätte er auch gar nichts weiter verlangt und würde sich gern an diesem ruhigen behaglichen Plätzchen eingerichtet haben. Wenn er dann alles so geprüft hatte, machte er gewöhnlich die Bemerkung:

„Ei vermwünscht! das ist keine Frage, ihr wohnt ganz nett hier!“

Eines Abends hatte er mit gegessen, und als er beim Nachtsch wieder jene Bemerkung machte, rief ihm Coupeau, welcher ihn bereits duzte, plötzlich zu:

„Alter Freund, Du mußt hier bleiben . . . Es wird sich schon machen . . .“

Nun erklärte er ihm, daß das Zimmer für die schmutzige Wäsche, sobald es ordentlich gereinigt sei, sich vortrefflich für ihn eigne. Stephan möge dann einfach im Laden auf einer Matratze schlafen.

„O nein!“ versetzte Lantier, „das kann ich nicht an-

nehmen, es würde Euch zu sehr genieren. Ich weiß ja, daß dies von Herzen gern geschieht, allein es würde dann einer den andern stören . . . Ein jeder will doch seine Freiheit haben. Auch müßte ich durch Euer Schlafzimmer, und das könnte manchmal nicht ganz angenehm sein.“

„Ob dieser Kerl nicht immer Dummheiten im Schädel hat!“ entgegnete der Dachdecker und wollte sich fast totlachen. „Da muß man eben schlau sein! Nicht wahr? das Zimmer hat doch zwei Fenster. Nun wohl! Da läßt man aus dem einen eine Thüre machen. Siehst Du, dann kannst Du vom Hofe herein; außerdem können wir ja auch noch diese Verbindungsthür verrammeln, wenn es uns beliebt. So werden wir einander weder sehen, noch hören.“

Einige Augenblicke herrschte Stillschweigen. Endlich murmelte der Hutmacher :

„Ach ja! das wäre schon ganz gut . . . Aber dennoch würde ich Euch zu sehr auf dem Nacken sitzen.“ Dabei sah er zwar Gervaise mit keinem Blicke an, jedoch wartete er augenscheinlich nur darauf, daß sie etwas sagen solle. Sie schien über den Plan ihres Mannes nicht sonderlich erbaut zu sein. Eine Miete von fünfhundert Frank, erklärte Coupeau, sei immerhin hoch. Nun! sein Kamerad werde monatlich zwanzig Frank für das möblierte Zimmer zahlen; das sei für ihn nicht teuer und werde ihnen doch am Zinstermin eine wesentliche Hilfe sein. Außerdem wollte er unter ihrem Bett einen großen Kasten herrichten, der die ganze schmutzige Wäsche des Viertels fassen könne. Da warf Gervaise einen zögernden fragenden Blick nach Mutter Coupeau; allein diese war von Lantier schon längst gewonnen, indem er ihr öfter Bonbons für ihren Husten mitgebracht hatte.

„Sie würden uns sicherlich nicht genieren,“ sagte sie endlich. „Es würde sich schon einrichten lassen . . .“

„Ich nehme den Vorschlag an,“ sagte da Lantier zögernd . . . „Es geschieht doch beiderseits aus guter Freundschaft, nicht wahr? Ja, ich will ihn meines Knaben wegen annehmen.“

Bereits am nächsten Tage besprach Gervaise die Angelegenheit mit dem Hauswirt, Herrn Marešcot, der sich gerade ein Stündchen in der Hausmeisterloge aufhielt. Zuerst schien er besorgt und weigerte sich ärgerlich, als hätte sie von ihm verlangt, einen ganzen Flügel seines Hauses einzureißen. Darauf nahm er eine genaue Besichtigung der Dertlichkeit vor, und nachdem er emporgeschaut hatte, um sich zu überzeugen, daß die obern Stagen nicht erschüttert werden würden, gab er schließlich die Erlaubnis, aber nur unter der Bedingung, daß er selbst keinerlei Kosten dabei zu tragen habe; Coup:aus mußten ihm sogar eine Bescheinigung ausstellen, worin sie sich verpflichteten, bis zum Ablauf ihres Mietkontraktes die vorgenommene Änderung wieder zu beseitigen. Noch an demselben Abende brachte der Dachdecker einen Maurer, einen Tischler und einen Maler mit, lauter Bekannte aus der Kneipe, die, nur um ihm einen Gefallen zu thun, die Arbeit so nebenbei vornehmen wollten. Trotzdem kostete die Einsetzung der neuen Thür und die Reinigung des Zimmers nicht weniger als hundert Frank, ohne die diversen Liter Schnaps zu rechnen, mit denen man die Kehle bei der Arbeit anfeuchtete. Der Dachdecker versprach seinen Kameraden, er werde sie später bezahlen, sobald er zum ersten Mal Geld von seinem Mieter erhalte. Nun mußte das Zimmer aber doch auch möbliert werden. Gervaise ließ deshalb den Schrank der Mutter darin und fügte noch einen Tisch und zwei Stühle aus ihrem eigenen Zimmer dazu; schließlich mußte sie noch

einen Waschtisch und ein vollständiges Bett kaufen, was zusammen hundert und dreißig Frank kostete, von denen sie jeden Monat zehn Frank abzahlen sollte. Somit waren durch diese Schulden die zwanzig Frank Lantiers schon im voraus auf etwa zehn Monate verloren, später jedoch, meinte man, würden sie eine ganz nette Beihilfe gewähren.

Der Hutmacher bezog seine neue Wohnung in den ersten Tagen des Juni. Am Abend zuvor hatte Coupeau sich erboten, seinen Koffer abzuholen, um ihm die dreißig Sous für einen Fiaker zu ersparen. Allein Lantier hatte etwas verlegen entgegnet, der Koffer sei viel zu schwer, gerade als ob er bis zum letzten Augenblicke verheimlichen wolle, wo er wohne. Gegen drei Uhr nachmittags kam er an. Coupeau war gerade nicht zu Hause und Gervaise, welche an der Ladenthüre stand, erbleichte, als sie den wohlbekanntem Koffer auf dem Fiaker wahrnahm. Es war derselbe Koffer, mit dem sie die Reise von Plassans gemacht hatte, nur sah er jämmerlich zerfchunden und ramponiert aus. In der ersten Zeit herrschte bei der Wäscherin große Aufregung. Obwohl Lantier seinen separaten Eingang und eigenen Schlüssel hatte, so pflegte er doch, da man sich unterschieden hatte, die Verbindungsthür freizulassen, durch den Laden zu gehen. Auch war Gervaise sehr durch die schmutzige Wäsche behindert, denn ihr Mann dachte gar nicht mehr an den großen Kasten, von welchem er gesprochen hatte, und so hatte sie denn notgedrungenerweise die Wäsche fast in jeden Winkel gestobft, hauptsächlich unter ihr Bett, was während der Sommernächte nicht gerade wohlthuend wirkte. Schließlich war sie auch ärgerlich darüber, daß sie jeden Abend Stephans Nachtlager mitten im Laden herrichten mußte, so daß der Knabe, sobald lange gearbeitet wurde, einstweilen auf einem Stuhle schlief. Und da jetzt Goujet ihr den Vorschlag

gemacht hatte, Stephan nach Ville zu schicken, wo sein früherer Lehrmeister, ein Mechanikus, einige Lehrlinge brauche, war sie sofort bereit dazu, um so mehr, als der Knabe, welcher zu Hause nicht allzu glücklich lebte und außerdem gern sein eigener Herr sein sollte, sie inständig darum bat. Das einzige Hemmnis für sie bildete noch der Gedanke, daß Lantier sich entschieden dem widersetzen könne. Er hatte ja behauptet, daß er nur deshalb zu ihnen ziehe, um in seines Sohnes Nähe zu sein, und deshalb werde er ihn wohl nicht schon vierzeihn Tage nach seinem Einzuge verlieren wollen. Aber merkwürdigerweise war er, als sie ihm zögernd und zitternd die Sache mittheilte, sofort damit einverstanden und bemerkte, die jungen Leute müßten sich im Lande umsehen. Am dem Morgen, an welchem Stephan abreiste, hielt er ihm eine lange Rede über seine Menschenrechte; darauf umarmte er ihn und schloß mit der Phrase:

„Denke daran, daß der Produzent kein Sklave ist, aber daß jeder, der nichts produziert, als ein unnützer Frasser betrachtet werden muß.“

Nicht lange dauerte es, so ging alles im Hause wieder seinen gewöhnlichen Gang und die Neuerungen störten durchaus nicht mehr. Gervaise hatte sich ebensogut an die Unordnung mit der schmutzigen Wäsche gewöhnt, wie an Lantiers Verkehr. Dieser sprach noch immer von seinen großartigen Aussichten; zuweilen ging er sauber frisiert und mit blendend weißer Wäsche angethan, fort, um erst am andern Tage wieder zu kommen, wobei er dann so abgespannt erschien, als habe er vierundzwanzig Stunden lang über die schwierigsten Probleme nachgedacht. In Wirklichkeit aber bummelte er umher. Dabei bekam er natürlich keine Schwielen in die Hände! Gewöhnlich stand er gegen zehn Uhr auf, machte, wenn ihm das Wetter ge-

fiel, nachmittags einen Spaziergang oder blieb an regnerischen Tagen im Laden und las seine Zeitung. Hier schien er sich am liebsten aufzuhalten.

In der ersten Zeit aß Lantier bei Francois an der Ecke der Rue des Poissoniers. Da er aber drei bis vier Mal wöchentlich bei Coupeaus eingeladen war, so machte er ihnen schließlich den Vorschlag, sie möchten ihn doch gleich ganz in Pension nehmen und er werde ihnen dafür alle Sonnabende fünfzehn Frank zahlen. Nun kam er gar nicht mehr aus dem Hause, sondern machte sich nach Kräften bequem. Von früh bis abends sah man ihn in Hemdsärmeln im Logis umherspazieren und mit lauter Stimme befehlen; ja, er erteilte sogar den Kunden Auskunft und schien das ganze Geschäft zu leiten.

So war auch Lantier allmählich dazu gelangt, sich mit den Familienangelegenheiten zu beschäftigen. Da Dorilleuzs immer die Nase rümpften, wenn sie die hundert Sous für Mutter Coupeau zahlen sollten, so hatte er erklärt, man könne ja die Sippschaft verklagen, wenn sie nicht ruhig die zehn Frank monatlich blechen wollten! Er selbst holte das Geld, wobei er seine feste Liebenswürdigkeit entwickelte, daß Frau Dorilleuz das Geld nicht zu verweigern wagte. Seit einiger Zeit gab auch Frau Verat zweihundert Sous und Mutter Coupeau hatte Lantier am liebsten die Hand geküßt, zumal er auch in den Streitigkeiten zwischen ihr und Gervaise den Schiedsrichter spielte. Wenn die Wäscherin einmal ärgerlich ihre Schwiegermutter angefahren hatte und diese weinend sich aufs Bett setzte, so zwang er sie wieder zur Versöhnung. Auch Manas Erziehung war seiner Ansicht nach verfehlt. Darin hatte er nicht Unrecht, denn wenn der Vater den Balg auf die Finger klopfte, stand ihr die Mutter bei, und war wieder die Mutter böse, so war es dem Vater nicht recht. Mana

war gerade erfreut darüber, daß ihre Eltern sich immer zankten, indem sie sich dadurch schon von vorn herein entschuldigend wenn sie allerlei dumme Streiche beging. Gegenwärtig trieb sie sich den ganzen Tag auf dem Hofe der gegenüberliegenden Schmiede umher und schaukelte sich dort auf den Karrendeichseln; oder sie verbarg sich mit den Gassenjungen im Hintergrunde des düstern, von dem roten Scheine des Schmiedefeuers erleuchteten Hofes, um plötzlich schreiend und mit aufgelösten Haaren davonzu-
rennen, hinter ihr drein die Jungen, gerade als ob ein Wurf mit dem Hammer die schmutzige Sippchaft in die Flucht gejagt hätte. Nur von Lantier ließ sie sich scheitern und dann sah man dieses erst zehnjährige Ding wie eine Dame vor ihm herschwänzeln und ihn mit ihren lüsterne Augen von der Seite anschielern. Schließlich hatte er auch ihre Erziehung übernommen, und seine Lehren erstreckten sich auf Unterricht im Tanzen und im Pariser Patois.

Auf diese Weise verstrich ein Jahr. Im ganzen Viertel hielt man Lantier für einen Ehrenmann; denn nur so ließ sich der Aufwand in der Coupeau'schen Wirtschaft erklären. Gervaise verdiente allerdings beständig Geld; aber doch konnte jetzt, wo sie zwei Männer zu ernähren hatte, die beide nichts machten, das Geschäft nicht soviel einbringen, zumal da verschiedene Kunden ausblieben und die Arbeiterinnen die Arbeit nachlässig betrieben. Lantier dachte gar nicht daran, Kost und Miete zu bezahlen. In den ersten Monaten hatte er zwar in Raten abgezahlt, später aber war auch das unterblieben und er hatte ganz einfach erzählt, er habe eine bedeutende Geldsumme zu erwarten, von der er dann alles auf einmal quitt machen werde. So wagte auch Gervaise nicht mehr, ihm auch nur einen Heller abzuverlangen. Brot, Wein und Fleisch nahm sie bereits auf Kredit. Ueberall häuften sich die

Rechnungen, und jeder Tag brachte drei bis vier Frank hinzu. Weder der Möbelhändler noch die drei Handwerker, der Maurer, der Tischler und der Maler hatten bis jetzt einen Sou von ihr bekommen. Alle diese Leute begannen ungeduldig zu werden, und auch in den Läden zeigte man ihr nicht mehr die Höflichkeit, mit der man ihr früher entgegengekommen war. Allein das Schuldenmachen schien bei ihr zur förmlichen Manie geworden zu sein; gerade jetzt, wo sie nichts mehr bezahlte, wählte sie die teuersten Dinge und ihre Ledermäuligkeit kannte keine Grenzen; eine gewisse Ehrlichkeit wohnte ihr aber immer noch inne, denn noch glaubte sie ihre Schulden einst bezahlen zu können. Ihr Verhältnis mit Lantier war das Hauptgespräch im Viertel geworden, alle meinten, sie halte es wieder mit ihm, was jedoch nicht der Fall war. Nur einmal hatte er es gewagt, sie an die Wand zu drücken, um sie zu umarmen. Aber plötzlich war Goujet in den Laden getreten und hatte sie dabei überrascht. Am nächsten Tage suchte Gervaise den Schmied auf, und beide machten einen Spaziergang ins Freie, wobei sie demselben ihre Unschuld inbetreff der Szene mit Lantier beteuerte. Goujet, der sie leidenschaftlich liebte, hatte ihr den Vorschlag gemacht, mit ihm auf und davon zu gehen nach einem Orte, wo sie beide ein neues Leben anfangen und nur ihrer Liebe leben könnten. Aber Gervaise hatte diesen Vorschlag abgelehnt und ihm nur gestattet, sie brüderlich zu küssen und zu umarmen.

Das Verhältnis zwischen Coupeau und Lantier war immer ein innigeres geworden. Coupeau ließ auf Lantier nichts kommen und erklärte ihn für einen schneidigen Kerl, wenn er auch im Trinken ein bißchen zimperlich thue.

Sobald Lantier merkte, daß Geld im Hause sei, ließ er sich ganz unverfroren von Gervaise Vorschüsse geben,

bald zehn Frank, bald zwanzig Frank, je nachdem er gerade Bedürfnis fühlte, und bemerkte mit wichtiger Miene, er brauche das Geld für seine großen Geschäfte. Hatte er dann etwas bekommen, so hielt er Coupeau von der Arbeit zurück, nahm ihn mit sich fort und traktierte ihn dann in irgend einem benachbarten Restaurant mit allerhand leckeren Speisen. Der Dachdecker in seiner Einfachheit hätte lieber gewöhnliche Gerichte gehabt; allein der raffinierte Geschmack des Hutmakers, welcher auf der Speisefarte die außergewöhnlichsten Lederbißsen ausuchte, machte ihn ganz verblüfft. Man konnte sich kaum einen Menschen denken, der mehr verwöhnt und wählerisch gewesen wäre als er. So beurteilte er jedes Gericht vom Standpunkt der Gesundheit aus, oft genug schickte er das Fleisch wieder zurück, sobald ihm zuviel Salz oder Pfeffer daran zu sein schien. Noch schlimmer war es mit der Zugluft, vor der er eine entsetzliche Furcht hatte, und er brachte durch sein Geschrei das ganze Restaurant in Aufruhr, wenn eine Thür nicht fest geschlossen war. Dabei gab er aber, wenn seine Rechnung sich auf sieben bis acht Frank belie, dem Kellner nur zwei Sous Trinkgeld. Bei alledem hatte man einen höllischen Respekt vor ihm und die beiden waren auf allen äußeren Boulevards, von Batignolles bis Belleville, bekannt.

Arbeiten und Bummeln paßt natürlich nicht zusammen und so war, seitdem der Hutmaker in der Familie verkehrte, der Dachdecker, welcher so wie so schon Geschmack am Faulenzen gehabt hatte, dahingekommen, daß er gar kein Werkzeug mehr anrührte. Wenn er, des Bummelns überdrüssig, einmal wieder angefangen hatte, holte ihn der andere vom Bauplatz weg, indem er ihm höhnisch zurief, er hänge an seinem Knotenseile gerade wie ein geräucherter Schinken, er solle lieber herunter kommen und mit ihm

eins trinken. Meistens ließ dann der Dachdecker die Arbeit im Stiche und begann tage- ja wochenlang zu bummeln. Und wie ward dabei geschlemmt! Alle Kneipen des Viertels mußten Revue passieren, den Rausch, welchen man sich am Morgen antrank, schloß man mittags aus, um sich abends wieder zu bezechern, und so ging die Sauferei bis tief in die Nacht hinein, wo beim Verlöschen des letzten Lichtes auch das letzte Glas in der Gurgel verschwand. Aber dieser Gutmacher war ein Fuchs! Er ließ den andern sich bis zur Sinnlosigkeit berauschen und ging bei guter Zeit nach Hause, wobei man ihm ein Räuschchen gar nicht anmerkte. Wer ihn kannte, spürte es nur an seinen kleinen Augen und daran, daß er den Frauen gegenüber unternehmender war, als gewöhnlich. Bei dem Dachdecker war gerade das Gegenteil der Fall; er wurde roh und fing an zu kratzeln, wenn er einen Hieb weg hatte.

So betrank sich Coupeau in den ersten Tagen des Novembers einmal derart, daß die Sache zum allgemeinen Verdruß endete. Am Abend vorher hatte er Arbeit gefunden. Lantier war diesmal merkwürdigerweise unerschöpflich von vernünftigen Ansichten und hielt eine lange Rede über den Segen der Arbeit. Am dem betreffenden Morgen stand er noch vor Tagesanbruch auf und wollte seinen Freund nach dem Bauplatz begleiten, weil er in ihm den Arbeiter ehre, der dieses Namens wahrhaft würdig sei. Aber, vor der Petite-Civette angelangt, wo gerade geöffnet wurde, konnten sich die beiden nicht enthalten, eine Pflaume zu essen, aber nur eine, um zusammen den festen Entschluß eines guten Betragens zu bekräftigen. Gegenüber der Ladentafel saß Bibi-la-Grillade auf einer Bank, behaglich an die Wand gelehnt, und rauchte seine Pfeife, wobei er eine verdrießliche Miene machte.

„Ah! da lungert ja auch Bibi-la-Grillade,“ sagte Coupeau. „Er hat wohl auch keine Lust, was zu schaffen, der alte Junge?“

„Verflucht!“ entgegnete der Kamerad und reckte sich. „Mit den Meistern ist es aber auch nicht mehr zum Aushalten . . . Ich habe meinen gestern im Stich gelassen . . . Keiner von ihnen allen ist einen Schuß Pulver wert . . .“

Schließlich ließ sich Bibi-la-Grillade nicht nötigen, eine Pflaume anzunehmen; es war gerade, als hätte er hier auf der Bank nur darauf gewartet. Lantier indes nahm die Meister in Schutz; sie hätten zuweilen Aerger genug, erklärte er, er wisse davon ein Lied zu singen aus seiner eigenen Geschäftszeit her. Die Arbeiter seien gerade die Rechten! immer bummeln, sich nicht um die Arbeit kümmern und den Meister im Stich lassen, wenn gerade eine recht dringende Bestellung vorliege, das sei ihre Kunst; wenn aber der Geldbeutel leer sei, kämen sie hübsch wieder. So habe er einen gehabt, namens Picard, dessen verrückte Laune es gewesen sei, in einer Kutsche zu fahren; ja, sobald ihm sein Wochenlohn ausbezahlt worden sei, habe er sich oft tagelang einen Fiaker gemietet. Das passe sich doch nicht für einen Arbeiter! Plötzlich aber drehte er den Spieß um und zog nun auch über die Meister her. O! rief er, ihn könne keiner übers Ohr hauen, er sage jedem die Wahrheit. Wenn er sich recht überlege, so sei es doch eine miserable Rasse, welche die Leute schamlos ausnütze. Er könne, Gott sei Dank, mit ruhigem Gewissen schlafen, denn er habe lieber mit seinen Arbeitern in freundschaftlicher Weise gelebt, als Millionen erschunden, wie andere.

„Komm, Kleiner, nun wollen wir aber gehen,“ sagte er zu Coupeau. „Wir wollen ja nicht zu spät kommen.“

Bibi-la-Grillade ging mit ihnen fort. Draußen war kaum erst der Tag angebrochen und warf sein mattes Licht auf das schmutzige Pflaster; am Abend zuvor hatte es geregnet und die Luft war sehr lau. Soeben hatte man die Laternen ausgelöscht und die noch düstere Rue des Poissonniers ertönte von den Fußtritten der Arbeiter, welche nach der Stadt strömten. Coupeau hatte seinen Handwerksack über die Schulter geworfen und schritt mit gewichtiger Miene einher.

Jetzt drehte er sich um und frug:

„Bibi, soll ich Dir Arbeit verschaffen? Der Meister hat mir gesagt, wenn ich einen Kameraden fände, sollte ich ihn mitbringen.“

„Ich danke,“ entgegnete Bibi-la-Grillade. „Das mußt Du Mes-Bottes sagen, der suchte gestern eine Bude . . . Warte, er wird sicherlich da drin sein.“

Und wirklich, als sie an die Straßenecke kamen, bemerkten sie Mes-Bottes bei Vater Colomb. Trotz der frühen Morgenstunde war die „Rattenfalle“ schon hell erleuchtet und die Läden geöffnet. Lantier wartete an der Thür und sagte Coupeau, er solle schnell machen, da sie nur noch zehn Minuten Zeit hätten.

„Was! Du gehst zu diesem Schurken Bourguignon!“ rief Mes-Bottes, als ihm der Dachdecker seinen Vorschlag gemacht hatte. „In diese Bude kriegt man mich nicht wieder! Nein, lieber will ich bis zum nächsten Jahr die Zunge zum Halse herausrecken . . . Paß auf, alter Freund, Du bleibst nicht drei Tage dort! O! schlimmer kann es nirgends sein . . . Man kann sich kaum rühren und der Alte sitzt einem stets im Nacken. Und nun erst das Benehmen! Die Alte hält einen gleich von vornherein für einen Saufaus und sagt, daß es im Laden streng verboten sei, auszuspudden . . . Da kannst Du Dir wohl

denken, daß ich mir die Sippchaft gleich am ersten Abende vom Halse geschafft habe."

"Gut, daß Du mir es gesagt hast, nun weiß ich wenigstens, woran ich bin und werde wahrscheinlich dort auch nicht das ewige Leben haben . . . Ich will es heute früh versuchen; aber sobald mir der Meister zu viel Geschichten macht, packe ich den Kerl und setze ihn dahin, wohin er gehört."

Der Dachdecker drückte dem Kameraden die Hand, um ihm für die gute Lehre zu danken, und wollte gehen. Da ward aber Mes=Bottes bitterböse und rief, dieser verdammte Bourguignon werde ihn doch nicht abhalten, noch ein Gläschen zu trinken? Er sei doch ein Mann, Der alte Affe könne schon noch fünf Minuten warten, Nun kam auch Lantier herein und nahm den Vorschlag an. Mes=Bottes indessen, mit seinen zerrissenen Schuhen, seiner schmutzigen Bluse und der eingestülpten Mütze auf dem Kopfe, toste wie ein Wütender umher und rollte die Augen, als ob er in der „Rattenfalle“ zu gebieten hätte.

„Na, alter Schlemmer!“ rief er dem Vater Colomb zu, „mir von dem Selben da, von der Eiseisjauche Nummer Eins.“

Nachdem Vater Colomb mit aller Ruhe vier Gläser gefüllt hatte, tranken die vier Herrchen auf einen Zug aus, damit, wie sie meinten, der Geist nicht verdufte.

„Ah! das thut doch der alten Gurgel wohl!“ brummte Bibi=la=Grillade.

„Wollen die Herren noch eins trinken?“ frug Vater Colomb mit seiner Froschstimme.

„Nun, das versteht sich,“ sagte Lantier. „Jetzt bin ich an der Reihe.“

Die Unterhaltung war mittlerweile auf die Frauen gekommen.

Unterdeſſen war der Tag angebrochen und in der „Rattensalle“ löschte man die Gasflammen aus. Coupeau wollte nach seiner Arbeit gehen, als Lantier ihm mit gewichtiger Miene die gute Lehre gab: ehe man sich drücke, müsse man wenigstens noch eins zum besten geben und selbst wenn die Pflicht einen rufe, dürfe man seine Freunde nicht ohne weiteres verlassen.

„Wie lange wird der uns nur mit seiner Arbeit die Ohren voll heulen!“ rief Mes-Bottes.

„Also Sie bezahlen jetzt?“ frug Vater Colombe Coupeau.

Dieser that es. Als aber die Reihe an Bibi-la-Grillade kam, flüsterte er dem Schnapswirt etwas ins Ohr. Colombe gab kopfschüttelnd zu verstehen, daß er ohne Geld nichts geben könne, wofür ihn Mes-Bottes tüchtig anschnauzte. Wie! so ein Kerl erlaube sich gegen einen seiner Kameraden unhöflich zu sein, während alle Schnapswirte Kredit gäben! Man komme doch nicht etwa in die Spelunke, um sich verhöhnen zu lassen! Der Alte aber stemmte seine dicken Fäuste ruhig auf seine Ladentafel und erwiderte in höflichem Tone:

„Es ist doch einfacher, wenn Sie dem Herrn das Geld leihen.“

„Zum Donnerwetter! ja, das will ich,“ heulte Mes-Bottes. „Hier! Bibi, hast Du Geld, und nun stopfe diesem Lump den Hals!“

Als er jetzt Coupeau bemerkte, der noch immer seinen Arbeitsack auf der Schulter hatte, ward er ärgerlich und rief:

„Lasse doch Deine Puppe los; das sieht ja gerade aus, als wärst Du eine Amme. Du willst wohl bucklig werden?“

Noch zögerte Coupeau; schließlich aber, als sei er

nach reiflichen Ueberlegungen zu einem Entschlusse gekommen, ließ er seinen Sack zu Boden gleiten und sagte:

„Jetzt ist zu spät. Ich werde nach dem Frühstück zu Bourguignon gehen und ihm sagen, meine Frau hätte Leibschneiden gehabt. . . Heda, Vater Colombe, ich will mein Handwerkszeug einstweilen unter diese Bank legen; zu Mittag hole ich es wieder ab.“

Lantier nickte mit dem Kopfe; er war also mit dieser Ansicht einverstanden. Man muß zwar arbeiten, das ist keine Frage; allein wenn man mit Freunden zusammen ist, geht die Höflichkeit über alles. Alle waren nach und nach von einer Sucht nach Genuß überwältigt worden, die Faulheit lag ihnen bleischwer in den Gliedern und einer schaute den andern an. Da sie nun noch fünf Stunden Zeit zum Bummeln hatten, wurden sie munter und ausgelassen. Nachdem man sich noch die Kehle gehörig angefeuchtet hatte, ging man nach einer kleinen Spelunke, in der ein Billard war. Anfangs rümpfte der Hutmacher die Nase, weil es ein unsauberes Loch sei; da aber die Partie einmal vorgeschlagen war, fand er seine gute Laune bald wieder und renkte sich bei jedem Carambolagestoß fast die Hüften aus, um denselben ja so fein wie möglich anzubringen.

Als die Frühstücksstunde kam, faßte Coupeau einen Entschluß. Er stampfte mit den Füßen und rief:

„Wir müssen Salzschnabel holen. Ich weiß, wo er arbeitet. . . Er kann mit uns bei Mutter Louis Eisbeine essen.“

Der Vorschlag wurde angenommen. Ja, Salzschnabel sollte mit Eisbeine essen. Sie gingen.

Die Straßen waren düster, und ein feiner Regen rieselte hernieder; aber sie hatten schon zu viel Schnaps im Leibe, als daß sie den kühlen Regen auf ihrer Haut

gespürt hätten. Coupeau führte sie durch die Rue Marcadet nach der Nägelfabrik. Da aber erst in einer halben Stunde Schicht gemacht wurde, gab der Zinkarbeiter einem Jungen zwei Sous, damit derselbe Salzknabel mitteile, seine Frau sei krank und wünsche, daß er sofort nach Hause komme. Der Schmied ließ auch nicht lange auf sich warten; er kam mit der ruhigsten Miene von der Welt herausspaziert und schien schon irgend ein Ge-
lage zu wittern.

„Solche Schlingel!“ sagte er, als er sie hinter einer Thür versteckt bemerkte. „Ich dachte mirs gleich . . . Nun? was giebt's denn zu essen?“

Während man darauf bei Mutter Louis mit dem Eisbein beschäftigt war, wurde wieder über die Meister hergezogen. Nach dem Eisbein wurde ein Eierkuchen vertilgt und jeder trank dazu seinen Liter Wein. Mutter Louis bezog ihren Wein aus der Aubergne, es war eine dunkelrote Art, so dick, daß man ihn hätte mit dem Messer zerschneiden können. Allmählich ward man immer lustiger, und eine ganz nette Zecherei schien zu beginnen.

„Ich muß jetzt auf meine Arbeit gehen,“ sagte Coupeau mit wichtiger Miene. „Ja, ich hab's meiner Frau geschworen . . . Viel Vergnügen; Sie wissen ja, daß ich sonst gern unter Kameraden bin.“

Wiewohl die andern stichelten, schien sein Entschluß doch so fest in ihm zu stehen, daß alle ihn begleiteten, als er sich plötzlich besann, daß er ja noch sein Handwerkszeug bei Vater Colombe liegen hatte. Hier angekommen, zog er seinen Arbeitsack unter der Bank hervor und legte ihn vor sich hin, während man noch ein Gläschen trank. Aber es wurde ein Uhr, und die Gesellschaft stand noch immer in der „Rattenfalle.“ Da schob Coupeau ärgerlich

sein Handwerkszeug wieder unter die Bank; daselbe war ihm im Wege, da er jedesmal, wenn er sich dem Ladentische näherte, daran stieß. Ganz recht war ihm aber doch nicht zu Mute und er nahm sich vor, wenigstens am nächsten Tage zu Bourguignon zu gehen. Die vier andern, welche sich gerade über die Lohnfrage stritten, waren durchaus nicht erstaunt, als der Zinkarbeiter ohne weitere Erklärung ihnen einen Spaziergang nach dem Boulevard vorschlug, um, wie er meinte, sich die Beine ein wenig auszulassen. Es hatte aufgehört zu regnen, aber trotzdem beschränkte sich der Spaziergang darauf, daß sie etwa zweihundert Schritt in derselben Richtung dahinschlenderten, wobei sie von der frischen Luft so benommen wurden, daß sie kein Wort sprachen. Langsam schritten sie die Rue des Poissonniers hinauf, wo sie wieder bei François einkehrten und ein Gläschen Wein tranken. Sie bedurften ja der Stärkung so sehr! Auf der Straße, meinten sie, sei es doch gar zu traurig und ein Schmutz sei da, daß man nicht gern einen Polizeidiener zur Thür hinausjage. Santier nötigte die andern, ins Nebenzimmer zu kommen, ein enges Gemach, in dem nur ein einziger Tisch stand und welches ein Verschlag mit matten Gläscheiben von dem großen Restaurationszimmer trennte. Er liebte überhaupt die Nebenzimmer, weil dies ihm anständiger vorkam. Es sei doch ausgezeichnet hier, meinte er zu seinen Kameraden. Man fühle sich wie zu Hause und könne ganz ungeniert sein Schläschen machen. Er verlangte nun die Zeitung, breitete dieselbe vor sich aus und durchflog sie stirnrunzelnd. Coupeau und Mes-Bottes hatten eine Partie Piquet angefangen und auf dem Tische standen zwei Flaschen und fünf Gläser.

„Nun, was quatschen sie denn in der Zeitung da?“ frag Bibi-la-Grillade den Hutmacher.

Dieser zögerte anfangs mit der Antwort. Endlich versetzte er, ohne aufzublicken:

„Ich bin gerade bei der Kammer. Jawohl, das sind auch solche Pfennigrepublikaner, diese verdamnten Faulenzer der Linken! Das Volk wählt sie doch nicht deshalb, damit sie ihr wässeriges Zeug schwagen! . . . Da glaubt hier der eine an Gott und lobhudelt die Ministerkanaille! Wenn ich gewählt wäre, würde ich die Tribüne besteigen und sagen: „Alles Dreck!“ Jawohl, nichts weiter, das ist meine Meinung!“

„Steigt uns doch den Buckel hinauf mit Eurer Politik!“ rief der Zinkarbeiter. „Lest lieber Mordgeschichten vor, das macht mehr Spaß.“

Man leerte die Gläser, und Lantier begann laut zu lesen: „Ein furchtbares Verbrechen hat soeben die Gemeinde von Gaillon (Seine-et-Marne) in Schrecken versetzt. Ein Sohn hat seinen Vater mit einer Schaufel erschlagen, um ihm dreißig Sous zu stehlen . . .“

Allen entfuhr ein Schrei des Entsetzens. Das sei so einer, erklärten sie, den sie mit Vergnügen köpfen sehen würden. Nein, die Guillotine sei noch gar nicht genug; man müsse ihn in kleine Stücke zerschneiden. Ebenso empörte sie der Bericht von einem Kindesmorde; allein der Hutmacher entschuldigte die Frau und schob alles Unrecht auf ihren Verführer; denn, bemerkte er, wenn so ein Schuft von einem Menschen diese Unglückliche nicht hintergangen hätte, so würde sie das Würmchen auch nie zum Tode gebracht haben.

Wieder bestellte man zwei Liter; die Gläser wurden gar nicht mehr leer und die allgemeine Bezechtheit nahm zu. Gegen fünf Uhr begann es bereits ungemütlich zu werden, so daß Lantier schwieg und sich drückte; denn sobald man anfang zu brüllen und den Wein auf den

Boden zu schütten, fühlte er sich nicht mehr wohl. Wiewohl auch er schon ganz anständig bezechet war, nahm er doch draußen seinen strammen Gang an und kam ruhig im Laden an, wo er Gervaise erzählte, Coupeau sei noch mit einigen Freunden zusammen.

So vergingen zwei Tage, ohne daß der Zinkarbeiter nach Hause kam. Er trieb sich im Viertel umher, man wußte nicht, wo. Abends wartete Gervaise auf seine Rückkehr und lauschte des Nachts, ob er nicht vor der Thür schnarche. Bald übernachtete er auf einem Schmutzhaufen, bald auf irgend einer Bank, einem freien entlegenen Platze oder auch mitten auf der Straße im Kinnstein. Wenn er dann am Morgen seinen Rausch notdürftig ausgegessen hatte, wankte er wieder fort, donnerte an die Thüren der Schnapsläden und ergab sich von neuem seiner Leidenschaft, wobei er hier und da einen guten Freund traf und schließlich stumpfsinnig heimkehrte; sein einziges Sehnen stand nur nach Trunk und Schlaf. Dennoch ging Gervaise am zweiten Tage nach der Rattensalle, um etwas über ihren Mann zu erfahren; hier war er fünfmal gesehen worden, mehr konnte man ihr nicht sagen, und so mußte sie denn wieder heingehen, noch dazu mit seinem Handwerkzeuge belastet, welches er unter der Bank hatte liegen lassen.

Als Lantier an diesem Abende den Kummer der Wäscherin bemerkte, schlug er ihr vor, mit ihm in ein Zingeltangel zu gehen, um, wie er sich ausdrückte, dort Zerstreung zu finden. Erst weigerte sie sich und meinte, sie sei nicht aufgelegt zum Lachen, wenn ihr Mann solche Streiche mache. Sonst hätte sie gewiß seinen Vorschlag angenommen, denn die Art und Weise, in welcher der Gutmacher sein Anerbieten vorbrachte, kam ihr viel zu ehrenhaft vor, als daß sie irgend welche Hinterlist hätte

ahnen können. Er schien an ihrem Unglück Anteil zu nehmen und zeigte sich besorgt wie ein Vater. Noch nie war Coupeau zwei Nächte ausgeblieben. Alle zehn Minuten ging sie, ohne ihr Plätteisen aus der Hand zu nehmen, an die Thür und blickte nach beiden Enden der Straße, ob denn ihr Mann noch nicht komme. Wie leicht konnte Coupeau ein Glied brechen oder unter einen Wagen kommen: dann würde sie ihn wenigstens los sein, denn sie suchte jede milde Regung ihm gegenüber zu ersticken. Aber im Grunde war es doch peinlich, sich beständig fragen zu müssen, ob er nach Hause kommen werde oder nicht. Und als die Laternen angezündet wurden und Lantier wieder mit seinem Vorschlage kam, nahm sie denselben an. Sie meinte, daß es zu thöricht von ihr sei, sich ein Vergnügen zu versagen, während ihr Mann seit drei Tagen umherjumpschte. Da er nicht nach Hause kam, wollte sie auch ausgehen.

Schnell wurde gegessen, und als Gervaise um acht Uhr am Arme Lantiers die Wohnung verließ, bat sie Mutter Coupeau und Nana, sie möchten sogleich zu Bett gehen. Da der Laden schon geschlossen war, ging sie durch die nach dem Hofe führende Thür hinaus und gab den Schlüssel an Frau Boche, mit dem Bemerken, wenn ihr Mann nach Hause käme, möge sie doch die Freundlichkeit haben, ihn zu Bett zu bringen. Der Hutmacher erwartete sie an der Thür. Er war sehr nett angezogen und auch sie hatte ihr seidenes Kleid angelegt. Langsam und eng an einander geschmiegt, gingen sie das Trottoir entlang, beschienen von den Lichtern der Läden.

Lantier und Gervaise verbrachten einen sehr angenehmen Abend in dem Café chantant. Als um elf Uhr geschlossen wurde, gingen sie behaglich nach Hause. Die Kälte hatte etwas zugenommen und armenweise sah man

die Leute dahingehen; im Schatten der Bäume hörte man lachende Mädchenstimmen. Lantier trillerte ein Liedchen vor sich hin, dessen Refrain Gervaise mechanisch mitsummte. Einerseits war es sehr warm gewesen, anderseits übten die verschiedenen Getränke, welche sie genossen hatte, ihre Wirkung aus, dazu kam noch der Tabaksqualm und die Ausdünstung so vieler Menschen. Vor allem hatte Fräulein Amanda einen lebhaften Eindruck auf sie gemacht; denn nie würde sie sich so entblößt, wie diese, vor das Publikum hingestellt haben. Das war allerdings nicht zu leugnen; die Dame hatte eine Haut, um die man sie beneiden könnte.

„Es schläft schon alles,“ sagte Gervaise, nachdem sie deimal geklingelt hatte, ohne daß ihr geöffnet worden wäre.

Endlich ging die Thür auf, aber der Flur war finster, und als sie an das Fensterchen der Hausmeisterloge klopfte, um ihren Schlüssel zu verlangen, rief ihr die bereits schlastrunkene Hausmeisterin eine Geschichte zu, von der sie anfangs gar nichts verstand. Schließlich konnte sie soviel heraus hören; daß Poisson Coupeau in einem netten Zustande nach Hause gebracht habe und daß der Schlüssel stecken müsse.

„Pfui Teufel!“ brummte Lantier, als sie im Zimmer waren, „was hat er denn hier gemacht? Das ist ja ein abscheulicher Geruch.“

In der That roch es nicht gerade zum besten, und während Gervaise die Zündhölzer suchte, ging sie in etwas Nassen. Als sie hierauf eine Kerze angezündet hatte, bot sich ihnen ein häßliches Schauspiel.

Noch nie war der Zinkarbeiter in einem solchen Zustande nach Hause gekommen; noch nie hatte er das Zimmer so besudelt. So wurde durch diesen Anblick das

Gefühl, welches Gervaise für ihren Mann empfand, völlig wankend gemacht. Wenn er früher angesäuelt oder auch wirklich betrunken nach Hause gekommen war, zeigte sie sich freundlich und nicht abstoßend. Aber jetzt bäumte sich ihr Herz auf, und sie hätte ihn nicht einmal mit einer Zange anfassen mögen. Schon der Gedanke, mit der Haut dieses Schmutzfinks in Berührung zu kommen, erfüllte sie mit Abscheu.

„Wenn ich nur wüßte, wo ich schlafen könnte,“ murmelte sie. „Ich kann doch nicht auf der Straße bleiben . . . Ach was! ich steige über ihn weg.“

Behutsam versuchte sie, den Trunkenbold zu übersteigen, wobei sie sich an einer Ecke der Kommode anhalten mußte um in dem Schmutze nicht auszugleiten; denn Coupeau lag gerade quer vor dem Bett. Lantier indeß, der wohl merkte, daß sie diese Nacht nicht in ihrem eigenen Bette schlafen würde, ergriff sie lächelnd bei der Hand und sagte ihr mit leiser, aber erregter Stimme:

„Gervaise . . . höre, Gervaise . . .“

Aber sie hatte ihn schon verstanden; bestürzt wandte sie sich los und duzte ihn wie ehemals.

„Nein, laß mich . . . Bitte, August, gehe in Dein Zimmer . . . Ich werde schon sehen, wie ich zurecht komme, ich werde von unten ins Bett steigen . . .“

„Ach, Gervaise, sei doch nicht so thöricht,“ wiederholte er. „Hier riecht es zu schlecht. Du kannst da nicht bleiben . . . Komm! Wovor fürchtest Du Dich denn? Er hört uns nicht!“

Noch kämpfte sie mit sich und schüttelte mit dem Kopfe. Gleichsam als wolle sie zeigen, daß sie hier bleiben werde, zog sie in ihrer Bestürzung ihr seidenes Kleid aus, warf es auf einen Stuhl und erschien nun nur mit Hemd und Unterrock bekleidet, während Hals und Arme

entblößt waren. Noch zweimal suchte sie ein sauberes Plätzchen zu entdecken, um hinüberzukommen; aber Lantier ließ sie nicht los, faßte sie an der Taille und sagte ihr Dinge, die ihr Blut in Wallung brachten. Jetzt war sie wirklich in einer peinlichen Lage: vor ihr hinderte sie ihr Mann, sich ruhig ins Bett zu legen, hinter ihr ein nichtswürdiger Schurke, der nur darauf bedacht war, ihr Unglück zu benutzen und sie wieder zu beßigen. Da jetzt der Gutmacher ganz laut sprach, bat sie ihn flehentlich, doch zu schweigen. Dabei wandte sie sich lauschend nach dem Kabinett, wo Nana und Mutter Coupeau lagen. Die Beiden schienen zu schlafen, denn man hörte ihre regelmäßigen Atemzüge.

„August, laß mich gehen, Du wirst sie noch aufwecken,“ versetzte sie und rang die Hände. „Sei vernünftig! Einen andern Tag, anderswo . . . Nicht hier, nicht vor meiner Tochter . . .“

Er sagte nichts mehr, sondern küßte sie lächelnd aufs Ohr, gerade wie er es früher that, wenn er sie necken wollte. Nun hatte sie völlig ihre Kraft verloren; ihr Kopf schwirrte, und Schauer durchflogen ihren Körper; dennoch that sie wieder einen Schritt vorwärts und wollte wieder zurückweichen. Sie sah die Unmöglichkeit ein, in diesem übelriechenden Raum die Nacht zuzubringen. Coupeau jedoch schlief seinen Nausch aus, wie in dem weichsten Bett; seine Glieder waren steif und der Mund stand weit offen.

„Schlimm genug,“ stammelte sie, „es ist seine Schuld, ich kann nicht . . . Ach! mein Gott! ach! mein Gott! er hält mich von meinem Bett ab, ich habe kein Bett mehr . . . Nein, ich kann nicht, es ist seine Schuld.“

Bitternd verlor sie alle Fassung, und während Lantier sie in sein Zimmer schob, erschien das Gesicht Nanas an

der Thür des Kabinetts hinter einer Glasscheibe. Die Kleine war soeben erwacht und hatte sich im Hemd, noch ganz schlaftrunken, aus dem Bett gestohlen. Da erblickte sie ihren Vater in dem eignen Schmutz liegend; das Gesicht an die Scheibe gepreßt, blieb sie und wartete, bis ihre Mutter bei dem andern Mann gegenüber verschwunden war. Ihr Gesicht war ernst, und die großen Augen des lasterhaften Kindes leuchteten vor sinnlicher Neugier.

Neuntes Kapitel.

In diesem Winter wäre es mit Mutter Coupeau beinahe zu Ende gewesen. Jedes Jahr im Dezember, das wußte sie schon, kam ihr das Asthma zwei bis drei Wochen lang über den Hals. Am Sankt-Antoniustage sollte sie dreiundsiebzig Jahre alt werden. Zudem machte sich ihre Gebrechlichkeit dermaßen geltend, daß sie trotz ihrer anscheinend kräftigen Gestalt bei der geringsten Anstrengung zu röcheln begann. Der Arzt erklärte, daß der Husten früher oder später tödlich werden müsse.

Wenn Mutter Coupeau bettlägerig war, so war sie unausstehlich. Allerdings ließ sich nicht leugnen, daß das Kabinett, in welchem sie mit Nana schlief, nicht viel Erheiterndes bot. Zwischen dem Bett der Kleinen und dem ihrigen war gerade noch Raum für zwei Stühle; die alte graue verschossene Tapete hing in Fetzen an den Wänden herab, und die runde Luke neben der Decke ließ nur eine spärliche Helle in den Raum dringen. Dieses Loch war also an und für sich schon ganz dazu angethan, die Lebenskraft zu brechen, wie viel mehr bei einer Person, die nicht mehr recht atmen konnte. Wenn sie in der Nacht von

ihrer Schlaflosigkeit befallen wurde, war ihre einzige Zerstreuung, den regelmäßigen Atemzügen der Kleinen zu lauschen. Aber wenn man ihr tagsüber keine Gesellschaft leistete, ward sie unwillig, wälzte den Kopf jammernd auf dem Kissen hin und her und wiederholte stundenlang:

„Mein Gott! wie unglücklich bin ich! . . . Mein Gott! wie unglücklich bin ich! . . . Im Gefängnisse, ja, im Gefängnisse wollen sie mich sterben lassen!“

Sobald irgend ein Besuch zu ihr kam, etwa Virginie oder Frau Boche, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, gab sie keine bestimmte Antwort, sondern stimmte sofort ihr Klagelied an.

„Ach! mir wird mein bißchen Brot recht schwer gemacht! Nein, bei fremden Leuten würde ich nicht soviel auszustehen haben! . . . Sehen Sie, ich habe eine Tasse Thee gewollt und was hat man mir gebracht? einen ganzen Wasserkrug voll, um mir damit vorzuwerfen, ich tränke zu viel . . . So ist es auch mit Mana! Das Kind habe ich nun erzogen, trotzdem läuft sie schon früh barfuß davon, ohne sich wieder blicken zu lassen. Sie schläft des Nachts wie ein Bär und wacht nicht ein einziges Mal auf, um nachzufragen, wie es mir geht . . . Kurz, ich bin ihnen im Wege und sie warten, daß ich rasch krepriere. Nun! das wird nicht allzulange dauern. Einen Sohn habe ich auch nicht mehr, den hat mir diese miserable Wäscherin genommen. Ich glaube, die schläge mich vollends tot, wenn sie sich nicht vor den Gerichten fürchtete.“

In der That zeigte sich Gervaise zuweilen etwas barsch. Das Geschäft wurde immer kläglicher, an allen Ecken herrschte Erbitterung und Streit. Als Coupeau eines Morgens wieder einmal von einem tüchtigen Kagen-

jammer heimgesucht wurde, hatte er ausgerufen: „Da heult die Alte immer von Sterben, und doch stirbt sie nie!“ ein Wort, welches Mutter Coupeau das Herz vollends gebrochen hatte. Man hielt ihr vor, daß sie soviel koste, und erklärte ruhig, wenn sie nicht mehr da sei, würde man viel ersparen können. Zwar auch sie betrug sich durchaus nicht, wie es sich gehörte. So fing sie, wenn ihre älteste Tochter, Frau Verat, kam, an zu wehklagen und beschuldigte ihren Sohn und ihre Schwiegertochter: sie ließen sie verhungern, nur weil sie ein Zwanzigsousstück für Bekereien ergattern wollte. Auch Vorilleurs gegenüber fing sie ein ganz abscheuliches Gewäsch an, indem sie ihnen erzählte, daß ihre zehn Frank für neue Hauben, heimliche Näscherereien und noch viel gemeinere Dinge, welche man gar nicht nennen könne, drauf gingen. So war es ihretwegen bereits mehrmals zu heftigen Familienzwisten gekommen. Bald hielt sie zu der bald zu jener Partei; kurz, man wußte nicht, woran man mit ihr war.

Gervaise fand ihr Vergnügen darin, jeden Tag so genuffreich wie möglich zu verleben. Der Laden hätte einstürzen können, wenn sie sich nur nicht gerade darunter befunden hätte; sie wäre gern nackt und bloß davongegangen. Und der Laden brach in der That zusammen; allerdings nicht auf einmal, sondern jeden Tag ein wenig. Eine Kundin nach der andern wurde ärgerlich und trug ihre Wäsche andersthin. Herr Madinier, Fräulein Remanjou, selbst die Hausmeisterleute und Frau Goujet waren wieder zu Frau Fauconnier gegangen, wo sie ihre Sachen sauberer bekamen; man wurde schließlich der Sache überdrüssig, um ein einziges Paar Strümpfe drei Wochen lang zu mahnen und die Hemden mit denselben Schmutzstellen wieder anzuziehen, mit denen man sie ihr übergeben hatte. Gervaise aber ließ sich dabei kein graues

Paar wachsen, sie wünschte ihnen glückliche Reise und rief ihnen nach, sie sei recht froh, denn nun brauche sie doch wenigstens nicht mehr in ihrem verpesteten Zeuge herumzuwühlen. Recht so! und wenn auch das ganze Viertel sie im Stiche lasse, dadurch werde sie bloß einen tüchtigen Haufen Unrat los; schließlich mache es ihr auch weniger Arbeit. So behielt sie nur noch die schlechte Kundenschaft, die Straßendirnen und Weiber wie Frau Gaudron, deren Zeug so stank, daß keine einzige Wäscherin der Rue Neuve sich damit abgeben wollte. Der Laden war dem Untergange geweiht, und sie hatte selbst ihre letzte Arbeiterin, Frau Putois, entlassen müssen; so war sie jetzt allein mit ihrem Lehrling, der schielaugigen Augustine, deren Dummheit mit den Jahren zunahm. Aber selbst diese beiden hatten nicht immer Arbeit und saßen oft den ganzen Nachmittag müßig im Laden. Kurz und gut, die Bude wackelte, und in allen Ecken knackte es.

Natürlich in dem Maße, in welchem Faulheit und Elend ihren Einzug hielten, machte sich auch die Unsauberkeit geltend. Wer hätte jetzt wohl in dem Jammerloche den schönen himmelblauen Laden wiedererkannt, der ehemals Gervaises Stolz war? Durch die Feuchtigkeit der unter der Decke trocknenden Wäsche war die Tapete losgelöst und hing in Fetzen herab gleich staubbedeckten Spinnweben. Die Ruhe ging ihr über alles; das übrige mochte gehen wie es wollte. Auch über die täglich wachsenden Schulden ließ sie sich keine grauen Haare wachsen. Mit ihrer Rechtlichkeit war es vorbei; ob sie bezahlen könne oder nicht, darüber wurde sie sich gar nicht mehr klar und so wollte sie lieber davon nichts wissen. Wenn man ihr in dem einen Geschäfte nichts borgen wollte, ging sie einige Häuser weiter in ein anderes, um ihr Heil zu versuchen. So wanderte sie durch das

ganze Viertel und hatte bald in jedem Hause einen tüchtigen Bump aufgenommen, ohne aus Bezahlen zu denken. In der Rue de la Goutte d'Or wagte sie weder bei dem Kohlenhändler, noch bei dem Gewürzkrämer, noch bei der Fruchthändlerin vorbeizugehen; deshalb nahm sie, um ins Waschhaus zu gelangen, stets ihren Weg durch die Rue des Poissonniers, wozu sie reichlich zehn Minuten brauchte. Die Lieferanten kamen ihr über den Hals und schimpften wie die Rohrspagen. Eines Abends setzte der Mann, bei welchem sie die Möbel Lantiers gekauft hatte, die ganze Nachbarschaft in Alarm; wütend drohte er mit Schlägen, wenn sie ihm nicht sofort sein Geld herausrückte. Gewiß zitterte sie bei solchen Szenen; aber wie ein Hund, wenn er geschlagen worden, schüttelte sie es sich bald ab; war es vorbei, so ließ sie sich's wieder wohlschmecken. Es seien unverschämte Menschen, bemerkte sie, die sie so quälten! Sie habe kein Geld und hegen könne sie's auch nicht! Uebrigens werde man von den Kaufleuten gerade genug bestohlen, die seien nur da um zu borgen; so schief sie wieder in ihrer Grotte ein und suchte sich den Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen, daß es eines Tages doch zur Entscheidung kommen müsse. Ei nun! sie werde die Sache schon in Ordnung bringen; bis dahin wolle sie sich nicht quälen lassen.

Mutter Coupeau war jetzt so leidlich wieder hergestellt, und noch ein Jahr lang ging es einigermaßen. Im Sommer gab es allerdings etwas mehr Arbeit, denn da kamen die weißen Röcke und die Baumwollkleider der Tanzbodenjungfern hinzu. Aber alles drehte sich einem langsamen Untergange zu, jede Woche versank sie tiefer in den Sumpf, während es abwechselnd auch einmal wieder besser ging, so daß man an manchen Abenden nicht wußte,

wo einen Bissen Brot hernehmen, und an andern wieder sich den Magen zum Zerplatzen mit Kalbsbraten füllte.

Während so alles zu stürzen drohte, befand sich Coupeau höchst schlau. Dieser Trunkenbold fühlte sich wohl wie ein Schwein im Kote und wurde durch den Schnaps- genuß dick und fett. Er aß und trank und ließ sich dabei durchaus nicht von dem knauserigen Vorilleux stören. Wenn dieser dem Saufen zur Last legte, es bringe den Menschen um, so antwortete jener einfach damit, daß er sich selbstgefällig auf den fetten Schnapsbauch klopfte. Aber Vorilleux, ärgerlich darüber, daß er selbst keinen Schmerbauch hatte, entgegnete dann, das sei Schmierfett und nichts wert. Gleichviel, Coupeau soff um so mehr. Seine graumelierten Haare flammten im Winde wie Feuerbrände; sein affenähnliches aufgedunsenes Gesicht wurde rot wie dunkler Wein. Dabei blieb er ein lustiger Kerl und höhnte seine Frau, wenn diese es sich einfallen ließ, ihm die mißliche Lage vorzujammern. Sind denn die Männer nur dazu da, solche Albernheiten anzuhören? Wenn die andern zu Hause auch hungerten, er verlangte früh und abends seine tüchtigen Portionen, ohne zu fragen wo es herkam. Wenn er oft wochenlang ohne Arbeit auf der Bärenhaut lag, ward er noch viel unverschämter und lebte stets in dider Freundschaft mit Lantier. Von den Verirrungen seiner Frau schien er nichts zu wissen, wenigstens schworen Voches und Poissons Stein und Bein, er habe keine Ahnung davon und es werde ein schreckliches Unglück sein, wenn es ihm jemals zu Ohren komme. Aber seine eigene Schwester, Frau Verat, war damit einverstanden und erzählte, es seien ihr Männer bekannt, denen dies nicht mißfalle.

Auch Lantier litt keine Not und kontrollierte sorgfältig seinen Leibesumfang durch die Hosenschnalle. Selbst wenn

kein Heller im Hause war, verlangte er Eier, Koteletten, überhaupt nahrhafte und leichte Speisen. Seitdem er den zweiten Chemann spielte, betrachtete er es als ganz selbstverständlich, Anteil am Wirtschaftsgelde zu haben; er nahm die Zwanzig-Sousstücke an sich, welche umherlagen, schaltete mit Gervaise ganz nach seinem Belieben, brummte und räsionierte, als ob er mehr Recht im Hause hätte, als der Dachdecker. Kurz, die Bude stand jetzt unter Doppelherrschaft. Aber der Hausfreund wußte schlau alle Vorteile für sich auszubeuten und das Fett von der Brühre abzuschöpfen. So schmarrelte er in der Familie und machte schließlich gar keinen Hehl mehr daraus. Allen andern aber zog er Rana vor, weil er die netten Mädchen liebte.

Zwischen zwei solchen Herren zu leben, war für Gervaise nicht immer angenehm. Indes konnte sie sich, Gott sei Dank, über ihr Wohlbefinden nicht beklagen, denn auch sie wurde immer dicker. Allein, zwei Männer zu versorgen und zu befriedigen, das ging oft über ihre Kräfte; schon ein Mann kann einem genug Sorge machen. Das Schlimmste dabei war, daß diese beiden Hallunken sich ausgezeichnet vertrugen. Gervaise dagegen rieben sie auf wie ein Licht, welches man an beiden Enden anzündet. Dem Dachdecker konnte man allerdings keinen allzugroßen Vorwurf machen, denn er war zu ungebildet; allein der Hutmacher besaß, wenn auch nicht zuviel, denn doch wenigstens einige Bildung, gerade wie unsaubere Leute, die ein weißes reines Hemd über der schmutzigen Haut tragen. Eines Nachts träumte sie, sie stehe am Rande eines Brunnens; Coupeau versetzte ihr einen Fauststoß, während Lantier sie an den Hüften kigelte, damit sie um so schneller herabspringen sollte. Nun! ähnlich war es auch mit ihrem Leben.

Gegen den Herbst ging es unglücklicherweise noch schlechter in der Wirtschaft. Lantier behauptete, er werde

dünnere und zeigte sich deshalb täglich verdrießlicher. Ueber alles beklagte er sich; er nörgelte, wenn es Kartoffeln gab, dieses Zeug könne er nicht essen, ohne Leibschneiden zu bekommen. Die geringsten Zwiste endigten jetzt oft mit Prüßeln, wobei man sich die letzten Trümmern des Hausstandes an den Kopf warf, und es dauerte lange, ehe man sich ausöhnte und zur Ruhe ging. Lantier witterte bereits den Untergang; mit Erbitterung fühlte er, daß die Wirtſchaft schon völlig zu Grunde gerichtet war, und sah den Tag schon vor sich, wo er seinen Hut nehmen und sich anderswo werde einnisten müssen. An dieser Stelle hatte er sich so schön angewöhnt, hier konnte er seinen Gewohnheiten folgen und wurde von allen geschmeichelt; ein wahres Schlaraffenleben, dessen Genüsse ihm unerseßbar waren. Nun verwünschte er Gervaise, weil sie keine Sparſamkeit kenne. Verdammt! rief er, was solle denn aus ihnen werden? Gerade jetzt ließen ihn die Freunde im Stich, wo er ein prächtiges Geschäft abschließen wolle, wo er sechstausend Frank Salär in einer Fabrik bekommen könne, eine Summe, welche der ganzen Familie Gelegenheit bieten würde, luxuriös zu leben.

Im Dezember mußte man eines Abends sich das Essen denken, denn es war auch nicht einmal ein Radieschen da. Lantier ging mit düsterer Miene sehr zeitig fort und lief in den Straßen umher, um irgendwo etwas für seinen Magen aufzutreiben. Stundenlang saß er dann wieder nachdenklich neben dem Plättofen, als er sich plötzlich ungeheuer freundlich gegen Poisson zeigte. Er verspottete den Polizeidiener nicht mehr mit dem Namen Badinguet und gewann es jetzt sogar über sich, ihm zuzugestehen, daß der Kaiser vielleicht ein ganz guter Mensch sei. Besonders hoch schien er Virginien zu achten und erklärte, sie sei eine geistreiche Frau, welche das Leben von

der richtigen Seite aufzufassen wisse. Es war klar, er streute ihnen Sand in die Augen, und man hätte beinahe denken können, er wolle zu ihnen in Pension gehen. Aber sein Plan war zweideutig und viel verwickelter. Da Virginie ihm gegenüber den Wunsch geäußert hatte, irgend ein Geschäft anzufangen, suchte er sich bei ihr beliebt zu machen und erklärte diesen Plan für vortrefflich. Ja, meinte er, sie eigne sich ausgezeichnet für den Handel, da sie von stattlicher Figur, entgegenkommend und thätig sei. Sie werde entschieden ein glänzendes Stück Geld verdienen. Da das Erbteil von der Tante schon lange bereit liege, so habe sie ganz recht, wenn sie ihr bißchen Schneiderei bei Seite legen und sich ein Geschäft einrichten wolle. Es war nur die Frage, einen passenden Laden in diesem Viertel ausfindig zu machen, und auch dies ließe sich leicht machen, wenn man es geschickt anfinge. Sie solle ihm nur den Auftrag geben, dann werde er es schon besorgen.

Es war gleichsam ein Geheimnis zwischen ihnen, welches unter Augenzwinkern und hastigen Bemerkungen erläutert zu werden schien, irgend ein unheimlicher Anschlag, der sich bis auf ihren verständnisinnigen Händedruck verriet. Von diesem Augenblicke an lungerte der Hutmacher, wenn er bei Coupeau sein trocknes Brot verzehrte, mit scheelen Blicken umher, er war wieder sehr gesprächig geworden und seine Klagen nahmen kein Ende. Lieber Gott! er spreche ja nicht in seinem Interesse, erklärte er, und wolle mit seinen Freunden hungern, soviel verlangt würde. Nur die Klugheit gebiete es, daß man sich über die wirkliche Lage Rechenschaft gebe. Im Viertel habe man beim Bäcker, beim Kohlenhändler, beim Gewürzkrämer und anderswo Schulden, die zusammen wohl sicher fünfhundert Frank ausmachten. Außerdem sei man mit zwei

Quartalen Miete im Rückstande, das betrage auch zweihundertundfünfzig Frank; der Hauswirt, Herr Marescot, spräche sogar davon, sie an die Luft zu setzen, wenn sie nicht vor dem ersten Januar zahlten. Schließlich habe auch das Leihhaus schon alles verschlungen und die Wohnung sei bereits so ausgeplündert, daß man nicht mehr für drei Frank Habseligkeiten zu versehen habe; nur noch die Nägel stecken in den Wänden, weiter nichts, und außerdem besitze man noch zwei Schwarten im Wert von drei Sous. Bei solchen Jeremiaden war Gerbaise gewöhnlich anfangs wie zerschmettert, schließlich aber ward sie ärgerlich, schlug mit der Faust auf den Tisch oder weinte wie besessen. Eines Abends rief sie aus:

„Ich gehe morgen meiner Wege! . . . Lieber will ich meine Bude zuschließen und auf dem Trottoir schlafen, als beständig in solcher Angst leben.“

„Es wäre klüger,“ entgegnete Lantier mit heuchlerischer Miene, „den Mietkontrakt aufzugeben, wenn sich jemand fände . . . Da ihr beide entschlossen seid, den Laden zu verlassen . . .“

Noch heftiger unterbrach sie ihn:

„Aber sofort, sofort! . . . Ah! dann wäre ich wenigstens aus der Verlegenheit!“

Nun zeigte sich der Hutmacher als praktischer Freund. Wenn man den Mietkontrakt abtrete, bemerkte er, werde man ohne Zweifel von dem neuen Mieter die beiden rückständigen Quartale erhalten. Nun rückte er auch mit der Sprache heraus, er erwähnte Poissons und erinnerte daran, daß Virginie einen Laden suche; vielleicht werde ihr dieser hier passen. Er besinne sich jetzt, daß er von ihr gehört habe, sie wünsche einen ganz ähnlichen. Aber bei dem Namen Virginie hatte die Wäscherin plötzlich ihre Ruhe wieder erlangt. Sie wolle sehen, erklärte sie, in der Auf-

regung spreche man immer gleich davon, seine Wirtschaft im Stiche zu lassen, nur scheine die Sache nicht so einfach, wenn man es sich ruhig überlege.

An den folgenden Tagen konnte sich nun Lantier mit seinen Vitaneien noch so viel Mühe geben, Gervaise antwortete stets, sie habe sich schon aus mißlicheren Tagen zu helfen gewußt. Wenn sie ihren Laden nicht mehr habe, sei sie um nichts gebessert und habe dann erst recht nichts zu essen. Im Gegenteil, sie wolle wieder Arbeiterinnen annehmen und sich eine neue Kundschaft suchen. Dies sagte sie, um sich die so liebenswürdigen Auseinandersetzungen des Gutmachers vom Halse zu schaffen, der ihr beständig vorpredigte, wie sie unter den Schulden schmachte ohne die geringste Hoffnung auf Besserung. Aber er beging jetzt den Fehler, den Namen Virginie wieder zu erwähnen und ihr dadurch alle Geduld zu rauben. Wütend rief sie: nein, niemals! von jeher habe sie an Virginiens Aufrichtigkeit gezweifelt; wenn diese den Laden für sich zu haben begehre, so geschehe dies nur, um sie zu blamieren. Sie würde ihn vielleicht an die erste beste Frau auf der Straße abgetreten haben, aber nicht an dieses lange heuchlerische Fräuleinzimmer, welches sicher schon jahrelang darauf laure, sie über die Klinge springen zu sehen. O! dies erkläre alles. Sie begreife jetzt, weshalb die Katzenaugen dieser langen Kokette so unheimlich funkelten. Ja, Virginie habe die Waschhauszene noch nicht vergessen und ihr Groll glimme immer noch unter der Asche fort.

Der Januar war gekommen und mit ihm ein schmutziges, feuchtes und kaltes Wetter. Mutter Coupeau, welche den ganzen Dezember über an ihrem Husten erstickt war, mußte nach dem Dreikönigstage wieder das Bett aufsuchen. Das war bei ihr Regel und jeden Winter machte sie sich gefaßt darauf. Aber diesmal behaupteten alle, sie werde ihr Zimmer

wohl nur mit den Füßen zuerst verlassen, und wirklich ließ sie trotz ihrer wohlgenährten Leibesbeschaffenheit ein ganz verdächtiges Köcheln hören, das die Annäherung des Todes verriet; das eine Auge war bereits gebrochen und die eine Gesichtshälfte verzerrt. Sicherlich würden ihre Kinder sie lieber munter gesehen haben, aber sie schleppte sich schon so lange hin und war so gebrechlich, daß man im Grunde ihren Tod als eine Erlösung für jedermann betrachtete. Sie selbst wäre viel glücklicher gewesen, denn sie hatte ihre gehörige Zeit gelebt, und wenn man so alt ist, hat man nichts mehr zu beklagen. Der Arzt, welchen man einmal gerufen hatte, war später gar nicht erst wiedergekommen. Man fütterte sie nun einfach mit Thee, um sie wenigstens nicht ganz im Stiche zu lassen und sah alle Stunden einmal nach, ob sie noch am Leben sei. Sie konnte zwar nicht mehr sprechen, aber mit ihrem gesunden Auge schaute sie den Personen fest ins Gesicht, und in diesem Auge sprach sich gar viel aus: die schmerzliche Erinnerung an die schöne Jugendzeit, die Betrübniß, zu sehen, wie die Angehörigen sie loszuwerden wünschten, der Born über diese gottlose Mana, welche des Nachts ganz ungeniert im Hemd aus dem Bett stieg und durch die Glasthür lauschte.

Eines Montags kam Coupeau abends betrunken nach Hause. Seitdem seine Mutter in Gefahr schwebte, hatte sich seiner eine beständige Nahrung bemächtigt. Wenn er im Bett lag und bärenmäßig schnarchte, ging Gerbaise zu Mutter Coupeau und wachte einen Teil der Nacht bei ihr. Uebrigens zeigte sich Mana jetzt sehr brav, sie schlief neben der Alten und meinte, wenn sie dieselbe sterben höre, werde sie gleich alle davon in Kenntniß setzen. Da in dieser Nacht nun die Kleine schlief und die Alte friedlich zu schlummern schien, gab schließlich die Wäscherin den Bitten Lantiers nach der sie in sein Zimmer rief und

ihr den guten Rat gab, dort ein wenig auszuruhen. Sie ließen nur eine Kerze brennen, welche hinter dem Schranke auf dem Boden stand. Aber gegen drei Uhr morgens sprang Gervaise plötzlich zitternd und von einer heftigen Angst ergriffen aus dem Bett. Es war ihr, als sei ein eiskalter Hauch über ihren Körper gegangen. Die Kerze war unterdessen niedergebrannt, und so band sie in der Finsternis mit fieberhaft zitternden Händen ihre Röcke fest. Erst in der Kammer gelang es ihr, nachdem sie sich verschiedne Mal an die Möbel gestoßen hatte, ein Lämpchen anzuzünden.

Mitten in der nächtlichen Stille hörte man nur das dumpfe Schnarchen des Zinkarbeiters, während Nana, auf dem Rücken liegend, ganz leise Atemzüge zwischen ihren schwellenden Lippen hervorstieß.

Gervaise leuchtete mit der Lampe, welche an den Wänden lange Schatten hervorrief, über das Gesicht der Mutter Coupeau. Dasselbe war bleich, das Haupt der Alten lag auf die Schulter geneigt, und die Augen standen weit offen. Mutter Coupeau war tot.

Mit starren Zügen, ohne einen Schrei auszustößen, kehrte die Wäscherin leise in Lantiers Zimmer zurück. Dieser war wieder eingeschlafen, und so beugte sie sich über ihn und murmelte:

„Höre, es ist aus, sie ist tot.“

Ganz schlaftrunken brummte er zuerst:

„Laß mich in Ruhe, lege Dich nieder . . . Wir können ihr nicht helfen, wenn sie tot ist.“

Sodann richtete er sich, auf einen Arm gestützt, empor und frug:

„Wieviel Uhr ist es?“

„Drei Uhr.“

„Erst drei Uhr! Gehe doch wieder zu Bett! Du

macht Dich bloß frank. . . . Laß das nur, bis es Tag ist."

Aber sie hörte nicht auf ihn, sondern kleidete sich vollständig an. Da kroch er wieder unter das Deckbett, drehte den Kopf nach der Wand und schimpfte über die verdammten trotzigcn Weiber. Sei es denn so eilig, den Leuten zu verkündigen, daß ein Toter im Logis sich befinde? brummte er verdrießlich. Mitten in der Nacht, das ging ihm doch über den Spaß, und er schien außer sich zu sein, daß ihm durch solche Unannehmlichkeiten der Schlaf verdorben ward. Als sie indessen ihre Sachen, bis auf die Haarnadeln, wieder nach ihrem Zimmer getragen hatte, sank sie auf einen Stuhl nieder; hier konnte sie wenigstens ihren Thränen freien Lauf lassen und fürchtete auch nicht mehr, mit dem Hutmacher überrascht zu werden. Im Grunde ihres Herzens liebte sie Mutter Coupeau doch und empfand jetzt die Schwere des Kammers, nachdem sie im ersten Augenblick nur Furcht, ja sogar einen gewissen Mergcr verspürt hatte darüber, daß die Alte ihre Todesstunde auf eine so unpassende Zeit verlegte. Hier, wo alles um sie her schwieg, weinte sie ganz laut, ohne daß der Zinkarbeiter sich in seinem Schnarchen stören ließ; er hörte nichts, obwohl sie ihn gerufen und gestoßen hatte, so daß sie endlich beschloß, ihn in Ruhe zu lassen, indem sie sich überlegte, daß sein Erwachen nur neue Verwirrung hervorrufen würde. Als sie wieder zu der Toten kam, fand sie Mana aufrecht sitzend und sich die Augen reibend.

Coupeau schnarchte noch immer in beständiger Abwechselung zwei Töne, einen schweren absteigenden und einen leichten aufsteigenden Ton. Gegen sieben Uhr, wo es zu dieser Jahreszeit noch immer düster war, erwachte er endlich.

Als er das Unglück erfuhr, war er anfangs ganz verblüfft und stotterte, man wolle ihm wohl ein Faxe vor-
machen. Darauf warf er sich vor der Toten nieder und
weinte wie ein Kind helle Thränen, und Gervaise, über
den Schmerz ihres Mannes tief gerührt und plötzlich wieder
mit ihm ausgeföhnt, hatte ebenfalls von neuem zu schluchzen
begonnen. Coupeaus verzweifelte Stimmung wurde noch
vermehrt durch seinen großen Kagenjammer. Er durch-
wühlte sich das Haar, sein Mund war klebrig und schmierig
von dem Schnapsgenusse, und trotz der zehn Stunden
Schlaf war er noch immer ein wenig benebelt. Er ballte
die Hände zusammen und rief:

„O, Gott! meine Mutter ist hin, die ich so lieb
hatte! Ah! und mein Schädel brummt mir, das wird
mich noch kaput machen! . . . In meinem Kopfe brennt es
und jetzt reißt man mir noch das Herz heraus! Nein, das
Schicksal ist nicht gerecht, wenn es so hartnäckig auf einen
Mann eindringt!“

„Vorwärts! Mut, alter Freund!“ sagte Lantier und
richtete ihn wieder empor. „Wer wird denn so außer
sich sein!“

Er bot ihm ein Glas Wein an, aber Coupeau weigerte
sich, zu trinken.

„Was habe ich denn? ich habe Vitriol im Schädel . . .
Wenn ich meine Mutter sah, schmeckte mirs stets nach
Vitriol . . . Mutter, o Gott! Mutter, Mutter . . .“

Und wieder begann er wie ein Kind zu weinen.
Trogdem aber trank er das Glas Wein, als wolle er da-
mit das Feuer ersticken, welches seine Brust durchwütete.
Lantier machte sich sobald wie möglich aus dem Staube,
indem er vorgab, er wolle der Verwandtschaft Mitteilung
machen und auf der Mairie Anzeige erstatten. Er fühlte
das Bedürfnis nach frischer Luft: allein sobald er draußen

war, beeilte er sich durchaus nicht mehr, rauchte behaglich Zigaretten und genoß die lebhafteste Kühle des Morgens. Als er von Frau Lerat kam, ging er sogar in ein Restaurant, um eine Tasse recht heißen Kaffee zu trinken, und hier verweilte er über eine Stunde mit nachdenklicher Miene.

Indessen fand sich schon um neun Uhr die Familie im Laden zusammen, dessen Jalousien man geschlossen ließ. Vorilleux weinte nicht; übrigens hatte er notwendig zu thun und stieg deshalb fast sogleich wieder nach seiner Werkstatt hinauf. Frau Vorilleux und Frau Lerat hatten Coupeaus teilnahmsvoll umarmt und trockneten sich eifrig die Augen, wiewohl nur dann und wann eine kleine Thräne zum Vorschein kam.

Lantier kam erst um elf Uhr wieder nach Hause. Er hatte sich im Bureau der Beerdigungsgesellschaft Auskunft geholt.

„Der Sarg macht zwölf Frank,“ sagte er. „Wenn Sie eine Messe haben wollen, kommen noch zehn Frank hinzu; schließlich noch der Leichenwagen, welchen man je nach den Dekorationen bezahlt . . .“

„O! das ist ganz unnötiger Kram,“ murmelte Frau Vorilleux, indem sie mit erstaunter und besorgter Miene den Kopf erhob. „Wir können die Mutter doch nicht wieder lebendig machen, nicht wahr? . . . Da muß man sich nach seinem Geldbeutel richten.“

Man sprach mit gedämpfter Stimme, während das matte Tageslicht durch die Spalten der Fensterläden eindrang. Die Thür nach der Schlafkammer stand weit offen und aus dieser gähnenden Oeffnung drang gleichsam das Schweigen des Todes hervor. Aus dem von der bleichen Winter Sonne beschienenen Hofe scholl Kinder gelächter herauf; plötzlich ließ sich Mamma hören. die von Vorbes. zu

denen man sie einstweilen geschickt hatte, entwischt war. Mit ihrer schrillen Stimme befehligte sie die kleine Schar, die Absätze klapperten auf dem Pflaster, während wie aus einer lärmenden Vogelherde ein Kindergesang erscholl.

„Wir sind gewiß nicht reich,“ meinte Gervaise, „aber wir wollen uns wenigstens benehmen, wie sich es gehört . . . Wenn uns Mutter Coupeau auch nichts hinterlassen hat, so ist das noch kein Grund, sie wie einen Hund in die Grube zu werfen . . . Nein, eine Messe müssen wir haben und auch einen ziemlich anständigen Leichenwagen . . .“

„Und wer soll denn das bezahlen?“ frug Frau Lorilleux erregt. „Wir nicht, die wir schon vorige Woche Geld eingebüßt haben; ihr auch nicht, denn ihr seid doch schon auf dem Hund . . . Ah! Sie müßten doch einmal einsehen, wohin Sie damit kommen, die Leute für Narren zu halten!“

Nun wurde auch Coupeau um seine Meinung gefragt; er aber machte eine völlig gleichgültige Handbewegung und schloß auf seinem Stuhl wieder ein. Frau Verat erklärte, sie würde ihren Anteil bezahlen, denn auch sie meinte, man müsse sich anständig zeigen. Nun rechneten beide auf einem Stück Papier die Kosten aus und kamen dabei auf einen Betrag von ungefähr neunzig Frank, weil sie nach langer Auseinandersetzung sich für einen Leichenwagen mit schmaler Verzierung entschieden.

„Wir sind ihrer drei,“ schloß die Wäscherin, „also kann jede dreißig Frank geben. Dabei wird keine von uns bankerott.“

Aber Frau Lorilleux wollte davon nichts wissen und rief wütend:

„Schön! ich zahle nichts, nein, nein! keinen Heller! . . . Es ist mir nicht etwa um die dreißig Frank; ich

würde hunderttausend geben, wenn ich sie hätte und damit die Mutter wieder lebendig machen könnte . . . Aber ich liebe den Stolz nicht! Sie haben einen Laden und wollen nun vor dem ganzen Viertel prohen. Auf diesen Leim werden wir aber freilich nicht gehen. Wir sind nicht solche Narren . . . Sehen Sie nur zu, wie Sie durchkommen! Wenn es Ihnen gar zu sehr gefällt, so stecken Sie doch lieber gleich Federn auf den Leichenwagen.“

„Von Ihnen wird man gar nichts verlangen,“ antwortete schließlich Gervaise. „Und wenn ich mich selbst verkaufen müßte, einen Vorwurf will ich mir doch nicht zu machen haben. Ich habe Mutter Coupeau ohne Sie ernährt und werde sie auch ohne Sie beerdigen. . . Schon früher einmal habe ich sie aus Ihren Klauen befreit; wenn ich verirrtten Ragen helfe, so kann ich auch Ihre Mutter nicht im Schmutz sitzen lassen.“

Jetzt begann Frau Lorilleux zu weinen und wäre fortgegangen, wenn Lantier nicht sich ins Mittel geschlagen hätte. Der Streit wurde so lebhaft, daß Frau Lerat Schweigen gebot und sich veranlaßt fühlte, leise in die Kammer zu gehen, wo sie einen ärgerlichen und besorgten Blick auf die Tote warf, gerade als ob sie fürchtete, dieselbe erwacht zu finden, auf das lauschend, was neben ihr gesprochen wurde.

Gegen Mittag ging Lantier wieder aufs Beerdigungs-Bureau, wohin er die dreißig Frank von Frau Lerat und außerdem noch sechzig Frank mitnahm, welche Gervaise sich in ihrer Angst von Goujet geliehen hatte. Im Laufe des Nachmittags kamen einige Besuche, meistens Nachbarinnen, welche, von Neugier geplagt, nun klagten und die Augen verdrehten; im Schlafzimmer angelangt, konnten sie sich an der Toten gar nicht satt sehen, bekreuzten

sich und sprengten mit dem Buchsbaumzweige Weihwasser auf ihr Gesicht; dann setzten sie sich im Laden nieder und sprachen stundenlang in ewiger Wiederholung von der lieben guten Frau. Fräulein Remanjou hatte bemerkt, daß ihr rechtes Auge offen stände, Frau Gaudron bemerkte hartnädig, sie habe für ihr Alter noch eine prächtige Hautfarbe, und Frau Fauconnier war ganz bestürzt darüber, daß sie die Alte noch drei Tage vorher habe Kaffee trinken sehen. Ja, meinte sie, der Tod komme schnell und ein jeder könne sich immer die Stiefeln schnüren. Gegen Abend wurden Coupeaus der Toten allmählich überdrüssig, denn, erklärten sie, es sei für eine Familie zu schmerzlich, eine Leiche so lange vor sich zu sehen. Die Regierung hätte ein anderes Gesetz darüber aufstellen sollen. Noch einen ganzen Abend, eine ganze Nacht und einen ganzen Morgen, nein! das sei eine wahre Ewigkeit. Wenn man nicht mehr weinen könne, gehe der Kummer in Erbitterung über und schließlich werde man grob. So geriet sie schnell bei der Familie in Vergessenheit, man vorlor den Respekt vor der Toten.

Man setzte sich gerade zum Essen nieder, als Boche mit der Meldung hereinkam, Herr Marescot wünsche vorzusprechen. Kurz darauf erschien denn auch der Hauswirt mit ernster Miene und seinem großen Orden auf den Ueberrock geheftet. Mit einem stummen Gruße ging er ohne Aufenthalt in die Kammer und kniete nieder. Als frommer Katholik nahm er eine andächtige Pastormiene an, darauf bekreuzte er sich und besprengte die Leiche mit Weihwasser. Die ganze Familie hatte sich vom Tisch erhoben, tief gerührt durch diese Frömmigkeit. Nachdem Herr Marescot seine Ceremonie beendet hatte, ging er in den Laden zurück und sagte zu Coupeaus:

„Ich komme wegen der beiden rückständigen Quartale. Haben Sie das Geld bereit?“

„Nein, mein Herr, nicht ganz,“ stammelte Gervaise, sehr ungehalten darüber, so etwas in Gegenwart von Dorilleus besprechen zu hören. „Nach dem Unglücksfalle, welcher uns widerfahren ist, sehen Sie wohl ein . . .“

„Ohne Zweifel, aber jeder hat seine Sorgen,“ entgegnete der Hausbesitzer. „Ich bin gerade recht bedrängt und kann nicht mehr warten . . . Wenn ich bis übermorgen früh nicht bezahlt bin, sehe ich mich gezwungen, zur Auspfindung meine Zuflucht zu nehmen.“

Gervaise sagte kein Wort, sie blickte ihn nur flehend mit ihren thränenfeuchten Augen an. Allein er schüttelte energisch mit dem Kopfe und gab ihr so zu verstehen, daß ihre Bitten nützlich seien. Uebrigens verbot ja die Achtung vor der Toten alle weitere Auseinandersetzung und so ging er denn leise wieder fort.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Sie gestört habe,“ murmelte er. „Uebermorgen früh, vergessen Sie es nicht.“

Und da er beim Hinausgehen wieder an der Kammer vorbeikam, grüßte er den Leichnam zum letzten Male, indem er vor der weitoffenstehenden Thür sein Knie beugte.

Man aß im Anfang schnell, damit es nicht den Anschein gewinnen sollte, als finde man Vergnügen daran. Aber beim Nachtschnee beeilte man sich nicht; die Sehnsucht nach Ruhe und Behaglichkeit hatte sich geltend gemacht, bis schließlich Mutter Coupeau vergessen wurde. Man hatte einen tüchtigen Böttich sehr starken Kaffee gebraut um sich während der ganzen Nacht munter zu erhalten. Gegen acht Uhr erschienen Poissons und wurden zu einem Glase Kaffee eingeladen. Jetzt schien Vantier, der Gervaises Gesicht studierte, eine Gelegenheit zu finden, auf die er schon seit dem Morgen gelauert hatte. Das Gespräch war gerade auf den Hauswirt und dessen Unver-

schämtheit gekommen, gerade jetzt Geld zu verlangen, wo ein Leichnam in der Wohnung liege, als jener plötzlich bemerkte:

„Dieser Gallunke mit seiner Kirchenmiene ist der reine Jesuit! . . . Aber an Ihrer Stelle würde ich ihm eins husten mit seinem Laden.“

Gervaise, von Ermüdung überwältigt, antwortete unüberlegt:

„Ja, sicherlich werde ich nicht warten, bis die Männer des Gesetzes kommen . . . Ach! mir hängt die ganze Sache zum Halse heraus.“

Niemand freute sich mehr über diesen Entschluß, als Dorilleuz, die ihn denn auch nach Kräften billigte. Ja, man mache sich gar keinen Begriff, was ein Laden koste, bemerkten sie. Wenn sie bei andern auch nur drei Frank verdiene, habe sie doch weiter keine Unkosten und rischiere auch nicht, große Summen einzubüßen. Dasselbe predigten sie auch Coupeau vor; dieser trank unaufhörlich, befand sich in einer beständigen Rührung und weinte ganz allein über seinem Teller. Da die Wäscherin sich jetzt überreden zu lassen schien, warf Lantier einen bedeutungsvollen Blick auf Virginie. Diese schlug sich denn auch sofort ins Mittel und zeigte sich äußerst lebenswürdig:

„Wissen Sie, da ließe sich ja ein Vergleich machen. Ich würde Ihren Kontrakt übernehmen und dann Ihre Angelegenheit mit dem Wirt schon in Ordnung bringen. Kurz, Sie würden viel ruhiger leben.“

„Nein, ich danke,“ erklärte Gervaise und schüttelte sich, als ob sie friere. „Ich weiß schon, wo ich die Miete bekommen kann, wenn ich will. Ich werde arbeiten; meine Arme sind ja, Gott sei Dank, noch gesund und so kann ich mir aus der Verlegenheit helfen.“

„Wir wollen doch lieber später davon sprechen,“ ent-

geguete schnell der Hutmacher. „Es paßt sich heute Abend nicht . . . Später, morgen zum Beispiel.“

In diesem Augenblick stieß Frau Verat, welche in die Kammer gegangen war, einen leisen Schrei aus. Sie hatte sich gefürchtet, weil das Licht ausgebrannt war. Schleunigst zündete man ein anderes an und wiederholte kopfschüttelnd, es sei ein übles Zeichen, wenn das Licht bei einem Toten verlösche.

Nun begann die Totenwache. Coupeau hatte sich behaglich ausgestreckt, nicht um zu schlafen, meinte er, sondern um nachzudenken; aber es dauerte keine fünf Minuten, so schnarchte er wie ein Bär. Poissons blieben bis Mitternacht da. Man hatte schließlich in einer Schüssel eine Weinbowle gemacht, weil der Kaffee die Damen zu sehr aufregte, und die Unterhaltung nahm einen sentimentalen Charakter an. Virginie sprach vom Landleben: sie wäre am liebsten in einer Waldecke beerdigt gewesen, wo Feldblumen auf ihrem Grabe blühten. Frau Verat bewahrte schon in einem Schranke ihre Leichenwäsche auf und parfümierte sie immer mit einem Lavendelstrauch; sie hielt darauf, einen guten Duft unter der Nase zu haben, wenn sie einst ins Gras beißen müsse.

Lantier ging bald fort und gab vor, er gehe zu einem Freunde, um sein Bett den Frauen zu überlassen, welche darin der Reihe nach je eine Stunde ausruhen könnten. Lorilleux ging diesmal ganz allein nach Hause, wobei er zu wiederholten Malen erklärte, das sei ihm seit seiner Verheirathung noch nicht passiert. Nun verteilten sich Gervaise und die beiden Schwestern auf den Sigen um den Ofen herum und wärmten sich Kaffee, während Coupeau fest schlief. Mitten im Schweigen der Nacht sah man sie hier, zusammengekrümmt, die Hände unter der Schürze verborgen, das Gesicht dem Feuer zugewandt, in

leisem Gespräch begriffen sitzen. Frau Lorilleux wimmerte: sie habe kein schwarzes Kleid, möchte sich aber auch nicht gern eins kaufen, da sie sich jetzt sehr einschränken müßten, und sie frag dann Gervaise, ob Mutter Coupeau nicht einen schwarzen Unterrock hinterlasse, etwa den, welchen man ihr zum Namenstage geschenkt habe. Gervaise mußte also den Unterrock holen; jene besichtigte ihn und meinte, wenn man eine Falte in den Gurt nähte, könne er seinen Zweck recht wohl verrichten. Aber die liebenswürdige Frau Lorilleux war damit noch nicht zufrieden, sie wollte auch alte Wäsche haben, sprach von dem Bett, dem Schrank und den beiden Stühlen und spähte nach allen Häbeligkeiten umher, welche zur Teilung kommen mußten. So wäre es fast zu Streitigkeiten gekommen, wenn nicht Frau Lerat Frieden gestiftet hätte, indem sie erklärte, Coupeaus hätten Mutter Coupeau gepflegt, also verdienten sie den Besitz ihrer sieben Sachen recht wohl. Nun hockten alle drei wieder vor dem Ofen, in eintönige Klatschereien vertieft. Die Nacht erschien ihnen schrecklich lang. Zuweilen rafften sie sich auf, tranken einen Schluck Kaffee und schauten nach der Kammer, wo die Kerze, welche man aus Aberglauben nicht puzte, mit roter trüber Flamme brannte und durch den verkohlten Docht an Größe zunahm. Gegen Morgen zitterten sie trotz der starken Ofenwärme an allen Gliedern. Theils Bangigkeit, theils Erschlaffung infolge des vielen Schwagens hatte sich ihrer bemächtigt. Frau Lerat warf sich auf Lantiers Bett und schnarchte bald wie ein alter Mann, während die beiden andern auf ihren Stühlen eingenickt waren. Beim ersten Tagesgrauen wurden sie vor Frost wieder munter; die Kerze bei Mutter Coupeau war eben wieder ausgelöscht.

Das Begräbniß war auf halb elf Uhr festgesetzt. Das

war noch eine hübsche Zeit, und Gervaise, obwohl sie nicht einen Sou hatte, würde demjenigen hundert Franken gegeben haben, welcher Mutter Coupeau drei Stunden früher geholt hätte. Nein, man mag die Leute noch so sehr lieben: wenn sie tot sind, sind sie einem nur im Wege.

Nun ist glücklicherweise der Tag einer Beerdigung reich an Zerstreungen, da man allerhand Vorbereitungen zu treffen hat. Zuerst wurde gefrühstückt. Dann brachte Vater Bazouge, der Totenträger aus dem sechsten Stock, den Sarg und den Sack mit Sägespänen.

Endlich schlug es zehn Uhr, aber der Leichenwagen ließ noch immer auf sich warten. Im Laden hatten sich bereits verschiedene Personen versammelt, meist Freunde und Nachbarn, Herr Madinier, Mes-Bottes, Frau Gaudron, Fräulein Remanjou; alle Minuten lugte man bald durch die Spalten der geschlossenen Läden, bald durch die weitgeöffnete Thür, um zu sehen, ob dieser verwünschte Karren noch nicht komme. Die Familie war im Hinterzimmer versammelt und begrüßte die Ankömmlinge durch einen innigen Händedruck. Das Schweigen wurde nur dann und wann durch ein hastiges Wischeln unterbrochen; eine fieberhafte Spannung herrschte. Jeder bemerkte beim Eintreten mitten in der Kammer vor dem Bett den offenen Sarg, und unwillkürlich betrachtete ihn jeder mit zweifelnden Blicken, fest überzeugt, daß die dicke Mutter Coupeau wohl niemals Platz darin haben werde. In aller Augen konnte man diesen Gedanken lesen, ohne daß er ausgesprochen wurde. Da ward von außen an die Thür geklopft, und Herr Madinier verkündete mit ernster Stimme:

„Da sind sie!“

Aber es war noch nicht der Leichenwagen. Vier Totenträger traten der Reihe nach ein, ihre Gesichter waren geröthet und ihre ehemals schwarze Kleidung abge-

nugt und verblichen von dem Reiben an den Särgen. Vater Bazouge schritt gravitatisch voran, trotz seines starken Rausches recht anständig; denn sobald er im Dienste war, wußte er stets, was er zu thun und zu lassen hatte. Sie sprachen auch nicht ein Wort, ließen den Kopf hängen und erkannten schon von weitem, wie schwer Mutter Coupeau sein werde. Und nun ging es schnell, so daß die arme Alte im Handumdrehen eingepackt war. Der Kleinste, ein junger schieläugiger Bursche, hatte die Sägespäne in den Sarg geschüttet und breitete sie aus, indem er darin herumknetete, als ob er Brot backen wollte. Ein anderer, lang und hager, mit frauenhaftem Gesicht, hatte soeben das Leinentuch darüber gebreitet. Nun, eins, zwei, drei! ergriffen alle vier den Leichnam und hoben ihn empor, zwei an den Füßen und zwei an dem Kopfe fassend. Die Zuschauer hätten glauben können, Mutter Coupeau sei selbst in den Kasten gesprungen. Sie war hineingeglitten, als sei es von jeher ihre Behausung gewesen, und so genau paßte alles, daß man gehört hatte, wie sie an dem neuen Holze anstreifte. An allen Seiten stieß sie an wie ein Bild in seinem Rahmen, so daß alle Umstehenden erstaunt waren; sicherlich mußte sie seit dem letzten Abend kleiner geworden sein. Mittlerweile waren die Leichenträger wieder aufgestanden und warteten; der kleine Schieläugige nahm den Deckel in die Hand und lud die Familie ein, Abschied zu nehmen; während Bazouge mit Hammer und Nägeln bereit stand. Nun fielen Coupeau, seine beiden Schwestern, Gervaise und die andern auf die Knie und küßten die scheidende Mutter, wobei die heißen Thränen auf dieses starre eiskalte Gesicht herniederrannen und das Schluchzen kein Ende nehmen wollte. Der Deckel wurde zugeklappt und Vater Bazouge schlug mit außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit seine Nägel ein.

Es war ein Lärm, als ob ein Stück Möbel repariert würde und vor dem Geräusch konnte niemand mehr das Weinen hören. Nun war das Schauspiel aus und man ging fort.

„Ich begreife gar nicht, wie man in solchen Augenblicken noch großspurig thun kann!“ sagte Frau Lorilleux zu ihrem Manne, als sie den Leichenwagen vor der Thür bemerkte.

Dieser Leichenwagen nämlich versetzte das ganze Viertel in Rebellion. Die Kaldaunenhändlerin rief die Ladendiener des Gewürzkrämers heraus, der kleine Uhrmacher war aus seinem Laden hervorgeschlüpft, die Nachbarn bogen sich aus den Fenstern. Alle sprachen von dem Leichentuch mit weißen Baumwollenfranzen. Ah! meinte man, Coupeaus möchten doch lieber ihre Schulden bezahlen! So hatten also Lorilleuxs ganz recht, wenn sie erklärten, daß, wenn jemand einmal vom Dünkelgeist besessen sei, sich dies überall und zu jeder Zeit kundgebe.

„Es ist abscheulich!“ wiederholte in diesem Augenblick Gervaise, indem sie von dem Kettenarbeiter und dessen Frau sprach. „Dieses habgierige Volk hat nicht einmal einen Beilchenstrauß für die Mutter mitgebracht!“

In der That waren Lorilleuxs mit leeren Händen gekommen, während Frau Verat einen Kranz aus künstlichen Blumen geschenkt hatte. Außerdem legte man noch einen Immortellenkranz auf den Sarg und ein Bouquet, das Coupeaus gekauft hatten. Für die Leichenträger war es keine kleine Arbeit, den Sarg aufzuladen. Endlich war nach langen Verzögerungen der Zug geordnet. Coupeau und Lorilleux, im Ueberrock mit dem Hut in der Hand, führten das Trauergefolge an; ersterer hatte seine Rührung am Morgen durch zwei Glas Weißwein gedämpft und hielt sich jetzt am Arm seines Schwagers, da seine Beine

ihn nicht mehr recht tragen wollten und er immer noch einen ziemlichen Brunnenschädel hätte. Hierauf kamen die Männer, Herr Madinier, sehr ernst und ganz schwarz gekleidet, Mes-Bottes mit einem Ueberrock über seiner Bluse, Boche in seiner abgetragenen gelben Hose, Lantier, Gaudron, Bibi-la-Grillade, Poisson und andere. Ihnen folgten die Damen, zuerst Frau Lorilleux, welche den zusammengehefteten Unterrock der Verstorbenen schleppte, Frau Lerat, welche unter einem Shawltuch ihre improvisierte Trauer verbarg, nämlich ein buntgarniertes Schößjäckchen; Virginie, Frau Gaudron, Frau Fauconnier und ganz zuletzt Fräulein Remanjou. Als der Leichenwagen langsam die Rue de la Goutte d'Or hinabfuhr, marschierten die vier Leichenträger voran, zwei an der Spitze, die beiden andern rechts und links. Gervaise war zurückgeblieben, um den Laden zu schließen. Sie vertraute Nana der Frau Boche an und lief dann dem Zuge eiligst nach, während die Kleine, von der Hausmeisterin zurückgehalten, an dem Thorwege stand und mit einem Blicke tiefen Interesses ihre Großmutter in diesem schönen Wagen davonsahren sah.

Eben in dem Augenblicke, als die Wäscherin atemlos das Ende des Zuges erreichte, kam Coujet seines Weges daher. Er drehte sich um und grüßte sie mit einem so sanften Kopfnicken, daß sie sich plötzlich sehr unglücklich fühlte und ihre Thränen wieder hervorquollen. Sie beweinte nicht mehr allein Mutter Coupeau, sie weinte auch über etwas noch Schmerzlicheres, was sie nicht hätte sagen können und was ihr noch mehr zu Herzen ging.

Während der ganzen Fahrt hielt sie ihr Taschentuch vor die Augen.

Frau Lorilleux mit ihren dünnen geröteten Wangen warf ihr dann und wann einen so verdächtigen Seitenblick

zu, daß es den Anschein gewann, als wollte sie ihr Heuchelei zum Vorwurf machen.

In der Kirche wurden nun schnell die Trauerceremonien abgehaspelt, während sich die Messe ein wenig in die Länge zog, weil der Priester sehr alt war. Mes-Bottes und Bibi-la-Grillade hatten es wegen der Kollekte für vorteilhafter gefunden, draußen zu bleiben. Herr Madinier ließ die ganze Zeit über die Priester nicht aus den Augen und teilte seine Beobachtungen Lantier mit. Diese Postenreißer, meinte er, wüßten, wenn sie ihre lateinischen Plärereien murmelten, nicht einmal, was sie papelten; sie beerdigten eine Person, wie sie dieselbe getauft oder getraut haben würden, nämlich ohne die geringste Empfindung im Herzen zu tragen. Dann tadelte Herr Madinier diesen CeremonienSchwall, die Lichter, die Totengesänge, kurz, diesen ganzen Kram angeichts der Familien. Wahrlich, erklärte er, man verliere die Seinen gleichsam zweimal, erst zu Hause und dann in der Kirche. Alle Männer gaben ihm recht, denn es war noch ein peinlicher Moment, als nach Beendigung der Messe das Gebetplappern begann und die Anwesenden an der Toten vorbeigehen und dieselbe mit Weihwasser besprengen mußten. Glücklicherweise war der Kirchhof, der kleine Cimetiere de la Chapelle, nicht weit. Der Zug langte daselbst ohne Ordnung an; ein jeder schwatzte von seinen Angelegenheiten. Das weitausflaffende Loch, neben welches man den Sarg gesetzt hatte, war schon ganz hart gefroren, so daß die Umstehenden, welche es ohnehin schon nicht für angenehm fanden, bei einer solchen Kälte dazustehen, auch noch durch den Anblick dieses Loches sich gelangweilt fühlten. Endlich kam aus einem Häuschen ein Priester, der am ganzen Leibe zitterte und dessen Hauch man bei jedem ausgesprochenen „de profundis“ dampfen sah und der schließlich nach dem letzten Zeichen

des Kreuzes eiligst wieder davonging. Jetzt nahm der Totengräber seine Schaufel, aber wegen des Frostes brachte er die Erde nur in großen Klumpen los, welche im Grabe eine Musik hervorriefen, als würde der Sarg bombardiert und müßte unter den donnernden Stößen jeden Augenblick zusammenkrachen. Man mag nach so sehr Egoist sein, aber eine solche Musik macht doch die stärksten Herzen wankend. Schließlich entfernte man sich, wobei draußen auf der Straße die dumpfen Töne noch zu vernehmen waren. Mes-Vottes blies frostschaudernd in die Finger und bemerkte ganz laut:

„Ah! verflucht! die arme Mutter Coupeau wird da unten nicht gerade schweigen!“

„Meine werthe Gesellschaft,“ sagte der Zinkarbeiter auf der Straße zu den wenigen Freunden, welche bei der Familie geblieben waren, „wenn Sie uns vielleicht gestatten wollen, Ihnen etwas anzubieten . . .“

Bei diesen Worten schritt er voran in eine Weinkneipe der Rue Marcadet, genannt die „Toterschenke.“ Gervais rief auf der Straße Goujet herbei, welcher sich eben entfernte, nachdem er sie wieder flüchtig begrüßt hatte. Sie frug ihn, warum er denn nicht ein Glas Wein annehmen wolle. Er aber entgegnete, er müsse bald wieder in der Werkstatt sein.

Darauf sahen sich beide einige Augenblicke schweigend an.

„Ich bitte Sie wegen der sechzig Frank um Verzeihung,“ murmelte endlich die Wäscherin. „Ich war wie rasend, ich habe nur an Sie gedacht . . .“

„O! seien Sie ruhig, das ist Ihnen verziehen,“ unterbrach sie der Schmied. „Und wissen Sie, alles steht Ihnen zu Diensten, wenn Sie ein Unglück betrifft . . . Aber sagen Sie nur meiner Mutter nichts, weil sie

ihre sonderbaren Ansichten hat und ich sie nicht ärgern möchte.“

Sie schaute ihn noch immer an, und als sie seine Güte, seine Traurigkeit, zudem seinen schönen braunen Bart sah, war sie nahe daran, seinen frühern Vorschlag anzunehmen, mit ihm fortzugehen und irgendwo glücklich zu sein. Dann wieder tauchte ein anderer, recht häßlicher Gedanke in ihr auf, nämlich um jeden Preis von ihm die beiden rückständigen Mietsquartale zu leihen. Zitternd verjegte sie mit schmeichelnder Stimme:

„Wir sind einander nicht böse, nicht wahr?“

„Nein.“ antwortete er, „nie werden wir böse sein . . . Nur, verstehen Sie, es ist alles zu Ende.“

Bei diesen Worten ging er mit eiligen Schritten davon und ließ Gervaise in tiefer Bestürzung stehen, indem seine letzten Worte wie das gewaltige Summen einer großen Glocke an ihr Ohr schlugen. Als sie in die Weinkneipe trat, hörte sie immer noch dumpf ertönen: „Alles ist zu Ende! Nun wohl! alles ist aus; ich habe nichts mehr zu thun, wenn alles zu Ende ist!“ Sie setzte sich nieder, aß hastig einen Bissen Brot mit Käse und leerte ein Glas Wein, welches vor ihr stand.

Das Lokal war ein langer niedriger Parterresaal, in dem zwei große Tische standen. Verschiedene Liter Wein, Brot und auf drei Tellern große Stücke Käse waren der Reihe nach aufgestellt, und die Gesellschaft aß ohne Tisch-tuch und Kowerts. In einiger Entfernung, neben dem Ofen, saßen die vier Totengräber und frühstückten.

„Wein Gott!“ erklärte Herr Madinier, „sehen Sie, es muß ein jeder ins Gras beißen. Die Alten machen den Jungen Platz . . . Wenn Sie nach Hause kommen, wird Ihnen Ihre Wohnung recht öde erscheinen.“

„O! mein Bruder zieht nächstens aus,“ warf Frau

Lorilleux hastig ein. „Dieser verwünschte Laden ruiniert ihn noch ganz.“

Man hatte Coupeau von allen Seiten dazu gedrängt, den Mietkontrakt zu lösen. Selbst Frau Verat, welche mit Lantier und Virginie seit einiger Zeit sehr gut stand und durch den Gedanken gekitzelt wurde, sie seien ineinander verliebt, sprach mit einer Miene des Schreckens immer von Bankerott und Gefängnis. Plötzlich wurde der Zinkarbeiter ärgerlich, und seine Rührseligkeit verwandelte sich in Wut, da er schon wieder zu viel Schnaps im Leibe hatte.

„Höre,“ schrie er seiner Frau ins Gesicht, „ich verlange, daß Du auf mich hörst! Dein verdammter Dickkopf will immer seinen Eigensinn behaupten. Aber diesmal wird mein Wille gelten, das sage ich Dir!“

„Ganz recht!“ versetzte Lantier, „denn mit vernünftigen Worten ist Die nie zu bewegen! Da muß man schon tüchtig loschlagen, um ihren Schädel mürbe zu machen.“

So stürzten denn beide eine Zeitlang auf sie ein, ohne sich indeß dadurch im Essen stören zu lassen. Der Käse verschwand und der Wein floß wie Wasser. Unterdessen ward Gerbaise immer nachgiebiger; sie antwortete nicht und aß mit einer Gier, als ob sie schrecklich hungrig wäre. Als die beiden in ihren Bestürmungen nachließen, erhob sie langsam den Kopf und sagte:

„Ist's nun endlich genug? Mir ist der Laden jetzt ganz egal! Ich mag ihn gar nicht mehr. . . Verstehen Sie, ich mache mir nichts mehr daraus! Alles ist zu Ende!“

Hierauf wurde nochmals Käse und Brot bestellt, und eine ernste Unterhaltung griff Platz. Poissons übernahmen den Mietkontrakt und versprachen, für die beiden rückständigen Quartale aufzukommen. Uebrigens war auch

Boche im Namen des Hauswirts damit einverstanden. Er vermietete sogar im selben Augenblick an Coupeaus ein leeres Quartier im sechsten Stock, auf dem Gange, wo Lorilleurs wohnten. Was Lantier anbetrifft, lieber Gott! er wollte sein Zimmer behalten, wenn es Boissons nicht störte. Der Polizeidiener erklärte sich auch sofort einverstanden und meinte, das geniere ihn durchaus nicht; unter Freunden verständige man sich ja immer, trotz der politischen Meinungen. Nunmehr nahm sich Lantier, ohne sich ferner in die Mietsabtretung zu mischen, als ein Mann, welcher endlich sein Geschäftchen gemacht hat, ein riesiges Stück Brot und Käse und aß ganz unbefangen, obwohl eine heimliche gierige Freude ihn erfüllte und er unter Augenzwinkern abwechselnd Blicke nach Gervaise und Virginie sandte.

„He! Vater Bazouge!“ rief Coupeau, „hier, trinken Sie doch einmal! Wir sind nicht stolz, wir sind ja alle Arbeiter.“

So kehrten die vier Leichenträger, welche schon gehen wollten, zurück, um mit der Gesellschaft anzustoßen. Es sei kein Vorwurf, aber die Frau von vorhin wäre ziemlich schwer gewesen und wohl ein Glas Wein wert. Vater Bazouge schaute mit festen Blicken auf die Wäscherin, ohne nur ein unziemliches Wort zu äußern. Jetzt fühlte sie sich nicht mehr wohl stand auf und verließ die Männer, welche sich vollends bezechten. Coupeau hatte einen solchen Affen, daß ihn der Bod stieß, während er behauptete, das verursache der Kummer.

Als am Abend Gervaise sich wieder zu Hause befand, blieb sie niedergeschmettert auf einem Stuhle sitzen, und die Zimmer erschienen ihr wie ungeheure wüste Räume. Allein sie hatte wohl sicherlich nicht bloß Mutter Coupeau in dem Grabe des kleinen Friedhofs der Rue Marcadet

zurückgelassen; es fehlten ihr zu viel Gegenstände, ein Stück ihres Lebens mußte es sein, ihr Stolz als Prinzessin und noch andere Gefühle waren an diesem Tage begraben worden. Ja, in ihrem Herzen sah es gerade so faß aus wie an den Wänden; alles hatte sich geändert und der Sturz war da. Jetzt fühlte sie ihre Kräfte erschöpft; wer weiß, ob sie sich jemals wieder emporraffen konnte!

Als Nana sich um zehn Uhr entkleidete, fing sie vor Ungeduld an zu weinen; denn sie wollte in das Bett der Mutter Coupeau. Ihre Mutter suchte ihr Furcht davor einzulösen; aber die Kleine war schon zu frühklug, daß man, nur um Ruhe zu haben, ihr endlich erlaubte, sich an die Stelle der Mutter Coupeau hinein zu legen. Dieses nichtsnutzige Ding liebte die großen Betten, weil sie sich darin recht bequem ausbreiten und umherwälzen konnte. In dieser Nacht schlief sie vortrefflich in der warmen molligen Federhülle.

Zehntes Kapitel.

Coupeaus wohnten also jetzt Treppe B., im sechsten Stock. Wenn man bei Fräulein Remanjou vorüber war, mußte man sich nach dem Gange noch zweimal links wenden. Die erste Thür war die von Bijards. Beinahe gegenüber, in einer Jammerhöhle ohne Licht und Luft, hauste Vater Bru. Zwei Thüren weiter langte man bei Bazouge an. Endlich gegenüber von Bazouge wohnten Coupeaus und ihre Wohnung bestand aus einer Stube und einer Schlafkammer, beide nach dem Hofe hinaus. Hinten auf dem Gange wohnten nur noch zwei Familien, ehe man ganz am Ende zu Lorilleux kam.

Eine Stube und eine Schlafkammer, nicht mehr; noch dazu war die Stube so winzig, daß man sich kaum rühren konnte, und doch war es ein Platz für alles, für Schlafen, Essen und so weiter. In der Kammer hatte gerade Nanas Bett Platz; sie mußte sich im Zimmer ihrer Eltern auskleiden, und des Nachts ließ man ihre Thür offen, damit sie in ihrem Loch nicht ersticke. Der Raum war so beschränkt, daß Gervaise beim Verlassen des Ladens verschiedene Sachen an Poissons abgetreten hatte, da sie nicht alles unterbringen konnte.

Als sich Gervaise indes ein wenig an die Verhältnisse gewöhnt hatte, schien der Anfang der Wirtschaft in der neuen Wohnung nicht ganz übel auszufallen. Der Winter war fast zu Ende und das für an Virginie abgetretene Möbel gelöste Geld hatte die Einrichtung erleichtert. Außerdem trat noch, sobald die schönen Tage kamen, ein besonders günstiger Umstand ein, indem Coupeau in der Provinz, in Stampes, Arbeit erhielt; dort verweilte er fast ein Vierteljahr, ohne sich zu betrinken, und für den Augenblick durch die Landluft kuriert. Man macht sich keinen Begriff, wie verändernd es auf die Trunkenbolde wirkt, wenn sie die Großstadt verlassen, wo in den Straßen ein wahrer Nebel von Branntwein- und Weindünsten herrscht. Bei seiner Rückkehr war er frisch wie eine Rose und brachte vierhundert Frank mit nach Hause, womit sie die beiden rückständigen Mietsquartale bezahlten, für welche Poissons gebürgt hatten, sowie andere kleine, besonders dringende Schulden im Viertel. Somit machte es Gervaise wieder möglich, daß sie ungeniert durch zwei oder drei Straßen gehen konnte, welche sie bisher sorgfältig und ängstlich gemieden hatte. Natürlich hatte sie wieder als Plätterin Arbeit gesucht, und Frau Fauconnier, die, wenn man sie ein wenig schmeichelte, sehr liebenswürdig that, war gern bereit gewesen, sie wieder anzunehmen. Sie zahlte ihr sogar drei Frank, wie einer ersten Arbeiterin, aus Rücksicht auf ihre einstige Stellung als Prinzipalin. So schien der Haushalt sich wieder emporzuarbeiten. Bei tüchtiger Arbeit und Sparsamkeit sah Gervaise sogar schon den Tag kommen, wo sie alles bezahlen und sich ganz erträglich würden erhalten können.

Der größte Schmerz für Coupeaus war es nun, zu sehen, wie Poissons sich in ihrem Laden einrichteten. Von Natur waren sie keinesweges sehr eifersüchtig, aber man

sprach in ihrer Gegenwart ausdrücklich seine Bewunderung aus über die Verschönerungen ihrer Nachfolger. Die Hausmeistersleute und besonders Lorilleurs thaten hierin ihr Möglichstes, und ihrer Meinung nach hätte man keinen schöneren Laden sehen können.

Daß Lantier Gervaise verlassen habe, wurde im Viertel für sehr gut erklärt, indem, wie man behauptete, dadurch wenigstens wieder ein wenig Moral in die Straße komme. Man erzählte unter anderm, er habe die Wäscherin ohrfeigen müssen, um sie zu beruhigen, so veressen sei sie auf ihn gewesen. Fräulein Remanjou sah ihn oft zu ganz ungewöhnlichen Stunden von Coupeaus herauskommen. Kurz, die Beziehungen dauerten fort, ohne daß aber das eine oder das andere etwa viel Vergnügen daran gefunden hätte; es war eben noch ein Rest alter Gewohnheiten und gegenseitiger Gefälligkeiten, weiter nichts. Nur dadurch wurde die Lage verwickelter, daß jetzt in der Meinung der Leute Lantier und Virginie in demselben vertrauten Verhältnisse lebten. Das Sonderbare an der ganzen Sache war, daß die Rue de la Goutte-d'Or über diesen neuen Haushalt zu Dreien nicht aufgebracht zu sein schien; nein, die Moral, welche streng gegen Gervaise gewesen war, zeigte sich mild gegen Virginien. Vielleicht kam diese Duldsamkeit der Straße daher, weil der Mann von Virginien Polizeidiener war.

Coupeau, dieser bequeme Ehemann, welcher bei sich nichts merken hatte wollen, wollte sich fast totlachen über Poissons Dummheit. So ein Dummkopf, dieser Poisson! und der trug einen Degen und erlaubte sich, die Leute auf der Straße zurechtzuweisen. Dadurch ließ er sich aber von seinem intimen Verkehr mit Lantier nicht abhalten; der trug ja keine Schuld daran! Was konnte der dafür, daß die Frauen ihm alle nachliefen.

Bei alledem zeigte sich Lantier, den Scheinheiligen spielend, äußerst würdig und hatte schon zu drei wiederholten Malen Streitigkeiten zwischen Coupeaus und Poissons verhindert. Das Einvernehmen zwischen beiden war ein wesentlicher Stützpunkt für seine Gemüthlichkeit. Dank den zärtlichen und zugleich festen Blicken, mit denen er Gerlaise und Virginie überwachte, heuchelte immer eine der andern gegenüber große Freundschaft. Mit der Ruhe eines Pascha herrschte er über die Blondine wie über die Brünette und mästete sich durch seine Geriebenheit. Ein Laden war geplündert, da konnte auch ein zweiter zum Teufel gehen.

* * *

Im Juni desselben Jahres ging Nana das erste Mal zum Abendmahl. Sie war noch nicht ganz dreizehn Jahre alt, aber schon groß wie eine Hopfenstange und frech im höchsten Grade. Im Jahre zuvor wegen ihres schlechten Betragens aus dem Katechismusexamen hinausgeworfen, war sie diesmal vom Geistlichen nur deshalb zugelassen worden, weil er befürchtete, sie werde gar nicht wiederkommen und somit eine Heidin mehr auf die Straße gejagt. Bei dem Gedanken an das weiße Kleid tanzte Nana vor Freude. Vorilieur hatte ihr das Kleid als Patengeschenk versprochen und bereits im ganzen Hause davon erzählt; Frau Verat wollte Schleier und Haube geben, Virginie das Geld, Lantier das Gebetbuch, so daß Coupeaus der Feier ziemlich beruhigt entgegenzusehen. Selbst Poissons, welche ohnehin ein Festessen geben wollten, wählten dazu gerade diese Gelegenheit, ohne Zweifel auf Anraten des Hutmachers. Sie luden Coupeaus und Boches ein, deren Name ebenfalls eingeseget wurde, und es sollte Hammelteule und verschiedene Nebenspeisen geben.

Am Abend zuvor stand Nana staunend vor den auf der Kommode ausgebreiteten Geschenken, als Coupeau in einem widerlichen Zustande nach Hause kam. Die pariser Luft that wieder ihre Wirkung auf ihn. Mit allerhand konfusen Redensarten und gemeinen Beschimpfungen begrüßte er Frau und Tochter ohne alle Rücksicht auf die bevorstehende Feier. Uebrigens hatte Nana selbst, von jeher an schmutzige Unterhaltungen gewöhnt, den Mund tüchtig brauchen gelernt und titulierte an Tagen des Zanks ganz frech ihre Mutter mit „Kameel“ oder „Rindvieh.“

„Essen her!“ heulte der Zinkarbeiter. „Schnell meine Suppe, ihr Schindmähren! . . . Seht mir einer nur diese Weibsbilder mit ihren Lappen an! Ich setze mich sofort auf Euer Lumpenzeug, wenn ich nicht meine Suppe bekomme!“

Nana spielte heute die Bescheidene, weil sie das an diesem Tage für schicklich hielt. Unausgeseht betrachtete sie die Geschenke auf der Kommode und es schien, als verstände sie nichts von den groben Worten ihres Vaters. Jetzt drängte er sich ganz dicht an sie heran und fuhr fort:

„Ich werde Dich auf den Trab bringen mit Deinen weißen Kleidern! He! Du willst Dir wohl wieder die Brust mit Papier austopfen, wie neulich Sonntags? . . . Na warte, ich will Dir helfen! Ich sehe recht wohl, wie Du immer stolz herumschwänzelt. Ja, das glaube ich, das schöne Zeug gefällt Dir wohl? das schwillt Dir den Kamm . . . Willst Du wohl fort von hier, Du nichts-würdiges Ding! Nimm das Zeug weg, oder ich wasche Dir die Larve damit!“

Nana senkte den Kopf und antwortete noch immer nichts. Sie hatte die kleine Tüllhaube ergriffen und frug ihre Mutter, wie viel dieselbe koste. Als aber Coupeau

den Arm darnach ausstreckte, stieß Gervaise ihn zurück und rief:

„Aber laß doch dieses Kind gehen! sie ist ja artig, sie thut ja nichts.“

Da polterte jedoch der Dachdecker erst recht los:

„Ah! solche Frauenzimmer! Da ist die Mutter so schlimm wie die Tochter, die passen zusammen. Das heißt wohl auch anständig: zur Beichte gehen und nach den Männern gaffen! Sage doch das Gegenteil, wenn Du's wagst, Du kleine Gans. Ist es denn nötig, daß man Dich im Lafter noch besonders schult? Verdammst! wollt ihr beiden mich wohl anhören?“

Blötzlich drehte Nana sich wütend um, während Gervaise die Arme schützend über die Sachen ausbreiten mußte, welche Coupeau zerreißen wollte. Das Mädchen schaute ihrem Vater fest ins Gesicht, und die ihr vom Beichtvater empfohlene Bescheidenheit vergessend, murmelte sie zwischen den Zähnen ein Schimpfwort.

Sobald der Dachdecker seine Suppe gegessen hatte, legte er sich hin und schnarchte, um am nächsten Tage ganz nüchtern und außergewöhnlich vernünftig zu erwachen. Er wohnte der Toilette der Kleinen bei, und durch das weiße Kleid gerührt, fand er, daß die geringste Kleinigkeit dieser kleinen Kröte das Aussehen einer wahren feinen Dame verlieh. Schließlich, sagte er, müsse an solch' einem Tage ein Vater ganz natürlich auf seine Tochter stolz sein. Man hätte bloß das imponierende Austreten dieser Nana sehen sollen, wie sie in ihrem kurzen Kleide verlegen lächelte wie ein Braut. Als sie beim Hinuntersteigen auf der Schwelle der Hausmeistersloge Pauline bemerkte, welche ebenso gekleidet war, blieb sie, dieselbe mit einem klaren Blick musternd, stehen, dann zeigte sie sich sehr lebenswürdig, indem sie dieselbe weniger geschmackvoll gekleidet

fand, als sie es war, sondern vielmehr verummmt wie ein Packet. Die beiden Familien begaben sich darauf zusammen zur Kirche; voran schritten Nana und Pauline, das Messbuch in der einen, den vom Winde aufgeblähten Schleier in der andern haltend; sie sprachen kein Wort, empfanden aber ein unbeschreibliches Vergnügen, zu sehen, wie die Leute aus den Läden herausliefen, und nahmen eine fromme Miene an, um auf ihrem Wege sagen zu hören, sie seien sehr artig. Frau Boche und Frau Lorilleux blieben ein Stück zurück, weil sie einander ihre Ansichten über das Krüppelbein mitteilten; sie behaupteten, dieselbe sei ein Nimmersatt, deren Tochter niemals würde kommuniziert haben, wenn die Verwandten ihr nicht alles gegeben hätten, ja, alles, bis auf ein neues Hemd, aus Achtung vor dem Tische des Herrn.

In der Kirche weinte Coupeau die ganze Zeit über, ohne die Thränen zurückhalten zu können. Er ward tief ergriffen, als er sah, wie der Geistliche die Arme ausstreckte und die kleinen Mädchen wie Engel mit gefalteten Händen vorbeizogen; die Orgeltöne gingen ihm durch Mark und Bein und bei dem schönen Weihrauchduste mußte er niesen, als ob man ihm plötzlich einen Blumenstrauch ans Gesicht gehalten hätte. Besonders eine ganz sanfte Melodie, welche ertönte, während die Mädchen das Abendmahl bekamen, schien seinen ganzen Körper zu durchschauern. Uebrigens gab es um ihn herum noch mehr gefühlvolle Personen, die ebenfalls ihre Taschentücher gehörig feucht machten. Wahr-
sch, das war ein schöner Tag, der schönste Tag seines Lebens. Nur als er beim Verlassen der Kirche mit Lorilleux' der nicht geweint hatte und ihn deshalb verspottete, einen Schnaps trank, ward er ärgerlich und beschuldigte die Pfaffen, sie verbrennten derlei Teufelskräuter, um die Menschen weich zu stimmen. Uebrigens leugne er es gar nicht,

daß seine Augen ihm übergegangen seien; das beweise nur, daß er keinen Stein in der Brust trage. Mit diesen Worten bestellte er eine neue Lage.

Bei dem Schmauß am Abend bei Poissons ging es sehr munter zu, und während der ganzen Zeit herrschte ungetrübte Freundschaft. Lantier, der Gervaise zu seiner Linken und Virginie zu seiner Rechten hatte, zeigte sich gegen beide liebenswürdig und verschwendete an ihnen alle erdenklichen Zärtlichkeiten.

Aber die Königinnen des Festes waren die beiden Kleinen, Nana und Pauline, welche sich nicht hatten umkleiden müssen; aus Furcht, ihre weißen Kleider zu beschmutzen, nahmen sie eine ganz steife Haltung an, und ihe jedem Bissen, den sie aßen, rief man ihnen zu, den Mund hoch zu halten, um sauber zu essen.

Beim Nachtißch wurde dann ernsthaft über die Zukunft der Kinder gesprochen. Frau Boche hatte schon ihre Wahl getroffen; nämlich Pauline sollte in einem Goldstickereigeschäft Arbeit bekommen, wo fünf bis sechs Franc verdient wurden. Gervaise wußte in dieser Beziehung noch nicht recht, was sie mit Nana machen sollte, da diese zu nichts rechte Lust hatte. O! am Herumschweifen fände sie schon Geschmack, aber für andere Dinge war sie nicht zu gebrauchen.

„Ich an Ihrer Stelle,“ sagte Frau Lerat, „würde sie Blumenarbeiterin werden lassen. Das ist ein sauberes und anständiges Geschäft.“

„Mein Gott!“ unterbrach sie Gervaise, „gegen die Blumen habe ich nichts einzuwenden. Es fragt sich nur, ob es Nana gefällt; denn über den Beruf darf man den Kindern keine Vorschriften machen . . . Nun, Nana, sei einmal vernünftig und antworte! Gefällt Dir das Blumen-geschäft?“

Die Kleine, über ihren Teller gebeugt, las mit der nassen Fingerspize Kuchenkrümchen zusammen und leckte dieselben ab. Sie lachte erst lange verschmigt und erkälte schließlich:

„Zawohl, Mutter, das gefällt mir!“

Nun wurde die Angelegenheit sofort geordnet. Coupeau sprach den Wunsch aus, Frau Verat solle das Mädchen schon am nächsten Tage mit nach ihrer Werkstatt in der Rue de Caire nehmen. Die Gesellschaft lenkte ihre Unterhaltung auf die Pflichten des Lebens. Boche meinte, daß Nana und Pauline jetzt nach ihrer Einsegnung unter die Frauen zu rechnen seien. Poisson fügte hinzu, daß sie künftighin die Küche besorgen müßten, Strümpfe ausbessern, überhaupt die Wirtschaft besorgen. Man sprach mit ihnen sogar von ihrer Heirat und davon, daß sie einst Kinder bekommen würden. Die beiden losen Vögel hörten verstohlen lächelnd zu und stießen sich einander an. Aber am meisten machte es ihnen Spaß, als Santier sie scherzend fragte, ob sie nicht schon irgend einen kleinen Mann hätten. Hierbei zwang man Nana zu dem Geständnis, daß sie Viktor Fauconnier liebe, den Sohn der Prinzipalin ihrer Mutter.

* * *

Mit diesem Tage nahm gleichsam das Glück von der Familie Abschied, denn in den zwei folgenden Jahren mehrte sich das Elend von Tag zu Tag. Besonders traurig sah es im Winter aus. Wenn sie bei schönem Wetter auch Brot zu essen hatten, so kam doch der Hunger mit der kalten Jahreszeit, wo man, vor dem leeren Speiseschrank stehend, sich das Essen denken mußte, trotz der sibirischen Kälte im Zimmer. Der vermaledeite Dezember kam an allen Ecken herein und mit ihm alle Uebel: Ar-

beitslosigkeit, die Trägheit der frostdurchdrungenen Glieder, kurz, das Elend in seiner vollen Schreckensgestalt. Im ersten Winter konnten sie sich zuweilen noch den Ofen heizen und sich daran wärmen, was ihnen lieber war als Essen; im zweiten Winter rostete der Ofen nicht nur ein, sondern machte die Kälte im Zimmer durch sein düsteres Aussehen noch empfindlicher. Und vor allem war es die Miete, deren Bezahlung ihnen den Rest gab. O! da kam der Januartermin, Vater Boche präsentierte die Quittung und nicht ein Radieschen war im Hause. Am folgenden Sonnabend kam Herr Marescot, mit seinem schönen Ueberrock angethan und die großen Hände mit wollenen Handschuhen bekleidet; er hatte fortwährend das Wort Ermillion auf den Lippen, während draußen der Schnee herniederfiel, als ob er ihnen auf der Straße ein weißes Bett bereiten wollte. Um die Miete zu bezahlen, hätten sie ihr eignes Fleisch und Blut verkauft, denn die Miete brachte sie an den Bettelstab.

Ohne Zweifel fiel die Schuld auf Coupeau zurück. Denn das Leben mag noch so hart sein; sobald man ordentlich und sparsam ist, kommt man immer durch, das bewiesen Corilleux, welche ihre Miete stets pünktlich bezahlten. Aber jene führten wahrlich ein Leben wie magere Spinnen. Nana verdiente noch nichts mit ihrer Blumenarbeit und brauchte doch ziemlich viel für ihren Unterhalt. Gervaise war bei Frau Fauconnier schließlich stark in Mißcredit gekommen. Sie wurde immer ungeschickter und lieferte so jammervolle Arbeit, daß die Prinzipalin sie auf vierzig Sous herabgesetzt hatte, das Lohn der schlechtesten Arbeiterinnen. Zudem war sie sehr stolz und empfindlich und hielt jedermann ihre frühere Stellung als Prinzipalin entgegen. Tagelang ließ sie sich nicht sehen und verließ die Werkstätte bei dem acrinasten Streite. Was Coupeau

anbetrifft, so arbeitete er vielleicht, aber dann konnte es nicht anders sein, als daß er seine Arbeit der Regierung schenkte; denn seit dem Geldüberflusse von Estampes her hatte Gerbaise von ihm kein Geld wieder gesehen, so daß sie an Zahltagen, wenn er nach Hause kam, gar nicht mehr nach seinen Händen blickte. Stets kam er mit leeren Taschen angebummelt, oft sogar ohne Taschentuch. In der ersten Zeit machte er allerhand Notlügen, bald hatte er zehn Frank für eine Subskription gespendet, bald waren ihm zwanzig Frank aus der Tasche geschlüpft, bald hatte er mit fünfzig Frank irgend eine räthelhafte Schuld getilgt. Schließlich aber genierte er sich nicht mehr. Das Geld verkrümele sich eben, meinte er. Er hatte es nicht mehr in der Tasche, sondern im Magen und brachte es auf diese nicht erfreuliche Weise nach Hause. Wohl ging die Wäscherin auf Anraten der Frau Boche zuweilen an die Werkstatt, um ihren Mann abzufassen; aber das nützte ihr gar nichts, Coupeau wurde von seinen Kameraden in Kenntniß gesetzt, und das Geld verschwand in den Schuhen oder sonstwo.

Das war also der Krebsßchaden an ihrer Wirtschaft. Aber es sind dies Dinge, welche man sich niemals gern vorhält, am allerwenigsten, wenn man schon im Sumpfe steckt. Sie beschuldigten das Schicksal und klagten, daß Gott ihnen zürne. Ein wahres Elendsloch war jetzt ihre Häuslichkeit und den ganzen Tag lagen sie im Streit. Trotzdem prügelten sie sich noch nicht, so daß nur höchst selten in der Hitze des Streites einige Schläge gehört worden waren. Der traurige Umstand war, daß sie dem Hader und der Feindschaft die Thür geöffnet hatten und daß damit die edlern Regungen davongeflogen waren wie Kanarienvögel. Die Innigkeit zwischen Vater, Mutter und Kind war sich von ihnen zurück und wana sie frost-

schüttelnd ein jedes in seine Ecke. Alle drei, Coupeau, Gervaise und Nana, zankten sich haßerfüllt bei der geringsten Kleinigkeit; es schien als sei bei ihnen irgend ein wichtiges Familienband zerbrochen, welches bei glücklichen Leuten die Herzen aneinander schmiedet. Wenn jetzt Gervaise Coupeau am Rande der Dachrinnen, zwölf bis fünfzehn Meter hoch von der Straße, erblickte, erschrad sie nicht mehr, wie ehedem. Auch Nana las in der Zeitung die Unglücksfälle mit ganz unnatürlichen Kindesgefühlen.

Bei dieser verzweifelten elenden Existenz mußte Gervaise zu ihrem großen Schmerz auch noch um sich herum die Hungernden ächzen hören. Ihre Wohnung lag in dem kläglichen Winkel des Hauses, wo drei oder vier Familien sich das Wort gegeben zu haben schienen, an einzelnen Tagen der Woche zu hungern. Die Thüren mochten noch so oft geöffnet werden, nach Speisen noch es fast nie. Aber am meisten Mitleid empfand Gervaise mit Vater Bru, der in seinem Loch unter der obern Treppe hauste. Wie ein Murmeltier zog er sich dahin zurück und rollte sich zusammen, um den Frost nicht so zu spüren; tagelang lag er fast regungslos auf einem Haufen Stroh. Der Hunger brachte ihn dahin, daß er gar nicht mehr ausging. Wenn er sich einmal drei oder vier Tage nicht sehen ließ, stießen die Nachbarn seine Thür auf, um zu sehen, ob er etwa tot sei. Nein, er lebte trotzdem, zwar nicht viel aber gerade genug, um auf den Tod zu warten, der ihn scheinbar ganz vergaß. Sobald Gervaise Brot hatte, warf sie ihm die Rinden zu, denn sie fühlte Mitleid mit diesem armen alten Vater Bru, den man verhungern ließ, weil er kein Werkzeug mehr halten konnte.

In ihrer Jammerhöhle, umringt von ihren eigenen Sorgen und den Kummernissen anderer, fand Gervaise immerhin ein schönes Beispiel des Mutes bei Bijards.

Die kleine achtjährige Lalie versah dort die Wirthschaft mit der Sauberkeit einer erwachsenen Person; und ihre Arbeit war hart, denn sie hatte zwei kleine Wesen zu versorgen, ihr Brüderchen Julius und ihr Schwesterchen Henriette, Kinder von drei und vier Jahren, über welche sie den ganzen Tag wachen mußte, selbst wenn sie ausfegte oder das Geschirr aufwusch. Seitdem ihr Vater Bijard seine Frau mit einem Fußtritt in den Leib todtgeschlagen hatte, war Lalie die kleine Mutter geworden und sorgte für alles. Sie vertrat die Stelle der Verstorbenen und sogar bis zu dem Grade, daß ihr roher Vater, wahrscheinlich um die Aehnlichkeit zu vervollständigen, jetzt die Tochter prügelte, wie er es früher mit der Mutter gemacht hatte. Wenn er betrunken nach Hause kam, schien es, als müsse er alle Frauen massakrieren. Er nahm nicht einmal Rücksicht, daß Lalie noch ganz klein war, und hätte ein altes Weib nicht schrecklicher prügeln können. Mit einem einzigen Faustschlag hieb er ihr ganzes Gesicht wund, und ihr Fleisch war noch so zart, daß man die fünf Finger darauf zwei Tage lang sah. In dieser schimpflichen Weise wurde ihr für das geringste unrechte Wörtchen mitgespielt; es war als fielen ein rasender Wolf über ein armes Kästgen her, das aus Furcht dem Untier noch schmeichelt und ohne Klage die rohen Schläge auf ihren kläglich dürren Körper hinnimmt. Niemals widersetzte sich Lalie; sie beugte nur den Nacken ein wenig, um ihr Gesicht zu schützen, und unterdrückte das Schreien, damit sie ja nicht das Haus in Aufregung bringe. Wenn es dann der Vater satt hatte, sie mit Fußtritten aus einer Ecke des Zimmers in die andere zu schleudern, wartete sie, bis sie Kraft genug hatte, sich aufzuraffen. Hierauf begab sie sich wieder an die Arbeit, wusch die Kleinen, kochte das Essen und ließ kein Stäub-

chen auf den Möbeln. Es war, als gehörte diese miserable Behandlung zu ihrer Tagesarbeit.

Nein, niemals würde man die grausamen Ideen ahnen, welche aus dem Hirn eines Trunkenbolds entspringen können. Seine Tochter in der raffiniertesten Weise zu peinigen, schien eine Wollust zu sein für Bijards durch den Trunk gestörtes Hirn. Die Weitsche spielte eine hervorragende Rolle in der Erziehung dieses Vaters, der sein Kind bis aufs Blut ohne Grund folterte.

Wenn Gervaise an Lalie und ihren Rabenvater dachte, wagte sie nicht mehr, sich zu beklagen. Sie hätte den Mut dieses achtjährigen Mädchens besitzen mögen, welches für sich allein ebensoviel erduldet, wie alle mißhandelten Frauen im Hause zusammen. Drei Monate lang hatte sie die Kleine beim trocknen Brot sitzen und nicht einmal die Rinden essen sehen, während sie so abgemagert und schwach war, daß sie sich beim Gehen an den Wänden festhielt, und wenn sie ihr verstohlen Fleischüberreste hintrug, brach ihr fast das Herz zu sehen, wie Lalie unter Thränen ganz kleine Bissen aß, weil ihr zusammengeschrumpfter Hals die Nahrung nicht genügend mehr durchließ. Trotzdem immer zärtlich und ergeben, begabt mit einem frühreifen Verstand, erfüllte sie ihre Pflichten als kleine Mutter bis zu dem Grade, daß sie für ihre Mutterliebe zu sterben bereit war. So nahm Gervaise sich ein Beispiel an diesem Aesop voll Schmerz und Verzeihung und suchte vor ihm ihr eigenes Leid verschweigen zu lernen. Nie kam ein Wort der Klage über Laliens Lippen, und nur ihre Blicke aus den großen schwarzen Augen ließen erraten, daß in ihrem Innern eine ewige Nacht des Kampfes und des Elends herrschte.

Auch in der Coupeau'schen Familie begann das Vitriol der „Rattenfalle“ seine Vermüstungen anzurichten. und

die Wäscherin sah schon die Stunde kommen, wo ihr Mann, gleich Bijard, eine Peitsche nehmen und sie tanzen lassen werde. Ja, mit Coupeau stand es gar nicht mehr gut, und die Zeit war vorüber, wo ihm der Schnaps eine gesunde Farbe verlieh; er wurde dürr und fahl, während sich hier und da grünliche Flecken zeigten. Auch der Appetit fehlte ihm, das Brot schmeckte ihm nicht mehr und es war sogar dahin gekommen, daß er die guten Fleischspeisen nicht mochte. Man hätte ihm das allerbeste vorsehen können, sein Magen sträubte sich und seine locker gewordenen Zähne weigerten sich zu kauen. Um sich aufrecht zu erhalten, brauchte er täglich seinen Schoppen Branntwein; das war sein Essen und Trinken, die einzige Nahrung, welche er verdauen konnte. Sobald er am Morgen aus dem Bett sprang, blieb er über eine Viertelstunde hustend und fröstelnd stehen, hielt sich den Kopf und spie einen gallerbittern Schleim aus, welcher ihm in der Kehle lag. Er stand nicht eher wieder sicher auf den Beinen, als nach seinem ersten Tröstungsälase, einem wahren Remedium, dessen Feuer ihm den Leib wärmte. Aber während des Tages nahmen die Kräfte wieder zu. Zuerst hatte er ein kitzelndes Prickeln auf der Haut an Füßen und Händen gehabt und erzählte scherzhaft, daß seine Frau Haare zwischen die Betttücher legen müsse, um ihn zu jucken. Später waren seine Beine unsicher geworden und das Kitzeln hatte sich schließlich in schreckliche Krämpfe verwandelt, welche ihm das Fleisch zwickten, als ob er in einen Schraubstock gespannt sei. Dies schien ihm wahrlich nicht mehr spaßhaft zu sein. Seine Heiterkeit war geschwunden, und kraftlos blieb er oft auf dem Trottoir stehen, es sumimte ihm in den Ohren und es flimmerte vor seinen Augen. Alles erschien ihm gelb, die Häuser tanzten vor ihm auf und nieder und einiae Au-

genblicke lang taumelte er, aus Furcht, zusammenzubrechen. Andere Male wieder fröstelte es ihn bei der größten Hitze, als ob ihm Eiswasser über den Rücken hinuntergelaufen sei. Am meisten verdroß ihn ein leises Zittern in seinen Händen, besonders in der rechten. Verdammt! er war also kein Mann mehr und wurde zum alten Weibel! Wuterfüllt reckte er dann seine Muskeln und umspannte das Glas, prahlend, er könne es so unbeweglich halten, als ob seine Hand von Marmor wäre; aber trotz seiner Anstrengung tanzte das Glas bald rechts bald links. Da goß er es ärgerlich sich in die Gurgel und heulte, er brauche noch Duzende davon, und wollte dann eine Tonne tragen, ohne mit einem Finger zu zucken. Gervaise im Gegenteil sagte ihm, er solle nicht mehr trinken, wenn er wünsche, daß das Zittern nachlasse. Ohne ihr Gehör zu schenken, trank er ganze Liter Schnaps, um, wie er meinte, seine alte Schneidigkeit wiederzubekommen, und beschuldigte wütend die vorüberfahrenden Omnibusse, daß sie die Flüssigkeit im Glase erschütterten.

An einem Märzabend kam Coupeau durchnäßt bis auf die Haut nach Hause. Mit Mes-Bottes auf der Rückkehr von Montrouge begriffen, wo sie eine tüchtige Portion Naljsuppe vertilgt hatten, war er auf dem langen Wege von einem Regenguß überrascht worden. In der folgenden Nacht nun packte ihn ein ganz verwünschter Husten, heftige Röthe bedeckte sein Gesicht und im Fieber wogten seine Seiten wie ein geplatzter Blasebalg. Als am Morgen Boches Arzt ihn gesehen und behorcht hatte, theilte er Gervaise kopfschüttelnd mit, sie solle ihren Mann sofort ins Hospital bringen lassen. Coupeau war an einer Lungenentzündung erkrankt.

Sicherlich ärgerte Gervaise sich gerade nicht darüber, während sie früher sich lieber hätte zerstückeln lassen, als

ihren Mann dem Hospital anzuvertrauen. Damals bei dem Unfall hatte sie alles geopfert, um ihn pflegen zu können; allein derartige Gefinnungen schwinden, sobald die Männer in den Sumpf geraten. Aber dennoch wurde sie, als der Siedkorb ankam und man Coupeau wie ein Stück Möbel auflud, ganz bleich und kniff die Lippen zusammen; denn wenn sie auch zwischen den Zähnen brummte, es sei das ganz gut, so sprach ihr Herz doch nicht mit und sie hätte gar zu gern zehn Frank besessen, nur um ihn nicht fort zu lassen. Sie begleitete ihn nach Vari-boisiere und sah zu, wie die Krankenwärter ihn am Ende eines großen Saales betteten und die Kranken mit den Augen dem ankommenden Leidensgefährten folgten. Hier herrschte eine abscheuliche Totenlust, ein erstidender Fiebergeruch, und die Musik der Schwindsüchtigen war so widerlich, daß man fast selber die Lungen ausgespuckt hätte. Als Gervaise wieder draußen war, schweiften ihre Gedanken in vergangene Zeiten, wo Coupeau noch hier arbeitete und im Sonnenschein sein Liedchen trillerte. O Gott! wie fern schien doch jetzt die Zeit der Liebe!

Als Gervaise sich am zweitfolgenden Tage nach ihm erkundigte, fand sie das Bett leer. Eine Schwester erklärte ihr, man hätte ihren Mann nach dem Asyl Sainte-Anne transportieren müssen, weil er plötzlich lauter verworrenes Zeug geredet habe. Er war ganz rasend geworden, hatte mit dem Kopfe gegen die Wand rennen wollen und so laut geheult, daß die andern Kranken nicht schlafen konnten. Dieser Zustand rührte augenscheinlich von dem Trinken her. Das Schnapsgift hatte den Augenblick seiner Schwäche benutzt und seine Nerven verwüstet, seinen Körper zerrüttet. Bestürzt ging die Wäscherin nach Hause. Ihr Mann war also jetzt wahnsinnig! Ihr Leben schien eine sonderbare Wendung zu nehmen!

Nana schrie, man müsse den Vater im Hospital lassen, weil er sonst schließlich sie alle beide umbringen werde.

Erst am nächsten Sonntag konnte Gerbaise einen Besuch im Sanct-Annen-Hospital machen. Es war ein langer Weg, aber glücklicherweise fuhr ein Omnibus am Asyl vorbei. So stieg sie denn in der Rue de la Santé aus und kaufte zwei Apfelsinen, um nicht mit leeren Händen zu kommen. Die Anstalt war auch solch ein Riesenbau mit düstern Höfen und endlos langen Gängen, erfüllt von dem Geruch nach verdorbenen Arzneien, was nicht gerade heiter zu stimmen vermochte. Als man sie in eine Zelle geführt hatte, war sie ganz erstaunt, Coupeau fast als den alten Bruder Lustig wiederzusehen.

„Wie geht es mit der Entzündung?“ frug die Wäscherin.

„Fort!“ antwortete er. „Sie haben mir das im Nu vom Halse geschafft; ich huste zwar noch ein wenig, aber das ist nur so ein Nachweh.“

Da gab sie ihm die beiden Apfelsinen. Das rührte ihn; denn seitdem er Thee trank und nicht mehr in den Schnapßkneipen herumlungern konnte, war er wieder gemüthlich geworden. Schließlich wagte sie, mit ihm von seinem Wahnsinnsanfall zu sprechen, war aber ganz verblüfft, als sie ihn ebenso vernünftig reden hörte, wie in gesunden Tagen. Er scherzte sogar über das dumme Zeug, das er angegeben hatte.

Gerbaise blieb bis zum Abend bei ihm. Als um sechs Uhr der Krankenwärter zur Visite kam, ließ er ihn die Hände ausstrecken; das Zittern war fast ganz verschwunden, so daß kaum in den Fingerspitzen ein leichter Schauer zu bemerken war. Indessen als die Nacht hereinbrach, wurde Coupeau allmählich wieder unruhig. Zweimal richtete er sich empor und schaute auf den Boden.

in die düstern Ecken des Zimmers. Plötzlich streckte er den Arm aus, als wolle er ein Tier gegen die Wand drücken.

„Was ist denn?“ frug Gervaise erschrocken.

„Die Ratten, die Ratten,“ murmelte er.

Es folgten einige Augenblicke des Schweigens, und er schlummerte ein. Bald aber wurde er wieder ängstlich und lallte in unzusammenhängender Rede:

„Bei Gott! sie fressen mir Löcher in die Haut! . . . O! diese abscheulichen Bestien! . . . Nimm Dich in Acht! Hüte Dich vor dem Vieh hinter Dir! Heiliger Strohsack! da liegt sie und diese Bande höhnt noch! . . . Ihr Schweine! ihr Spitzbuben! ihr Schufte!“

Dabei schlug er um sich, zog seine Decke herauf und rollte sie vor seiner Brust zu einem Knäuel zusammen, als wollte er dieselbe gegen die Gewalt der bärtigen Männer schützen, welche er zu sehen glaubte. Da jetzt ein Wärter herbeigeeilt kam, zog sich Gervaise zurück, durch diese Szene ganz erstarrt. Als sie jedoch einige Tage später wiederkam, fand sie Coupeau vollständig geheilt. Selbst die aufregenden Träume waren verschwunden, und er schlief wie ein Kind ruhig seine zehn Stunden, ohne ein Glied zu rühren. So erlaubte man denn seiner Frau, ihn mitzunehmen, und nur beim Hinausgehen gab ihr der Arzt noch verschiedene Verhaltensmaßregeln und riet ihr, dieselben sorgsam zu beachten. Wenn ihr Mann wieder zu trinken beginne, erklärte er, werde ein Rückfall kommen und er ins Gras beißen müssen. Es hänge dies gänzlich von ihm selbst ab. Er habe ja nun gesehen, wie man wieder lustig und vernünftig werde, wenn man sich nicht betrinke. Deshalb möge er nur zu Hause seine kluge Lebensweise fortführen und immer denken,

er sei hinter Schloß und Riegel und die Weinkneipen existierten für ihn nicht.

„Ohne Zweifel hat er Recht,“ versetzte Coupeau, und nach einigem nachdenklichen Schweigen fuhr er fort:

„Aber! weißt Du, hier und da einmal ein Gläschen, das kann doch keinen Menschen umbringen, das dient doch nur zur Verdauung.“

Noch an demselben Abend trank er ein Gläschen, nur zur Verdauung! In den folgenden acht Tagen zeigte er sich indessen ziemlich vernünftig; denn im Grunde war er sehr ängstlich und hatte durchaus keine Sehnsucht danach, im Tollhause sein Ende zu finden. Aber seine Leidenschaft riß ihn doch wieder fort, das erste Gläschen brachte ihn unwillkürlich zu einem zweiten, einem dritten, einem vierten, und kaum waren vierzehn Tage um, so war er wieder bei seiner gewöhnlichen Ration, einem Schoppen Rachenreißer täglich, angelangt. Gervaise war außer sich und hätte am liebsten dreingeschlagen. Sie durfte es keinem Menschen erzählen, daß sie dumm genug gewesen war, an ein neues ehrenhaftes Leben zu glauben, als sie ihn im Asyl so vernünftig gesehen hatte! So war denn wieder eine Hoffnung dahin, sicherlich die letzte! Nun erst begann die Höllewirtschaft, ein Leben in Schmutz und Verkommenheit, ohne Hoffnung auf bessere Zeiten. In dieser Zeit kam es bei Coupeaus zum ersten Mal zu Prügeleien, die sich von nun ab regelmäßig wiederholten.

Sodann war es vorgekommen, daß Coupeau am Zahltag sich nicht zu Hause sehen ließ, so daß Gervaise genötigt war, ihn in der „Mattenfalle“ aufzusuchen, wo er sich mit seinen Zechgenossen gütlich that. Aniangs war sie ärgerlich geworden und hatte sich schmollend seitwärts gesetzt. Von der Alkohol-Atmosphäre halb berauscht, hatte sie dann aber den Vorschlag ihres Mannes, eins mit zu

trinken, angenommen und half seit dieser Zeit beim Ver-
trinken des Geldes. Willensstärke war nie ihre Sache
gewesen und so ließ sie sich denn allmählich zum Trunk ver-
leiten. Zuerst trank sie nur Anisette, aber bald gewöhnte
sie sich daran, gleich den Männern den Vitriolschnaps
hinunterzugießen. Das kratzte zwar im Halse, aber sie
spürte wenigstens den nagenden Hunger nicht so sehr.

Beim Nachhausegehen torkelte sie dann stark und
wußte sich am andern Morgen nicht mehr zu besinnen,
wie sie die sechs Treppen hinauf und in ihr Bett ge-
kommen war. Die „Rattensalle“ hatte ein Opfer mehr
gefangen.

Elftes Kapitel.

Nana wurde größer und wuchs zur Dirne heran. Dieses fünfzehnjährige Ding mit ihrem milchweißen Gesicht, der sammetweichen Haut, hatte eine so drollige Nase, einen so rothigen Mund, daß es zum Entzücken war, während an ihren Glutaugen die Männer nicht übel Lust bekamen, ihre Pfeifen anzuzünden. Unter ihrem üppigen blonden Haar leuchteten die Schläfen wie mit Goldstaub bestreut.

Ein besonderes Zeichen ihrer Lüfternheit war die Gewohnheit, stets die Zungenspitze ein wenig zwischen ihren weißen Zähnen hervorstrecken. Ohne Zweifel hatte sie sich im Spiegel betrachtet und sich auf diese Art hübsch gefunden.

Ueberhaupt zeigte sich Nana äußerst kokett. Der Sommer hauptsächlich war die Zeit ihrer Triumphe. Mit einem Peralkleid für sechs Frank ging sie alle Sonntage aus und setzte das ganze Viertel durch ihre blonde Schönheit in Staunen. Ja, man kannte sie von den äußern Boulevards bis zu den Festungswerken und nannte sie „das Hühnchen“, weil sie in der That ein so zartes Fleisch und ein so frisches Aussehen hatte, wie ein Hühnchen.

Besonders schön stand ihr ein einfaches weißes Kleid mit roten Punkten, ohne jegliche Verzierung, welches, da es etwas kurz war, ihre Füße frei ließ, während die weiten offenen Ärmel ihre Arme bis an die Ellbogen sehen ließen. Der Halsausschnitt der Taille, welchen sie, um den Ohrfeigen ihres Vaters zu entgehen, verstohlen in einem finstern Winkel der Treppe mittels Stecknadeln vergrößerte, zeigte ihren schneeweißen Nacken. Um ihr blondes Haar hatte sie nichts weiter als ein rosafarbnnes Band gewunden, dessen Enden auf ihren Nacken herniederflatterten. Darin sah sie frisch aus wie ein Boukett, halb Kind noch und halb schon Jungfrau.

Des Sonntags im Sommer feierte sie ihre größten Triumphe. Sie pugte sich so gut sie konnte, und sofort nach dem Frühstück entwichte sie und ging in den Hof hinunter. Dort spielten Nana, Pauline und andere große Mädchen Ball. Es waren ihrer fünf oder sechs, fast im gleichen Alter, die hier die Königinnen des Hauses wurden und sich in die schmachttenden Blicke der Herren teilten. Wenn ein Mann durch den Hof ging, erscholl ihr helles Gelächter.

Aber diese Ballspiele waren nur ein Vorwand, sich sobald wie möglich aus dem Staube zu machen. Plötzlich hörte man im ganzen Hause keinen Laut mehr, denn die Mädels waren soeben hinaus auf die Straße gehuscht und nach den äußern Boulevards geeilt. Nun schritten alle sechs Arm in Arm straßenbreit einher, wobei ihre hellen Kleider und die Bänder in ihren Haaren grell hervortraten. Ihre lebhaften Augen sandten nach allen Richtungen verstohlene Blicke, nichts entging ihnen und wenn sie lachten, warfen sie keck den Hals zurück, ihr volles Kinn zeigend. Wenn ein Budliger vorüberging oder eine alte Frau an der Ecke auf ihren Hund wartete, wollten

sie sich fast tot lachen; ihre Kette löste sich, die einen blieben zurück, während die andern sie mit aller Gewalt fortzogen; bald blieben sie dicht zusammengedrängt stehen, bald schlenderten sie behaglich weiter, nur um die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu lenken. Die Straße gehörte ihnen; hier waren sie groß geworden und hatten ihre ersten dummen Streiche verübt; hier hoben sie noch jetzt die Kleider bis an die Knie empor, um ihre Strumpfbänder zu befestigen. Mitten in der langsam unter den Bäumen der Boulevards dahinziehenden Menge eilten sie so in wildem Durcheinander durch die einzelnen Gruppen. Nana in ihrem rosafarbenen grelleuchtenden Kleide ging stets in der Mitte. Neben ihr schritt Pauline, deren Kleid, mit gelben Blumen auf weißem Grunde, ebenfalls hellleuchtete, als sei es mit kleinen Flammen übersät. Da nun diese beiden die größten, die ausgebildetsten und zugleich die frechsten waren, so führten sie die Schar an und brüsteten sich mit den ihnen zu teil werdenden Blicken und Grüßen. Die andern schwänzkelten hinter ihnen her und suchten sich nach Kräften aufzublähen, um ebenfalls für voll zu gelten. Wenn sie rannten, daß ihnen fast der Atem ausging, so geschah dies nur, um ihre weißen Strümpfe zu zeigen und die Bänder in ihren Haaren flattern zu lassen. Sobald sie dann scheinbar ganz erschöpft stehen blieben, so brauchte man sicher nicht lange zu suchen, um einen ihrer Bekannten, irgend einen Jungen des Viertels, zu entdecken, den sie lachend und zischelnd mit schmachtenden Blicken verfolgten. Besonders war es ihnen dabei auch um zufällige Bekanntschaften mitten in dem Drängen und Stoßen der zahllosen Spaziergänger zu thun. Große Burschen im Sonntagsstaate, bekleidet mit kurzer Jacke und rundem Hut, hielten sie auf Augenblicke am Rande der Straße auf,

um mit ihnen zu scherzen und sie in die Taille zu zwicken. Junge Arbeiter in weitoffenstehender Blouse schwagten mit ihnen und bliesen ihnen dabei ganz ungeniert den Rauch ihrer Pfeifen ins Gesicht. Das hatte ja weiter nichts auf sich, denn diese Burschen waren ja ihre ehemaligen Spielkameraden auf der Straße gewesen. Allein schon wurden sie wählerisch. Pauline traf gewöhnlich einen Sohn der Frau Gaudron, einen siebzehnjährigen Tischler, welcher ihr immer Äpfel kaufte. Nana hatte es vor allen auf Victor Fauconnier abgesehen, den Sohn der Wäscherin, mit dem sie verstoßen in finstern Ecken Küsse wechselte. Weiter aber gingen sie in ihren Liebesbezeigungen noch nicht, da sie zu schlau waren, eine Dummheit zu begehen, deren Folgen sie nicht kannten.

Sobald die Sonne unterging, war es ihr Hauptvergnügen, den Taschenspielern zuzusehen. Da kamen Zauber-künstler und Herkulesse, die auf dem Boden der Avenue einen alten abgenutzten Teppich ausbreiteten. Bald hatte sich ein Zuschauerkreis gebildet, während der Hanswurst, in der Mitte stehend, in seinem verschlossenen Trikot die Muskeln spielen ließ. Stundenlang blieben Nana und Pauline hier im dichtesten Gedränge stehen, so daß ihre schönen frischgestärkten Kleider zwischen den Ueberröcken und den schmutzigen Blousen ganz zerknittert wurden. Ihre nackten Arme, ihr nackter Hals, ihr bloßes Haar wurden von dem verpesteten Atem, von den Wein- und Schweißdünsten erwärmt und, wie wenn sie sich in ihrem eigentlichen Elemente befänden, lachten sie und zeigten auch nicht die Spur von Abscheu. Um sie herum hörte man Roheiten und Zoten aller Art, hier und da ließ wohl auch ein Betrunkener seine faulen Bemerkungen vom Stapel. Diese Sprache war ihnen schon völlig geläufig, und mit unverschämter Ruhe, ohne zu erröten, drehten sie sich lächelnd um.

einander Eisendrähte, Spulen, Watte, grünes und braunes Papier, Blätter theils aus Seide, theils aus Atlas oder Sammet. In der Mitte stand eine große Wasserflasche, deren Hals eine Arbeiterin mit einem Blumenstrauß gekrönt hatte, welcher bereits seit dem vergangenen Abend an ihrem Busen welkte.

Vor Frau Lerat hatten die Mädchen wenig Respekt und ließen ihrer losen Zunge freien Lauf, nur wenn die Prinzipalin erschien, war alles thätig und still über die Arbeit gebeugt.

Wahrlich! hier genoß Nana eine saubere Erziehung! Der Verkehr mit so vielen Mädchen, welche Glend und Laster bereits durchkostet hatten, verdarb sie vollends; denn hier steckte eine die andere an, gerade wie in einem Apfelfarbe, der unter wenig guten viel faule Aepfel enthält. Zwar suchte man vor der Gesellschaft den Anstand zu wahren und vermied es, in seinem wahren Charakter zu erscheinen; kurz, man spielte die anständige Dame, während unter vier Augen und in den Winkeln zweideutige Geschichten kolportiert wurden. Wenn abends eine die andre nach Hause begleitete, gab es allerhand vertrauliche Mitteilungen, und mitten im dichtesten Gedränge blieben sie stehen, um einander haarsträubende Dinge zu erzählen. Dazu kam noch, daß auf Nana gleichsam schon die Luft des Ateliers vergiftend wirkte, der Geruch nach den Tanzsälen und den Nächten der Ausschweifung, welchen die liederlichen Arbeiterinnen des Morgens mitbrachten, erkenntlich an ihrem nur oberflächlich geordneten Haar und an ihren Kleidern, die so zerknittert waren, daß es schien als hätten sie damit im Bett gelegen. Die Faulheit, welche an solchen Tagen herrschte, die matten Augen, die verdächtigen Augenringe, das Reden und Dehnen, endlich die heisern Stimmen wirkten veräufend auf sie.

Nana ging hier fast nur mit Mädchen um, die „Bescheid wußten.“ Ihr etwas Neues zu lehren, schien schwer zu sein, denn sie wußte ja schon alles, alles hatte sie auf dem Pflaster der Rue de la Goutte d'Or gelernt. Hier in der Werkstatt sah sie nur alles ausgeführt, so daß allmählich in ihr die Begierde aufstauete, auch ihrerseits sich einmal zu versuchen.

Seit längerer Zeit verfolgte sie ein bejahrter Herr, ein Knopffabrikant, der stundenlang auf sie vor der Werkstatt wartete und ihr allerlei Vorschläge zuraunte, wenn sie vor ihm herging oder an einem Schaufenster stehen blieb. Er war etwa fünfzig Jahre alt und „gar nicht ohne,“ wie Frau Verat sagte, als sie in einer Frühstückspause bemerkte, wie der Alte auf die Kleine Jagd machte.

Von diesem Tage an fand Frau Verat ganz besonders Vergnügen an der ersten Liebesaffaire ihrer Nichte. Sie ließ dieselbe nicht mehr aus dem Garne und begleitete sie früh und abends, indem sie ihre Verantwortlichkeit zum Vorwand nahm. Obwohl dies für Nana etwas langweilig war, fühlte sie sich doch stolz, daß man sie wie einen Schatz im Auge hielt, und die Unterhaltung, welche sie mit dem ihnen folgenden Knopffabrikanten auf den Straßen pflogen, brachte ihr Blut in Wallung und erregte in ihr immer mehr die Begierde, einen verhängnisvollen Schritt zu thun. O! ihre Tante verstand sich auf das Gefühl; sogar der Knopffabrikant, dieser zwar schon bejahrte, aber doch so feine Herr, rührte sie, denn schließlich ist das Gefühl bei Personen gereisten Alters immer tiefer gewurzelt. Nur hielt sie eine gute Wacht und hatte ja selbst geäußert, der Verführer werde nur über ihren Körper hinweg den Weg zu der Kleinen finden. Eines Abends trat sie an den Herrn heran und sagte

ihm unverblümt ins Gesicht: das, was er vorhabe, sei nichts Gutes. Ohne ihr darauf zu antworten, grüßte er sie höflich und sie, durch seine feinen Manieren verblüfft, zürnte ihm jetzt durchaus nicht mehr. Nun tischte sie ihre praktischen Ratschläge über die Liebe auf, ihre Anspielungen auf die schmutzige Männerwelt, allerhand Geschichten von schönen Mädchen, welche es schließlich bitter bereut hatten, daß es mit ihnen soweit gekommen war. Nana aber folgte seufzend diesen Erzählungen, und in ihrem zarten Gesicht leuchteten die lüsternen Augen.

Eines Tages hatte der Knopffabrikant in der Rue du Faubourg-Poissonniere sogar gewagt, die Nichte und die Tante unverhoffterweise anzusprechen, und dabei ganz abscheuliche Bemerkungen gemacht. Frau Verat war darüber so erschrocken, daß sie, in der Meinung, nicht einmal selbst mehr sicher zu sein, das ganze Geheimnis ihrem Bruder offenbarte. Nun änderte sich die Sache, und bei Coupeaus begann jetzt eine nette Kagenmusik. Zuerst beglückte der Zinkarbeiter sein liebes Töchterchen mit gehörigen Prügeln. Was bringe man ihm für Neuigkeiten? rief er; dieses junge Ding fange schon mit Alten an! Nun! sie möge sich nur einmal draußen bei einem solchen verliebten Kerl von ihm ertappen lassen, so wisse er schon, was er thun werde, er wolle sie schön beim Kragen nehmen! Andere Male machte er sich wieder lustig und verspottete sie. Wahrlich! ein netter Bissen für die Männer müsse sie sein mit ihren Salznäpfen an den Schultern, so groß, um die Faust hineinzulegen! Nana, geprügelt wegen gemeiner Dinge, die sie nicht begangen hatte, beladen mit den grausamen abscheulichen Beschuldigungen ihres Vaters, zeigte den erheuchelten Sanftmut der von Ketten umstellten wilden Tiere.

Einmal brachte sie rote Bänder mit, um ihren alten

jämmerlichen Hut auszubessern, welcher ihr soviel Schande machte. Aha! das sei wohl so ein kleiner Liebeslohn, meinte Vater Coupeau. Oder habe sie dieselben irgendwo mitgehen heißen? Buhlerin oder Diebin, vielleicht sei sie schon beides. So bemerkte er noch zu verschiedenen Malen bei ihr kleine zierliche Gegenstände, einen Karneolring, ein Paar Spitzenärmel oder auch ein kleines herzförmiges Medaillon. Coupeau wollte ihr alles wegnehmen, aber wütend verteidigte sie ihre Sache: es gehöre ihr, rief sie aus, Damen hätten ihr die Sachen geschenkt oder sie habe dieselben im Atelier eingetauscht. Das Herz z. B. wollte sie in der Rue d'Aboukir gefunden haben. Und als ihr Vater nun das Herz mit einem Fußtritt zertrümmerte, wurde sie leichenblaß, während eine innere Erbitterung sie antrieb, sich auf ihn zu stürzen, um ihn zu zertragen. Schon zwei Jahre lang hatte sie sich nach dem Besitz eines solchen Herzens gesehnt, und jetzt zertrat man es auf dem Boden! Nein, das war zu stark, das konnte nicht länger so fortgehen!

Auf diese Weise zeigte Coupeau mehr Mörgelei als ernstesten Willen in der Art, mit welcher er Nana erziehen wollte. Oft hatte er Unrecht, und seine Ungerechtigkeit erbitterte die Kleine. Vierzehn Tage lang nahm er sich jeden Morgen die Mühe, Nana bis vor die Thür der Werkstatt zu begleiten; dann wartete er noch fünf Minuten lang auf der Straße, um sich zu vergewissern, daß sie auch wirklich hineingegangen sei. Als er aber eines Morgens mit einem Kameraden bei einem Weinverkäufer in der Rue Saint-Denis saß, sah er sie zehn Minuten später eiligst die Straße hinunterlaufen. Schon seit vierzehn Tagen führte sie ihn beständig hinter's Licht, indem sie, statt zu Titreville hineinzugehen, ins zweite Stockwerk hinaufstieg und auf der Treppe wartete, bis er fort war. Als Coupeau

Frau Lerat dafür zur Rechenschaft ziehen wollte, rief diese ihm ins Gesicht, sie lasse sich solche Strafpredigt nicht gefallen; sie habe ihrer Nichte alle gute Lehren gegeben, wie man sich Männern gegenüber verhalten müsse, ihre Schuld sei es nicht, wenn die Dirne aus der Art schlage. Uebrigens erfuhr Coupeau von der Prinzipalin, daß Nana durch eine andere Arbeiterin verführt werde, durch die kleine Leonie, welche vor kurzem ihre Arbeit verlassen und sich auf die leichte Seite gelegt habe.

In dem Hause der Rue de la Goutte d'Or sprach man von dem alten Verehrer Nanas wie von einem bekannten Herrn. Manchmal kam er sogar bis in den Hof. Frau Gaudron traf ihn abends auf dem Treppenabsatz des zweiten Stockes, wo er schüchtern und mit gesenktem Kopfe am Geländer hinschlich. Borilleuxs drohten auszu ziehen, wenn ihre Nichte noch einmal Männer mitgeschleppt bringe, denn es wurde schier abscheulich, die Treppe stände immer voll und man könne nicht mehr hinuntergehen, ohne daß man sie schnüffelnd und lauschend auf jeder Stufe trafe. Voches bedauerten das Schicksal jenes alten Herrn lebhaft, eines so vornehmen Mannes, welcher sich wegen einer kleinen Herumtreiberin solche Mühe machte. Und noch dazu war es ein großer Kaufmann; sie hatten ja seine Knopffabrik auf dem Boulevard de la Vilette gesehen, ein Mann also, welcher eine Frau beglücken könnte, wenn er sich zu einem anständigen Mädchen hingezogen fühlte. Dank diesen speziellen Mitteilungen der Hausmeistersleute, legten alle Leute im Viertel, selbst Borilleuxs, für den Alten die größte Achtung an den Tag, sobald er mit seinem bleichen Gesicht und seinem sorgsam verschnittenen Barte hinter Nana herging.

Während der ersten Monate machte dieser Alte Nana viel Spaß. Man mußte ihn nur sehen, wie er immer

um sie herum war und im Gedränge sie von hinten am Kleide faßte mit der unbefangenen Miene von der Welt. Und was hatte der für Beine! wahre Stelzen! wahre Streichhölzchen! Kein Haar mehr auf dem Schädel und die spärliche Vegetation, welche noch über seinem Nacken wucherte, war so glatt frisirt, daß sie sich immer versucht fühlte, ihn nach der Adresse seines Friseurs zu fragen. Ach! wer hätte nur mit so einem alten Kniebein noch schäkern können!

Als sie ihn aber immer und immer wieder traf, kam er ihr allmählich nicht mehr so komisch vor. Sie hatte eine geheime Furcht vor ihm und würde aufgeschrien haben, wenn er sich ihr genähert hätte. Oft, wenn sie vor einem Juwelierladen stand, hörte sie plötzlich, wie er ihr stammelnd allerhand Dinge in den Nacken redete. Und doch war es wahr, was er sagte; gern hätte sie ein goldnes Kreuz an einem Sammetbände um den Hals getragen, ebenso ein Paar kleine Korallenohrringe, so klein, daß man sie für Blutstropfen hätte halten können. Aber, ganz abgesehen von den Schmucksachen, konnte sie doch nicht immer gehen wie eine Lumpensammlerin, sie hatte es satt, sich mit dem Ausschub der Werkstatt in der Rue du Caire zu behelfen, besonders war sie über ihren alten Hut entrüstet, auf welchem die bei Titreville annektierten Blumen den Eindruck von Fexen machten. Wenn sie so, bespritzt von den vorübersausenden Wagen, im Schmutze einhertrollte, geblendet durch den Glanz der Schaufenster, empfand sie eine unwiderstehliche Begierde, im Wohlstand zu leben, in den Restaurants speisen zu können, ins Theater zu gehen und ein Zimmer mit schönen Möbeln zu besitzen, kurz, zu genießen. Und merkwürdigerweise kam in solchen Augenblicken regelmäßig der Alte und flüsterie ihr Vorschläge ins Ohr. Ach! wie gern wäre

sie darauf eingegangen, wenn sie ihn nicht gefürchtet hätte, wenn nicht ein innerer Kampf sie in ihren Weigerungen bestärkt und sie trotz ihrer Lasterhaftigkeit mit Mut und Ekel gegen das Unheimliche an diesem Mann erfüllt hätte.

Als aber nun der Winter kam, wurde die Existenz bei Coupeaus schier zur Unmöglichkeit. Jeden Abend erhielt Nana ihre Prügel. Wenn der Vater des Schlagens müde war, ohrfeigte sie die Mutter, um ihr ein gutes Betragen beizubringen. Oft wurde die Prügelei eine allgemeine; sobald das eine zuschlug, wurde sie vom andern verteidigt, so daß am Ende alle drei sich mitten unter dem zerbrochenen Geschirr auf dem Boden umherwälzten. Zudem hatte man nie satt zu essen und kam vor Kälte fast um. Wenn die Kleine sich irgend etwas Zierliches kaufte, etwa eine Schleife oder ein Paar Manschettenknöpfe, konfiszierten es ihr die Eltern und machten es wieder zu Geld. Nichts gehörte ihr als eine Tracht Prügel, ehe sie sich in ihr Lumpenbett wühlte, wo sie vor Frost zitternd unter ihrem schwarzen Röckchen lag, welches ihr als einzige Decke diente. Rein! dieses verdammte Leben konnte nicht länger so fortgehen, sie hatte keine Lust, hier anzukommen. Aus ihrem Vater machte sie sich schon lange nichts mehr; wenn ein Vater sich so betrinkt, wie es der ihrige that, so ist das kein Vater mehr, meinte sie. Auch die Mutter sank immer tiefer in ihrer Achtung; denn auch sie trank. Gar zu gern nur ging Gervaise zu Vater Colomb, unter dem Vorwand, ihren Mann zu suchen, aber eigentlich nur, um sich mit Schnaps traktieren zu lassen. Wenn Nana an der „Rattenfalle“ vorüberging und ihre Mutter mit dem Schnapsglase in der Hand mitten unter der rohen Mannerschar bemerkte, ward sie von einem wilden Born ergriffen; denn die Jugend, deren

Sinn nach andern Leckereien steht, vermag sich für den Trunk nicht zu begeistern. An solchen Abenden bot sich ihr zu Hause ein schönes Bild: der Vater war betrunken, die Mutter war betrunken und kein Bissen Brot im Hause, während der verpestete Schnapshauch in allen Ecken wehte. Kurz, eine Heilige wäre nicht einmal in einem solchen Loch geblieben. Schlimm genug! wenn sie eines schönen Tages fortliefe, so wären ihre Eltern selbst schuld daran, sie hätten sie selbst hinausgetrieben.

Als Nana eines Sonnabends nach Hause kam, fand sie ihre Eltern in einem abscheulichen Zustande. Coupeau lag quer über dem Bett und schnarchte. Gervaise, auf einem Stuhle sitzend, wackelte mit dem Kopfe hin und her und ihre Augen blickten stier vor sich hin. Das Essen, ein Rest von Ragout, hatte sie nicht gewärmt, und all dieser Jammer wurde von einer heruntergebrannten Kerze kläglich beleuchtet.

„Du bist es, Du Lumpenliese?“ stotterte Gervaise.
„Nun! der Vater wird Dich schon ins Gebet nehmen!“

Nana, ohne zu antworten, starrte bleich nach dem kalten Ofen, nach dem leeren Tisch und dem elenden Zimmer, wo diese beiden Unholde in ihrem schrecklichen Stumpfsinn hausten. Sie setzte den Hut nicht ab und ging einige Male im Zimmer umher; dann öffnete sie wieder die Thür und entfernte sich.

„Du gehst wieder fort?“ frug ihre Mutter, ohne den Kopf umdrehen zu können.

„Ja, ich habe etwas vergessen! Ich komme wieder . . . Gute Nacht.“

Sie kam aber nicht wieder, und als Coupeaus am folgenden Tag ihren Kausch ausgeschlafen hatten, prügeln sie sich, weil sie einander die Schuld an Nanas Flucht beimäßen. Ah! die mußte längst über alle Berge sein!

Das war ein bitterer Fall, der Gervaise noch mehr niederbeugte; denn trotz ihrer Verkommenheit fühlte sie sehr wohl, daß der Sturz der Kleinen auch für sie verhängnisvoll war. Ja, diese Dirne schleppte die letzte Spur von Ehre aus der Familie. Drei Tage lang wurde Gervaise gar nicht nüchtern und erging sich in abscheulichen Aeußerungen gegen ihre leichtsinnige Tochter. Nachdem Coupeau sie auf allen äußern Boulevards vergeblich gesucht hatte, rauchte er wieder ruhig seine Pfeife; nur wenn er bei Tische saß, fuchtelte er zuweilen, ein Messer in der Hand haltend, mit den Armen in der Luft umher und schrie, er sei entehrt; im nächsten Augenblick aber aß er schon wieder ruhig seine Suppe.

In dem Hause, wo jeden Monat Mädchen ausflogen wie Kanarienvögel aus dem offenen Bauer, rief das Ereigniß in der Coupeau'schen Familie durchaus kein Erstaunen hervor. Aber Lorilleux's triumphierten. Ah! sie hatten es ja vorausgesagt, daß die Kleine einst dumme Streiche machen werde. Das sei ganz recht, meinten sie, denn alle solche Blumenmädchen würden später leichtsinnig. Auch Boches und Poissons spöttelten, indem sie der Jugend eine große Lobrede hielten. Nur der Heuchler Lantier verteidigte Nana. Mein Gott! erklärte er mit seiner Puritanermiene, ein Mädchen, welches den Eltern entfliehe, verlege zwar alle Geseze; schließlich aber, fügte er mit einem unheimlichen Blick hinzu, sei die kleine Dirne auch zu hübsch, um in ihrem Alter soviel Elend zu ertragen.

„Sie wissen es wohl noch gar nicht?“ rief eines Tages Frau Lorilleux in die Hausmeisterloge, wo man gerade beim Kaffee saß, „nun! so wahr wie die Sonne scheint, das Krüppelbein hat ihre Tochter verkauft . . . Jawohl, sie hat sie verkauft, ich habe Beweise! . . .“

Jener Alte, den man immer früh und abends auf der Treppe traf, ging schon hinauf, um Abschlagszahlungen zu machen. Das ist doch zu klar! Erst gestern hat jemand die Mamsell mit ihrem Galan zusammen im Ambigu gesehen . . . Auf Ehre! sehen Sie, ich sagte es gleich, sie sind zusammen!“

Während dieser Unterhaltung trank man seinen Kaffee aus. Nach alledem war das recht wohl möglich, denn es kamen ja noch viel stärkere Dinge vor. Schließlich gedieh es so weit, daß alle, selbst die besten Leute im Viertel, behaupteten, Gervaise habe ihre Tochter verkauft.

Die Wäscherin lebte nun in ihrem alten Schlendrian weiter, ohne sich um die Leute zu kümmern. Man hätte sie auf der Straße Diebin schimpfen können, ohne daß sie sich würde umgedreht haben. Seit einem Monat arbeitete sie nicht mehr bei Frau Fauconnier, welche sie, um Streit zu vermeiden, zur Thür hatte hinauswerfen müssen. Binnen wenigen Wochen nun war sie bei nicht weniger als acht Wäscherinnen beschäftigt gewesen; bei jeder arbeitete sie zwei oder drei Tage, dann mußte sie wieder ihr Bündel schnüren, weil sie die Wäsche zu sehr besudelte und in ihrer Nachlässigkeit so weit ging, daß sie selbst ihr Handwerk ganz verlernte. Schließlich hatte sie die Plätterei an den Nagel gehängt und wusch nun in der Rue Neuve für Tagelohn; im Wasser umherpatschen, sich mit dem Schmutz umherbalgen, kurz nach der groben und leichten Seite des Handwerks beschäftigt zu sein, das ging noch, brachte sie indeß immer tiefer hinein in die Verlotterung. Wahrlich, das Waschhaus war nicht der Ort, um sie sauberer zu machen.

Wenn eine Frau so weit herunterkommt, dann muß auch ihr Stolz schwinden. So hatte denn Gervaise jetzt ihr ehemaliges Selbstgefühl, ihre Koketterie, ihr

Bedürfnis für Zartgefühl, Anstand und Rücksicht beiseite geworfen. Man konnte sie mit Füßen treten, sie fühlte es nicht, so gleichgültig und nachlässig war sie. Auch Lantier hatte sie vollständig im Stich gelassen, er war jetzt bei Virginien Hahn im Korbe.

Er hatte seine Sache ausgezeichnet eingefädelt, wenn er Virginien riet, ein Geschäft in Süßigkeiten anzufangen. Er hätte nicht Provenzale sein müssen, um die Leckereien nicht zu verehren; das heißt, er hätte unbedenklich von lauter Pastillen, Gummizucker, Bonbons und Schokolade leben können. Ein besonderer Gaumentizel für ihn waren die überzuckerten Mandeln. Seit einem Jahre lebte er nur noch von Bonbons. Wenn Virginie ihn einmal bat, den Laden zu hüten, öffnete er ganz allein die Schubkästen und füllte sich die Taschen. Oft, während er mit fünf oder sechs Käufern schwatzte, hob er den Deckel von einer Büchse, nahm sich eine Süßigkeit nach dem andern heraus; die Büchse blieb offen und leerte sich allmählich. Man gab darauf gar nicht mehr Obacht; das sei so eine Manie, meinte er. Dann wieder bildete er sich stets ein, eine raube Stimme zu haben, welche er lindern müsse. Er arbeitete noch immer nicht und hatte immer bedeutendere Geschäfte in Aussicht; gegenwärtig sann er über eine prächtige Erfindung nach, den Regenschirmhut, einen Hut, welcher sich, sobald die ersten Regentropfen fielen, auf dem Kopfe in einen Schirm verwandeln sollte; er versprach nun Poisson die Hälfte des Gewinnes und ließ schon flottweg ein Zwanzigfrankstück nach dem andern, natürlich nur für die Experimente. Er war doch ein zu hübscher Mann, ein Mann so süß wie Honig, meinte Virginie.

Lantier zeigte sich jetzt wieder außerordentlich gut gegen Gervaise. So hatte er Virginien dahin gebracht, daß sie Gervaise wöchentlich einmal kommen ließ, um

den Laden und die Zimmer zu scheuern; dies Geschäft verstand sie ja und verdiente doch auch jedesmal ihre dreißig Sous. Sonnabends früh erschien nun Gervaise mit einem Eimer und ihrer Bürste, ohne, wie es schien, Schmerz darüber zu empfinden, daß sie jetzt an dem Orte, wo sie einst geherrscht, ein so schmutziges niedriges Geschäft verrichten mußte. Das war die tiefste Demütigung, das äußerste Ende ihres Stolzes.

Im Viertel erzählten jetzt die Saußbolde, sie habe sich dem Trunk ergeben, um sich über den Fall ihrer Tochter zu trösten. Sie selbst, wenn sie ihr Glas Schnaps schlürfte, nahm eine tragische Miene an und goß das Zeug in die Kehle, als wünsche sie sich den Tod. Wenn sie nun total betrunken nach Hause kam, stammelte sie, der Kummer sei schuld daran. Aber die ehrbaren Leute zuckten die Achseln; man wußte es schon, daß sie in der „Mattenfalle“ sich auf Rechnung des Kummers betrank. Ohne Zweifel mochte ihr anfangs Nanas Flucht arge Qualen gemacht haben, und ihr Rest von Ehrgefühl hatte sich empört, aber sie war schon zu abgestumpft, um diese Schande lange zu fühlen.

Unterdessen erfuhr sie verschiedene Male etwas über die Kleine; denn es giebt immer gute Klatschgebatterer, welche sich beeilen, Einem etwas Unliebsames mitzuteilen. Ja, man hatte ihr sogar erzählt, daß Nana soeben ihren Alten habe sitzen lassen. Sie hatte es zwar sehr gut bei diesem, wurde verzärtelt, angebetet und hatte genug Freiheiten, wenn sie dieselben nur zu benutzen verstanden hätte; aber, thöricht wie die Jugend ist, sollte sie mit irgend einem jungen Saußewind durchgegangen sein. So viel stand fest, daß sie eines Nachmittags auf dem Bastillenplatz ihren Alten um drei Sous für ein kleines Bedürfnis gebeten hatte und daß der Alte immer noch auf sie war-

tete. In besseren Kreisen nennt man das „sich auf Englisch drücken“. Andre Leute versicherten, sie seitdem als Stammgast im Grand Salon de la Folie, in der Rue de la Chapelle bemerkt zu haben. Da kam Gerbaise auf den Gedanken, die Tanzsäle des Viertels abzusuchen, und vor keinem ging sie fernerhin vorbei, ohne hineinzuschauen. Coupeau begleitete sie gewöhnlich. Zuerst gingen sie einfach, aufmerksam umherspähend, in den Sälen ab und zu. Als sie aber eines Abends bei Kasse waren, setzten sie sich an einen Tisch und tranken eine Weinbowle, nur um sich zu erfrischen und zu sehen, ob Nana sich nicht zeigen werde. Ein Monat war so verstrichen, Nana wieder vergessen und sie besuchten jetzt die Tanzlokale nur zu ihrem Vergnügen, um dem Treiben zuzuschauen. Stundenlang saßen sie stumm am Tische und schienen ohne Zweifel Gefallen an der wilden Ausgelassenheit der Dirnen zu finden.

So waren sie auch an einem Novemberabend in den Grand Salon de la Folie eingetreten, um sich zu wärmen. Draußen wehte ein eisigkalter Wind; aber der Saal war gedrängt voll. Alle Tische, oben und unten, waren besetzt und ein wilder Lärm herrschte an allen Ecken. Als sie zweimal um den Saal herumgegangen waren, ohne einen Tisch zu finden, entschlossen sie sich stehen zu bleiben und zu warten, bis eine Gesellschaft ihre Plätze verlassen würde. Coupeau in seiner schmutzigen Bluse und seiner alten Tuchmütze ohne Schirm, wiegte sich hin und her. Da er gerade mitten im Wege stand, sah er einen kleinen jungen Mann, welcher, nachdem er ihn mit dem Ellbogen angestoßen hatte, den Ärmel seines Ueberziebers abwischte.

„Sie!“ rief er wütend, seine Pfeife aus dem Munde nehmend, „können Sie denn nicht um Entschuldigung

bitten? . . . Das paßt Ihnen wohl nicht, daß man eine Bluse trägt?"

Der junge Mann hatte sich umgedreht und schaute den Zinkarbeiter an. Doch dieser fuhr fort:

„Merke es Dir, Du elender Kerl, daß die Bluse das schönste Kleid ist, ja! das Kleid der Arbeit! . . . Komm her, ich will Dich abwischen, aber mit ein Paar Ohrfeigen . . . Seht mir einer diesen Kerl an, der will den Arbeiter beleidigen!"

Umsonst suchte Gervaise ihn zu beruhigen. Er brüstete sich in seinen Lumpen, schlug auf die Bluse und heulte:

„Da drin steckt die Brust eines Mannes!"

Da verlor sich der junge Mann im Gedränge und murmelte: „Solch ein schmutziger Vagabund!"

Coupeau wollte ihm nachhelfen. Das wäre noch schöner, rief er, sich durch einen Paletotträger beschimpfen zu lassen! Wenn er den Kerl wieder treffe, wolle er ihm schon Achtung vor seiner Bluse beibringen. Aber das Gedränge war zu groß, als daß man hätte vorwärts kommen können. Langsam schob er sich mit Gervaise durch den Kundgang, wo eine dreifache Reihe von Neugierigen dicht gedrängt stand. Da sie beide nicht groß waren, stellten sie sich auf die Zehen, um etwas zu sehen. Das Orchester spielte eine wilde Quadrille, unter der der Boden zitterte, während die Tanzenden mit den Füßen stampften und derart den Staub aufwirbelten, daß die Gasflammen ganz in Wolken gehüllt erschienen. Zudem herrschte eine schreckliche Hitze im Saal.

„Sieh einmal!" sagte plötzlich Gervaise.

„Was denn?"

„Die Sammetmütze da unten."

Sie richteten sich empor und auf der linken Seite

zeigte sich ein alter schwarzer Sammethhut, mit zwei zerlumpten Federn geziert. Sie sahen nur auf diesen Hut, welcher in wahren Teufelsprüngen bald auftauchte, bald wieder verschwand. Sie verloren ihn in dem wilden Gewoge aus den Augen, dann fanden sie ihn wieder heraus, wie er sich unter den andern umherwiegte in so komischer Ausgelassenheit, daß die Umstehenden ebenfalls über diesen Hut scherzten, ohne zu wissen, was darunter steckte.

„Nun?“ frug Coupeau.

„Kennst Du den Zopf dort nicht?“ murmelte Ger-
vaise mit halberstickter Stimme. „Ich lasse mir den Kopf
abschneiden, das ist sie!“

Der Dachdecker drängte sich durch die Menge. Ver-
flucht! ja, das war Nana! Und noch dazu in einem
recht netten Anzuge! Sie trug nur ein altes Seidenkleid,
ganz mit Flecken bedeckt von dem Herumreiben auf den
schmutzigen Tischen. Die Taille war von keinerlei Hals-
tuch bedeckt und zeigte durch die aufgerissenen Knopflöcher
den nackten Busen. Trotz dieses elenden Anzuges war
sie aber frisch und reizend mit ihrem wirren Haar und
ihrem rosigen Munde unter dem großen lappigen Hute.

„Warte, ich will Dir tanzen helfen!“ versetzte Coupeau.

Nana hatte natürlich keine Ahnung von diesem uner-
warteten Besuche. Man hätte nur sehen sollen, wie sie
sich drehte! Bald verbeugte sie sich nach links, bald nach
rechts und warf dabei die Beine so hoch als möglich.
Durch das Beifallklatschen noch mehr angespornt, raffte
sie ihre Röcke bis an die Knie herauf zusammen und
machte die tollsten Sprünge.

Coupeau indessen eilte mitten hinein in die Tänzer-
schar, welche diese Störung übel aufnahm.

„Ich sage Ihnen, es ist meine Tochter!“ rief er.
„Lassen Sie mich durch!“

Eben tanzte Nana zurück, den Boden mit ihren Kleidern segnend, sich reckend und dehnend, um recht zierlich zu erscheinen. Da plötzlich erhielt sie einen wohlgezielten Fußtritt und richtete sich ganz bleich empor, als sie ihre Eltern erkannte. Das war wirklich Pech!

„Hinaus mit dem!“ brüllten die Tänzer.

Allein Coupeau, welcher soeben in dem Tänzer seiner Tochter jenen jungen Mann im Ueberzieher entdeckt hatte, kümmerte sich um niemand.

„Jawohl, wir sind es!“ heulte er. „Aha! darauf hattest Du Dich wohl nicht gefast gemacht . . . Also hier erwischt man Dich und noch dazu mit einem Grünschnabel, der mich vorhin erst verhöhnte!“

Gervaise, die Lippen zusammenbeißend, stieß ihn und sagte: „Sei doch ruhig! . . . Wozu denn soviel Rederei?“

Mit diesen Worten trat sie vor und verabreichte Nana zwei Ohrfeigen. Die erste riß den Federhut herab, die zweite zeichnete sich als ein roter Streifen auf der zarten Wange ab. Nana war so bestürzt, daß sie diese Strafe geduldig hinnahm. Die Musik tönte fort; die aufgebraachte Menge schrie unaufhörlich:

„Hinaus! zur Thür hinaus!“

„Vorwärts, komme schnell!“ versetzte Gervaise; „gehe voran! und sowie Du Miene machst, durchzubrennen, lasse ich Dich sofort arretieren!“

Der kleine junge Mann war schlauerweise verschwunden. Nun ging Nana ganz bestürzt vor ihrer Mutter her und sobald sie sich zu drücken versuchte, lenkte sie eine Ohrfeige wieder nach der Thür. So eilten die Drei mitten durch die höhrende Menge hinaus, während die Musik den Schluß des Tanzes mit rauschendem Getöse spielte.

Zu Hause begann der alte Schlendrian wieder. Nachdem Nana zwölf Stunden in ihrem Bett geschlafen hatte,

zeigte sie sich eine ganze Woche lang sehr artig. Sie hatte sich ein einfaches Kleid zusammengestoppelt und trug eine Haube, deren Bänder sie unter ihrem Zopfe befestigte. Von einem lobenswerten Eifer ergriffen, erklärte sie sogar, zu Hause arbeiten zu wollen; man könne zu Hause verdienen, so viel man wolle, meinte sie, ohne die Gemeinheiten in der Werkstatt mit anhören zu müssen. Sie suchte nun Arbeit und stand in den ersten Tagen sogar schon um fünf Uhr auf, um ihre Weilchenstengel zu rollen. Aber als sie einige Grosche abgeliefert hatte, wollte es mit der Arbeit gar nicht mehr so recht vorwärts gehen, ihre Hände zogen sich krampfhaft zusammen; kurz, sie hatte die Gewohnheit, immer im Zimmer eingesperrt zu arbeiten, verloren, sie, die nunmehr ein halbes Jahr lang schon ein so schönes Leben in der frischen Luft geführt. Der Leimtopf trocknete ein, die Blätter und das grüne Papier wurden voller Fettflecken und der Meister kam sogar dreimal selbst, um die verdorbenen Materialien sich bezahlen zu lassen. Mäna wurde immer nachlässiger, ihr Vater fing wieder an, sie zu prügeln und von früh bis abends zankte sie sich mit ihrer Mutter, wobei die Beiden einander die abscheulichsten Schimpfwörter an den Kopf warfen. So konnte das nicht lange dauern, und wirklich schon am zwölften Tage entwischte die Dirne, als einziges Gepäck ihr bescheidenes Kleid und ihr Häubchen mitnehmend. Vorileurs, welche sich über die reuige Rückkehr der Kleinen geärgert hatten, höhnten und lachten. Zweites Bild, Flucht Nummer zwei, die Damen nach Saint-Lazare einsteigen. Nein, das war doch zu komisch! Mäna verstand doch das Auskneifen aus dem ff.

Sie war jetzt wieder die Königin aller Tanzlokale der Umgegend. Man kannte sie von der Reine Blanche bis zum Grand Salon de la Folie. Im Elisee-Montmartre

stieg man auf die Tische, um sie tanzen zu sehen. Da sie im Château-Rouge zweimal zur Thür hinausgeworfen worden war, trieb sie sich hier nur noch vor der Thür herum, um auf Bekannte zu warten. Die Boule Noire und der Grand Turc in der Rue des Poissonniers waren anständige Säle, welche sie nur besuchte, sobald sie reine Wäsche hatte. Aber unter allen Tanzlokalen des Viertels zog sie den Bal de l'Ermitage und den Bal Robert vor, zwei schmutzige kleine Säle, erleuchtet von einem halben Duzend Lampen, wo es ziemlich frei herging, so daß man es ruhig gestattete, wenn die Tänzer ihre Damen im Hintergrunde umarmten.

Coupeaus thaten so, als kümmerten sie sich nicht um Nana; sie hatten keine Lust mehr, sich von einem ganzen Saale verspotten zu lassen, nur um eine solche Dirne nach Hause zu führen. Aber als sie eines Abends gegen zehn Uhr zu Bett gehen wollten, klopfte es an die Thür. Es war Nana, welche mit der größten Unverfrorenheit Einlaß begehrte; und in welchem Zustande! ohne Hut, das Kleid in Fetzen, die Schuhe abgelaufen, kurz ein Anzug, wie er nicht polizeiwidriger gedacht werden kann. Sie bekam natürlich ihre Hiebe; darauf fiel sie heißhungrig über ein Stück Brot her und schlief, während sie den letzten Bissen noch zwischen den Zähnen hatte, erschöpft ein. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, war sie eines Morgens wieder verduftet. Wochen und Monate verstrichen, und man hielt sie schon für verloren, als sie plötzlich wieder erschien, ohne indes jemals zu sagen, woher sie kam, bald so schmutzig, daß man sie nicht gern hätte mit der Zunge anfassen mögen, bald wieder anständig bekleidet, stets aber so matt infolge der Ausschweifungen, daß sie sich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Da die Schläge nichts fruchteten, hatten sie sich schließlich daran gewöhnen müssen.

Sie wußte, daß sie ihr Bett zu Hause stets mit Schlägen erkaufte; sie schüttelte sich dann und Alles blieb beim Alten. Coupeaus war es schließlich ganz gleich, ob sie nach Hause kam oder nicht, wenn sie nur nicht die Thür offen ließ. Mein Gott! die Gewohnheit stumpft das Ehrgefühl ebenjogut ab, wie andre Dinge.

Als Gervaise ihrer Tochter einmal ihr schändliches Leben vorhielt, hatte diese die Frechheit, ihr ins Gesicht zu sagen, sie sei nicht viel besser. Das Schlimmste hierbei war, daß Gervaise nichts darauf entgegnen konnte. Sie hätte ihr ein besseres Beispiel geben sollen!

Coupeau brummte nur noch, es fielen ihm gar nicht mehr ein, sie zu schlagen. Man durfte ihn deshalb aber wirklich nicht einen unmoralischen Vater schelten, denn der Trunk raubte ihm völlig das Bewußtsein für Böses und Gutes. Ein halbes Jahr lang kam er aus dem Rausche gar nicht mehr heraus, dann war es mit seinen Kräften zu Ende und er nahm seine Zuflucht zu Sainte-Anne. Nach einigen Wochen verließ er dann das Asyl in leidlichem Wohlbefinden und begann den Vernichtungskampf gegen sich selbst von neuem. So sah man ihn binnen drei Jahren siebenmal in Sainte-Anne, und im Viertel wurde behauptet, daß er dort schon seine reservierte Zelle habe. Seine fahlen Wangen waren hohl, seine Augen triefen und nur seine rote Nase blühte wie eine Feuernelke. Diejenigen, welche sein Alter wußten, vierzig Jahre, überlief ein leiser Schauer, wenn er zusammengekrümmt und schwankend vorüberkam. Das Zittern seiner Hände nahm beständig zu, besonders seine rechte Hand wackelte so stark, daß er an manchen Tagen sein Glas mit beiden Händen fassen mußte, um es an die Lippen zu bringen. O! dieser verdammte Datterich! das war noch das einzige, was ihn bei seiner gänzlichen Verkommenheit ärgerte.

Oft hörte man ihn wilde Flüche gegen seine Hände ausstoßen. Andere Male sah man ihn stundenlang sinnend dastehen und zusehen, wie seine Hände gleich Fröschen hin- und herzappelten; ja, eines Abends hatte Gervaise ihn so gefunden, wobei zwei dicke Thränen über seine Wangen hinabrollten.

Der letzte Sommer, während dessen Nana noch den Nest ihrer Nächte bei ihren Eltern zubrachte, war für Coupeau besonders verhängnisvoll. Seine Stimme änderte sich vollständig, als ob der Schnaps ein neues Musikwerk in seine Kehle gesetzt hätte. Auf einem Ohr wurde er taub, und binnen einigen Tagen nahm seine Sehkraft derart ab, daß er sich auf der Treppe am Geländer festhalten mußte, um nicht zu fallen. Er hatte schreckliche Kopfschmerzen und beständig flimmerte es vor seinen Augen. Plötzlich ergriffen ihn auch stehende Schmerzen in Armen und Beinen; er erbleichte, sank auf einen Stuhl nieder und blieb stundenlang stumpfsinnig sitzen; nach einem solchen Anfall war ihm sogar der Arm einen ganzen Tag hindurch gelähmt. Mehrere Male mußte er das Bett hüten.

Er kannte nur Ein Heilmittel, nämlich, sich einen Schoppen Brantwein in den Magen zu gießen. Alle Morgen heilte er auf diese Weise seinen Katarrh. Sein Gedächtnis war schon längst geschwunden, aber kaum war er wieder auf den Beinen, so spottete er über seine Krankheit. Er sei niemals krank gewesen, behauptete er. Ja, er war auf dem Punkte angelangt, wo man schon im Sterben liegt und doch noch sagt, man sei gesund. Wenn Nana nach einer sechswochentlichen Pause einmal wieder nach Hause kam, schien er zu glauben, sie kehre von irgend einer Besorgung im Viertel zurück.

Zur Zeit der ersten Nachtfröste entwickelte Nana noch

einmal unter dem Vorwande, sie wollte sehen, ob es bei der Fruchthändlerin gebackne Birnen gebe. Sie merkte, daß der Winter kam, und hatte keine Lust, zu Hause vor dem kalten Ofen zu hocken. Ohne Zweifel, dachten ihre Eltern, werde sie wiederkommen; denn im vergangenen Winter war sie einmal drei Wochen geblieben, um für zwei Sous Tabak zu holen. Allein es vergingen Monate, und die Kleine erschien nicht wieder. Diesmal mußte sie eine tüchtige Reise gemacht haben. Als sie sich auch im Juni noch nicht sehen ließ, gab man sie auf und Coupeaus verkauften eines Tages ihre eiserne Bettstelle, um die gelösten sechs Frank in Saint-Duen zu vertrinken.

Als Gervaise im Juli eines Morgens bei Virginien's Laden vorbeiging, rief diese sie herein und bat sie, Geschirr aufzuwaschen.

Lantier war da und erzählte, er habe Mana in einer Equipage fahren gesehen in hochfeiner Toilette. Sie sei jetzt die Geliebte eines Grafen und stecke im Glück bis über die Ohren. Sie habe ihn erkannt, ihm zugelächelt, halten lassen und nach allem sich erkundigt. Nur von ihren Eltern war keine Rede gewesen; sie hatte weder nach Gervaise noch nach ihrem Vater gefragt.

Zwölftes Kapitel.

Es mochte am Samstag nach dem Zinsquartal sein, so um den zwölften oder dreizehnten Januar herum, Gervaise wußte es nicht genau. Sie verlor allmählich ihr Gedächtnis, weil sie schon seit vielen Tagen nichts Warmes in ihren Magen bekommen hatte. Ach, was für eine Höllewoche! Ein reines Magenscheuern, zwei Brote von vier Pfund am Dienstag, die bis zum Donnerstag gereicht hatten. Dann eine trockene Brotkruste vom letzten Abend und nicht ein Krümchen weiter seit sechsunddreißig Stunden: ein richtiger Tanz vor zu hoch gehängtem Brotkorb! Was sie allerdings noch wahrnahm und im Rückgrat spürte, war das Hundewetter, eine trübe Kälte, ein Himmel schmutzig wie der Boden einer Pfanne. Vielleicht bringt Coupeau abends doch noch Geld, dachte sie. Er jagte ja, daß er auf Arbeit ginge. Sie selbst fand keine Arbeit, keinen Verdienst mehr, so sehr hatte sie sich überall unmöglich gemacht; sie war kalt gestellt. Und das behagte ihr im Grunde genommen, denn sie war schon bis zu der Höhe der Verlumptheit angelangt, auf der man lieber hungert, als daß man seine zehn Finger rührt.

Gervaise lag auf ihrem Lager; es war in Wirklich-

keit eigentlich nur ein Strohhaufen in der Ecke. Nach und nach war das Bettzeug zu den Rückkaufshändlern des Viertels gewandert; zuerst hatte sie, wenn sie in der Klemme war, die Matratze aufgenäht, händevoll Wolle herausgenommen, die sie in ihrer Schürze hinaustrug und für zehn Sous das Pfund verkaufte. Darauf als die Matratze leer war, hatte sie mit der Leinwand noch dreißig Sous gemacht. Die Kopfstissen folgten, dann auch das Keilpolster. Es blieb noch das Holzbettgestell, das sie nicht unter den Arm nehmen konnte wegen der Boches, die sonst das ganze Haus alarmiert haben würden, wenn sie das Faustpfand des Eigentümers hätten wegschleppen sehen.

Und dennoch, eines Abends mit Coupeaus Hilfe, packte sie auf, bis die Boches beim Essen waren, und trug dann ruhig das Bett Stück für Stück hinaus: die Seiten- und Rückwände und den Rahmen. Die zehn Franken von dieser Rückung brachten sie in drei Tagen durch. War denn der Strohsack nicht gut genug? Und selbst die Einschüttungsleinwand des Strohsacks ging bald denselben Weg, den die Matratzenumhüllung gewandert war. Seitdem schloß man auf Stroh, das man in einer Ecke zusammenfegte.

Auf diesem Strohhaufen lag in Kleidern Gervaise wie ein Hund, mit den Pfoten unter dem zerrissenen Unterrock, um sich zu wärmen. So zusammengekauert, die Augen weit offen, dachte sie an Dinge an jenem Tage, die gar nicht spaßig waren. Nein, heiliger Strohsack! so konnte sie nicht weiter leben, ohne zu essen! Zwar spürte sie keinen Hunger mehr; aber im Magen lag es ihr wie Blei, während der Hirnschädel ihr leer vorkam. Das stimmte; die vier Wände ihrer Bude waren nicht geeignet, sie auf heitere Gedanken zu bringen! Mit glasigen Augen betrachtete

sie die nackten Wände. Seit langer Zeit studierten die Möbel hebräisch. Die Kommode blieb noch, der Tisch und ein Stuhl; aber die Marmorplatte der Kommode und die Schublade waren auf dieselbe Weise verduftet wie das Bettgestell. Eine Feuersbrunst würde nicht netter haben aufräumen können; die kleinen Schmuckfachen waren verschwunden, von der Stuhluhr für zwölf Franken bis zu den Familienphotographien, deren Rahmen sie an eine Trödlerin verkauft hatte; eine so nette Trödlerin! die ihr fünf Sous, drei Sous, zwei Sous dafür gab, je nach dem Gegenstande, so daß sie doch wenigstens mit einem Stück Brot nach Hause gehen konnte. Sie trug zu ihr auch eine Kasserole, ein Plätteisen, einen Kamm. Jetzt war nur noch eine alte zerbrochene Lichtscheere da, für welche die Trödlerin nicht einmal einen Sou geben wollte. Sie sah nur Spinnweben in den Ecken, und wenn die auch gut sind für Schnittwunden, so hat sich doch noch kein Kaufmann gefunden, der sie einkauft. Daher ließ sie, nachdem sie sich den Kopf lang genug zerbrochen hatte, endlich die Hoffnung fahren, durch Handel etwas herauszuschlagen, buddelte sich noch mehr in ihren Strohsack ein und zog es vor, durchs Fenster den Himmel, der nach Schnee ausjah, zu betrachten; der Tag war so trüb, daß ihr das Mark in den Knochen fror.

Was für Dummheiten! Was nügt's, sich allerhand Gedanken zu machen und sich das Gehirn zu verdrehen! Wenn sie wenigstens hätte eindruseln können! Aber das Auffliegen ihrer Wirtschaft ging ihr durch den Kopf. Herr Marescot, der Hauswirt, war den Abend vorher gekommen, um ihr anzukündigen, daß er sie ermittieren würde, wenn sie die rückständige Miete für die beiden Vierteljahre nicht binnen acht Tagen bezahlen würde. Na, wenn er sie auch ermittelte, sie würden sicherlich nicht viel schlimmer

auf der Straße aufgehoben sein! Dazu kam noch der Gedanke an die Prügel, die sie täglich von ihrem betrunkenen Mann erhielt. Zwar sie war auch nicht die beste, sie biß und kniff. So verhauteu sie sich denn gegenseitig in dem leeren Zimmer, bis ihnen der Appetit nach Brot vergangen war. Aber mit der Zeit machte sie sich aus den Prügel-suppen ebensowenig wie aus allem Uebrigen. Coupeau konnte Blaumontag feiern ganze Wochen hindurch, saufen und bummeln monatelang, toll vor Soff heimkommen und sie durchkarratschen: sie war daran gewöhnt, sie fand es nur langweilig, sonst nichts!

Unglücklicherweise, wenn man sich auch an alles gewöhnt, so hat man doch noch keine Möglichkeit ausfindig gemacht, sich das Essen abzugewöhnen. Das allein wars nur, was Gervaise wurmte. Sie setzte sich darüber hinweg, daß sie so tief gesunken war, und daß die Leute sich die Stelle abklopfen, welche sie beim Vorübergehen berührt hatte. Die schlechten Manieren genierten sie nicht weiter, wenn der Hunger ihr die Eingeweide durchraсте. Ach! sie hatte den Ledereien Valet gesagt, sie war so weit gekommen, alles zu verschlingen, was sie fand. Wenn sie sich aber traktieren wollte, dann kaufte sie beim Metzger Fleischabfälle zu vier Sous das Pfund, die dort schon so lange auf einem Teller gelegen hatten, daß sie ganz schwarz geworden waren, und setzte sie mit einem Gericht Kartoffeln auf den Ofen, wo sie gar brodelten. Oder sie machte sich auch ein Ochsenherz zurecht, ein Schmäuschen, nach dem sie sich die Finger leckte. Manchmal auch, wenn sie Wein hatte, leistete sie sich durch Einbrocken von Brot ein wahres Prachtsüppchen. Für zwei Sous italienischen Käse, einen Scheffel Erdäpfel oder ein Viertel trockene Bohnen, die in ihrem Saft gekocht wurden, waren Traktate, die sie sich nicht oft erlauben konnte. Sie kam dann auf den

Mischmaschabfall aus den Volkstüchen, wo sie für einen Sou eine Olla potrida aus Fischeräten, die noch nicht völlig ausgefogen waren, mit Abfällen von stinkendem Bratenfleisch bekam. Sie ging noch tiefer: sie erbettelte sich bei einem mitleidigen Restaurateur die Speisereste seiner Kunden, um ein Ragout daraus zu machen. Sie kam sogar soweit an Hungertagen, mit den Hunden um die Wette herumzulungern, an den Thüren der Händler zu schnüffeln, bevor die Abfälle von den Gassenkehrern abgeholt worden waren, und da hatte sie manchmal herrliche Gerichte, verfaulte Melonen, riechenden Schellfisch und Cotelettes. Ja ja, so weit war's mit ihr schon; der bloße Gedanke daran widerstrebt dem Zartfühlenden; aber wenn die Zartfühlenden nichts zwischen den Zähnen gehabt hätten drei Tage lang, so würden wir schon sehen, ob sie sich mit ihrem Magen auf den Kriegsfuß setzen. O, über das Verhungern der Armen! die leeren Mägen, die nach Brot schreien, die tierische Notdurft, die mit Zähnen klappert und sich von scheußlichen Dingen vollstopft inmitten dieses großen, so steinreichen und glänzenden Paris! Einmal, als Coupeau ihr zwei Brotzettel nibbigt hatte, um sie wieder zu verkaufen und zu vertrinken, hätte sie ihn beinahe mit einem Schaufelhieb getödet, ausgehungert wie sie war und wütend gemacht durch den Diebstahl dieses Bissens Brot . . .

Inzwischen war sie nach langem Hinaufstarren zu dem düstern Himmel eingenickt und hatte ängstliche Träume. Sie träumte, daß der Himmel seiner Regen auf sie ausschüttete, so sehr froz sie. Auf einmal richtete sie sich in die Höhe, sie war plötzlich durch ein Schütteln von Todesangst wach geworden. O Gott! sollte sie denn sterben? Vor Frost zitternd, mit wüstem Auge sah sie, daß es noch hell war. Also die Nacht wollte immer noch nicht kommen? Wie lang die Zeit Einem wird, wenn man nichts im

Leibe hat! Ihr Magen war ebenfalls wach und quälte sie. Die Wanduhr des alten Bazouge schlug drei Uhr. Dann weinte sie. Nie würde sie Kraft haben, bis sieben Uhr zu warten. Dann blieb sie plötzlich stehen mit starren Blicken. Schadet nichts! laß sie sagen was sie wollen!

Im Winter gab's in diesem Geschloß des Hauses, der „Lumpenetage“, fortwährend Anleihen vor zehn, zwanzig und sonstigen kleinen Diensten, die diese Hungerleider sich gegenseitig leisteten. Jedoch wären sie lieber gestorben als sich an die Lorilleux zu wenden, weil man wußte, daß sie Geizhämmer waren. Gervaise zeigte einen schönen Mut, als sie ging um bei ihnen anzuklopfen. Es überkam sie eine solche Furcht auf dem Korridor, daß sie, als sie klingelte, jenes plötzliche Gefühl von Erleichterung empfand, das Leute ergreift, wenn sie vor der Thür des Zahnarztes stehen und läuten.

„Herein!“ rief die dünne Stimme des Kettenfabrikanten.

Wie hübsch war es drinnen! Der Schmiedeofen flammte und beleuchtete das ganze Atelier mit seiner weißen Flamme, während Frau Lorilleux ein Bündel Golddraht daran erhitzte. Lorilleux war es so heiß, daß er vor seinem Arbeitstisch schwitzte, als er im Begriff war, die Maschen zusammen zu löten. Und das noch prächtig, eine Kohlsuppe schmorte auf dem Ofen; sie verbreitete einen Duft, der Gervaise untwohl machte und sie fast zur Ohnmacht brachte.

„Ach, Sie sind es!“ brummte Frau Lorilleux, ohne sie zum Sitzen einzuladen. „Was wünschen Sie?“

Gervaise antwortete nicht. Sie stand sich diese Woche nicht schlecht mit den Lorilleux. Aber ihre Bitte um zehn Sous blieb ihr in der Kehle stecken, weil sie soeben den Boche wahrgenommen hatte, der groß und breit neben dem Ofen stand.

„Was wünschen Sie? wiederholte Lorilleux.

„Haben Sie nicht Coupeau gesehen?“ stammelte endlich Gervaise. „Ich glaubte, er wäre hier.“

Die Kettenmacherin und der Hausmeister lachten höhnisch. Nein, bestimmt nicht, sie hätten Coupeau nicht gesehen. Sie boten ihm nicht genug Schnäpßchen an, um ihn bei sich zu sehen. Gervaise überwand sich und fing stotternd wieder an:

„Ich frage nur, weil er mir versprochen hatte, nach Hause zu kommen . . . Ja, und da sollte er mir Geld bringen . . . Und da ich durchaus notwendig etwas brauche . . .“

Ein tiefes Stillschweigen folgte. Frau Lorilleux fachte rücksichtslos das Schmiedefeuer an. Lorilleux ließ die Nase auf das Ende der Kette hängen, die sich zwischen seinen Fingern verlängerte, während Boche vor sich hin lachte.

„Wenn ich nur zehn Sous bekäme,“ murmelte Gervaise mit bebender Stimme.

Das Schweigen dauerte fort.

„Könntet Ihr mir nicht zehn Sous leihen? . . . Ach, ich würde sie heute Abend zurückgeben!“

Frau Lorilleux drehte sich um und blickte sie scharf an. Aha, die Kränglerin will uns reinlegen, dachte sie. Jetzt pumpte sie gerne zehn Sous, morgen schon zwanzig, und nachher ist vom Aufhören keine Rede mehr! Nein, nein! Nichts davon! Kommt wieder am Rimmermehrestag!

„Aber, Beste,“ rief sie, „Ihr wißt doch, daß wir kein Geld haben! Seht da mein Taschensfutter! Ihr könnt uns durchsuchen . . . Sonst von Herzen gern, natürlich.“

„Von Herzen gern wie immer,“ brummte Lorilleur; „aber wenn man nicht kann, kann man nicht.“

Gervaise nickte zustimmend demüthigt mit dem Kopfe. Dennoch ging sie nicht, sie blinzelte nach dem Golde, nach den Golddrahtbündeln an der Wand, nach den Goldfäden, die die Frau mit aller Kraft ihrer kleinen Arme mit dem Bieher zog, nach den Haufen goldener Ringe unter den knöchigen Fingern des Mannes. Und sie dachte, daß ein Ende dieses elenden schmutzigen Metalls hinreichen würde, um ein gutes Mittagessen zu besorgen. Möchte die Werkstätte heute auch noch so schmutzig sein mit jenem alten Eisenzeug, Kohlenstaub und schlecht getrockneten Delflecken: ihr erschien sie im glänzendsten Lichte, etwa wie ein Geldwechslerladen.

Sie riskierte es, noch einmal leise zu wiederholen:

„Ich geb's Euch wieder, geb's euch bestimmt wieder . . . Zehn Sous! das wird euch nicht schwer fallen.“

Das Herz schwoll ihr, sie wollte nicht eingestehen, daß sie seit gestern Abend nichts gegessen hatte. Dann fühlte sie, wie die Beine unter ihr nachgaben kaum konnte sie sich der Thränen erwehren, und noch einmal stammelte sie:

„Seid doch so gut! . . . Ihr könnt es kaum glauben . . . Ja, so weit ist's mit mir gekommen; mein Gott! so tief bin ich gesunken!“

Die Lorilleurs kniffen die Lippen zusammen und wechselten einen raschen Blick des Einverständnisses. Das lahme Krüppelbein bettelt jetzt schon. Na, der Reinfall war vollständig. So etwas liebten sie aber nicht. Wenn sie es gewußt hätten, würden sie sich abgeschlossen haben, weil man stets ein Auge auf Bettler haben muß, auf Leute, die sich ins Haus unter allerlei Vorwänden schleichen und wertvolle Gegenstände mit ausgehen heißen. Um so

mehr als bei ihnen noch was zu holen und zu stehlen war! man konnte seine Finger überall ausstrecken und dreißig ja vierzig Frankstücke mit nichts als Handzumachen verdienen. Sie hätten es schon mehrfach mit Mißtrauen ersehen, wie verdächtig sich Gervaise in der Nähe des Goldes mache. Na, dieses Mal würden sie sie wohl beobachten! Und als sie sich etwas mehr näherte, mit den Füßen noch auf dem Holzgitter, schrie ihr der Kettenmacher grob zu, ohne weiter auf ihre Bitte zu antworten:

„Hören Sie mal! nehmen Sie sich doch ein Bißchen in Acht! Sie werden mir noch Stückchen Gold an Ihren Sohlen forttragen . . . Wirklich, man sollte meinen, Ihr hättet Fett darunter, damit's klebt.“

Gervaise ging langsam zurück. Sie hatte sich auf einen Augenblick auf eine Stagère gestützt, und als sie sah, daß Frau Lorilleux ihr auf die Hände sah, spreizte sie die Finger auseinander, zeigte ihre Hände und sagte mit weicher Stimme, ohne ärgerlich zu werden, wie ein gefallenes Weib, das sich alles gefallen läßt:

„Ich hab' nichts genommen: sehen Sie selbst!“

Dann ging sie fort.

O, ganz bestimmt, die Lorilleuxs hielten sie nicht zurück! Glückliche Reise zum Teufel! der würden sie nicht wieder aufmachen! Sie hatten sich satt an ihr gesehen und wollten kein fremdes Elend bei sich haben, notabene, wenn dies Elend ein selbstverschuldetes sei. Und so überließen sie sich einem egoistischen Freudenausbruch. So mußte es kommen, das bewies wieder einmal, wohin die Liebe zur Ledererei führt. Zum Henker mit den Ledermäulern, den Faulenzern und Unverschämten!

„So ist's nett! das kommt und bittelt um zehn Sous!“ schrie die Lorilleux der Gervaise nach. „Jawohl,

proste Mahlzeit, ich werd' ihr sofort zehn Sous geben, damit sie sie in Schnaps vertrinkt!"

Gervaise schleppte sich durch den Korridor. Als sie vor ihrer Thür angekommen war, ging sie doch nicht hinein, das Zimmer erregte ihr ein Grauen. Lieber weiter gehen, das machte sie warm und hielt sie bei Geduld. Im Vorübergehen steckte sie den Kopf in den Verschlag des alten Bru unter der Treppe; das war auch so Einer, der einen gehörigen Appetit haben mußte, denn er schnappte schon seit drei Tagen Luft; er war aber nicht da, bloß sein Loch, und sie wurde ordentlich eifersüchtig, als sie sich dachte, daß vielleicht jemand ihn eingeladen haben könne. Als sie dann vor Bijards Zimmer vorbei kam, hörte sie Klageklänge; sie trat ein, da die Thür stets unverschlossen war.

„Was giebt's denn?“ fragte sie.

Das Zimmer war sehr reinlich. Man sah wohl, daß Lalie noch des Morgens alles gefegt und ausgeräumt hatte. Wenn auch das Elend da drinnen aus allen Ecken guckte, alles anhauchte und sich mit ekelhaftem Schmutz breit machen wollte: Lalie kam und brachte wieder alles in Ordnung und gab allen Dingen wieder einen leidlichen Anstrich. Heute hatten die beiden Kinder Henriette und Julius alte Bilder gefunden, die sie ruhig in einer Ecke zerschnitten. Aber Gervaise wunderte sich sehr, Lalie im Bett zu finden; die Decke bis zum Kinn gezogen, sehr blaß, so lag sie in ihrem schmalen Gurtenbett. Was tausend, sie im Bett! Sie wäre also wohl krank?

Lalie erhob langsam ihre weißen Augenlider und versuchte mit ihren zuckenden Lippen zu lächeln.

„Mir fehlt nichts,“ hauchte sie kaum hörbar, „o, wirklich, ganz und gar nichts.“ Dann mit zugemachten Augen und mit Anstrengung: „Ich war immer so schlaff,

alle diese Tage, da spiele ich denn ein wenig die Faule, wie Sie sehen.“

Aber ihr Kindergesichtchen, von bläulichen Flecken entsetzt, nahm einen solchen Ausdruck höchsten Schmerzes an, daß Gervaise ihr eigenes Leid vergaß und Lalie's Hände erfassend neben ihr auf die Knie sank. Seit einem Monat hatte sie gesehen, wie sich dieses Geschöpf an den Wänden halten mußte, um zu gehen; entsetzlich geplagt von einem Husten, der sie an den Rand des Grabes brachte. Jetzt konnte die Kleine nicht einmal mehr husten. Sie bekam einen Schlucken, Blut floß ihr aus den Mundwinkeln.

„Ich kann nichts dafür, ich fühle mich nicht sehr kräftig,“ murmelte sie, als ob sie sich erleichtert fühlte. „Ich habe mich dahin geschleppt, ein Bißchen aufgeräumt. . . . Nicht wahr, es sieht reinlich aus? . . . Da wollte ich auch noch die Fenster putzen, aber die Beine waren zu schwach. Ist das dumm! Nun, wenn man alles besorgt hat, geht man zu Bett.“

Sie unterbrach sich und sagte dann:

„Sehen Sie doch nach, ob meine Kinder sich nicht mit den Scherren schneiden.“

Dann schwieg sie, und als sie einen plumpen Schritt die Treppe heraufkommen hörte, zitterte sie. In roher Weise riß der alte Bijard die Thür auf. Er hatte in die Flasche geguckt wie gewöhnlich, seine Augen funkelten von der wütenden Tollheit des Vitriols. Als er Lalie im Bett sah, klatschte er sich auf seine Schenkel mit einem Hohnlachen, nahm die große Peitsche von der Wand und knurrte:

„Ha! bei Gott, das ist zu stark! das ist ja spaßig! . . . Jetzt legen sich die Röhre schon bei hellem Lichtem Tage aufs Stroh! . . . Du willst Dich wohl über alle

Schutzheiligen lustig machen, verfluchte faule Kröte! . . .
Vorwärts! hopp! raus da!“

Er ließ schon die Peitsche über dem Bette knallen.
Das Kind aber bat flehentlichst:

„Nein, Papa, ich bitte Dich sehr, schlage mich nicht
. . . Ich beschwöre Dich, es wird Dir sonst leid thun
. . . Schlage nicht . . .“

„Willst Du 'raus,“ belferte er noch lauter, „oder
ich will Dir die Flanken kitzeln! . . . Willst Du 'raus,
Du Vieh!“

Da sagte sie sanft:

„Ich kann nicht, hörst Du? . . . Ich liege im
Sterben.“

Gerwaise hatte sich auf Bijard geworfen und entriß
ihm die Peitsche. Er blieb verdukt vor dem Tragbette
stehen. Was piepste sie da, diese faule Grete? Als ob
man so jung sterbe, wenn man nicht krank gewesen sei!
Das wäre so ein Kniff, um sich 'was schenken zu lassen.
O, er werde sich selbst überzeugen und wenn es dann
nicht wahr wäre!

„Du wirst es sehen, es ist die Wahrheit,“ fuhr sie
fort. „So lange ich konnte, habe ich Dir den Kummer
erspart . . . Sei lieb jetzt, und sage mir Adieu, Papa.“

Bijard kratzte sich an der Nase aus Furcht, hineinge-
legt zu werden. Uebrigens war es doch wahr, daß sie
eigentümlich im Gesicht aussah, viel länger und so ernst
wie bei alten Leuten. Der Todeshauch, der durchs
Zimmer wehte, machte ihn nüchtern. Er warf einen Blick
um sich nach Art eines Menschen, der, aus tiefem Traum
erwacht, sah, daß die Wirtschaft in Ordnung war, die
beiden Kinder gesäubert, daß sie spielten und lachten. Er
warf sich auf einen Stuhl und stammelte:

„Unsre kleine Mutter, unsre kleine Mutter! . . .“

Weiter fand er kein Wort, und dies war schon recht zärtlich für Lalie, die niemals verhätschelt worden war. Sie tröstete ihren Vater. Es thäte ihr besonders deshalb leid, so fortzugehen, bevor sie die Kinder völlig groß gezogen hätte. Er würde jetzt für sie sorgen, nicht wahr? Sie gab ihm noch mit sterbender Stimme Verhaltensregeln über die Art und Weise, sie zu reinigen und sauber zu halten. Er saß stumpfsinnig, hin und wieder vom Dunst der Trunkenheit erfaßt, da und drehte den Kopf hin und her, indem er sie mit seinen Glozungen gelegentlich ansah. .

„Und dann höre noch eins,“ fuhr Lalie nach einer Pause fort. „Wir sind dem Bäcker vier Franken sieben Sous schuldig; das muß noch bezahlt werden . . . Madame Gaudron hat ein Plätteisen von uns, das mußt Du von ihr fordern . . . Heute Abend habe ich keine Suppe mehr machen können, aber da ist noch Brot übrig, und Du kannst die Kartoffeln aufwärmen . . .“

Bis zu ihrem letzten Nöcheln blieb dies arme Käzchen die kleine Mutter des ganzen Hausstandes. Das war eine von denen, die schwer zu ersetzen sind, sicherlich! Sie starb, weil sie in ihrem Alter die Vernunft einer wirklichen Mutter besessen hatte, während ihre Brust noch zu zart und enge war, um solche Mutterliebe zu beherbergen. Und wenn er diesen Schatz verlor, so war es die Schuld dieser wilden Bestie von Vater. Nachdem er die Mutter mit einem Fußtritt getötet hatte, hatte er soeben wohl auch noch die Tochter massakriert. Die beiden guten Engel waren in der Grube, und ihm blieb nichts weiter übrig, als wie ein Hund auf dem Misthaufen zu verrecken.

Gervaise mußte sich zusammen nehmen, um nicht in Schluchzen auszubrechen. Sie wollte mit den Händen die

Lage des Kindes erleichtern; und als die zerfetzte Bettdecke herabglitt, wollte sie dasselbe wieder ordentlich zudecken. Da kam der arme kleine Leib der Sterbenden zum Vorschein. Ach! großer Gott! welch ein Jammer und Elend! Die Steine hätten weinen mögen. Lalie war ganz nackt, ein Stück von einer Jacke hing um ihre Schultern an Stelle eines Hemdes, ja wohl, ganz nackt, und von einer blutigen und schmerzreichen Märtyrernacktheit! Sie hatte kein Fleisch mehr, die Knochen durchlöcherten die Haut. Auf den Seiten liefen kleine violette Schrammen bis zu den Schenkeln herab, die Peitschenhiebe waren da ganz frisch zu sehen. Ein bläulicher Fleck ging rund um den linken Arm, als ob das Getriebe eines Schraubstockes dies zarte Glied zermalmt hatte, das nicht viel dicker war als ein Streichholz. Das rechte Bein zeigte eine schlecht geheilte Wunde, die unglücklicherweise einen jeden Morgen, wenn sie herum lief, um die Wirtschaft zu führen, wieder aufbrach. Vom Kopf bis zu den Füßen war alles ganz schwarz. Weh, über dieses Hin Schlachten der Jugend, diese plumpen Taten eines Kerls, die den Liebling von jedermann erwürgt hatten! Dreimal Weh über diese schimpfliche Behandlung solch schwachen Wesens, das unter einem derartigen Kreuz jammern muß! Man verehrt in den Kirchen gezeißelte Heilige, deren Martyrium nicht so himmelschreiend ist. Gervaise hatte sich von neuem niedergehockt; sie dachte nicht mehr daran, die Bettdecke zu ordnen; niedergeschmettert beim Anblick solchen Elends, das da im Bett lag, versuchte sie mit zitternden Lippen Gebete zu murmeln.

Bijard glözte mit dummem Gesichtsausdruck diesen Leichnam an, den er zu einem solchen gemacht hatte, und drehte immer noch den Kopf in der langsamen Weise eines stupiden Viehes hin und her. Und nachdem sie

Lalie wieder zugedeckt hatte, konnte Gervaise nicht länger da bleiben. Die Sterbende wurde schwächer und sprach nicht mehr, ihr schwarzes Auge sprach noch in der alten resignierten träumerischen Mädchenweise; sie bestete ihren Blick auf die beiden Kinder, die ruhig ihre Bildchen zer schnitten. Das Zimmer füllte sich mit Dämmerungs schatten; Bijards Kausch ging in stumpfsinnigen Ragen jammer über beim Anblick dieses Todeskampfes. Nein, nein, das Leben ist zu abscheulich! ach, wie erbärmlich! ach, wie erbärmlich! Und Gervaise ging fort, stieg die Treppe hinab, ohne es zu wissen; der Kopf war ihr be nommen und so voller Lebensüberdruß, daß sie sich gern unter die Räder eines Omnibus geworfen hätte, um mit Allem zu Ende zu sein.

Während sie so lief und mit dem verfluchten Geschick haderte, befand sie sich unvermerkt vor der Thüre des Arbeitgebers, bei dem Coupeau vorgab zu arbeiten. Ihre Beine hatten sie dorthin geführt, ihr Magen fing das alte Lied wieder von vorn an, das alte Klagelied „vom Hunger“ mit hundert Variationen, dessen Melodie sie auswendig kannte. Wenn sie auf diese Weise Coupeau beim Herausgehen abfaßte, würde sie das Geld mit Be schlag belegen, würde sie Lebensmittel kaufen. Nur noch eine kleine Stunde zu warten, das würde sie auch noch überkriegen, da sie ja schon seit gestern Abend Hunger pfoten sog.

Es war in der Charbonnière- und Chartres-Straßen-Ecke, ein verflirtes Eckplätzchen, auf dem der Wind aus allen vier Richtungen zugleich blies. Das Pflastertrampeln machte nicht warm. Ja, wenn man einen Pelz an hätte! Der Himmel blieb bei seiner düstergrauen Bleifarbe, und der dort oben angesammelte Schnee hing über dem Stadtviertel wie eine Eiskappe. Noch fiel nichts, aber es

herrschte eine schlammene Stille in der Luft, die das Anzeichen einer völligen Maskierung für Paris mit einem hübschen, neuen, weißen Ballanzug war.

Der Gedräng hat keine Abwechslung. Die wenigen Vorübergehenden gingen stramm zu, in Cache-nez gemummelt; denn man bummelt natürlich nicht langsam einher, wenn Einem vor Kälte die Zähne klappern. Gervaise nahm indessen noch vier oder fünf Frauen wahr, die wie sie beim Dachdeckermeister Posten standen. Das waren gewiß auch solche unglückliche, hungrige Weiber, die auf das Geld lauerten, um es an einem Ausflug in die nächste Schnapskneipe zu hindern. Alle, Gervaise sowohl wie ihre Genossinnen gingen hin und her, indem sie sich finstere Blicke zuwarfen, ohne mit einander zu sprechen. Sie brauchten sich nicht gegenseitig vorgestellt zu werden, um zu wissen, was bei ihnen die Glocke geschlagen hatte. Sie wohnten alle unter demselben Dache bei den Herren Glend u. Co. Es wurde ihnen noch kälter, wenn sie sich gegenseitig angrüßten und schweigend an einander vorüberhüchelten in dieser kalten Jahreszeit.

Keine Kage kam aus der Werkstatt des Meisters heraus. Endlich kam ein Arbeiter, dann zwei, dann drei; sie waren aber zweifelsohne gute Burschen, die treulich ihre Löhnung nach Hause brachten, denn sie schüttelten die Köpfe, als sie die dunkeln Schatten vor der Thür des Meisters umherirren sahen.

Mancher sprang wie ein Bruder Lustig mit einem Satz auf die Straße und konnte nicht schnell genug in die Kneipe kommen, um seinen Lohn für zwei Wochen mit den guten Freunden zu „verposamentieren“. Manche sahen aber auch traurig und verstört aus; sie hielten krampfhaft in ihrer Faust den Lohn für drei oder vier Tage, die sie von vierzehn Tagen gearbeitet hatten; sie

schimpften sich selbst Faulpelze und machten Besserungsschwüre, die sie als Trunkenbolde nicht die Kraft hatten, zu halten.

Endlich waren sie Alle vorbei. Gervaise, die sich mitten auf dem Straßendamm befand, sah nach der Thür hin. Das fing an, unangenehm zu werden. Zwei Arbeiter, die sich verspätet hatten, kamen noch, aber kein Coupeau. Und als sie die Arbeiter fragte, ob Coupeau nicht bald kommen würde, antworteten sie ihr als „helle Jungen“ mit einem faulen Witz. Gervaise wußte nur Bescheid; sie war wieder einmal zum Narren gemacht worden! Dann schleppte sie sich langsam mit ihrem zer-rissenen Fußzeug die Charbonnièrestraße hinunter. Ihr Mittagessen lief schon ziemlich weit von ihr und sie sah es mit gelindem Schauern im gelben Abendshimmer fort-schweben. — Diesmal war es rein alle. Keinen Pfiffer-ling, keine Hoffnung mehr, nichts als Nacht und Hunger. Fürwahr, eine rechte Nacht um Hungers zu sterben, diese schmutzige Nacht, die sie drückte und beugte.

Sie ging schwerfälligen Schritts die Poissonnière-straße hinauf. Auf einmal hörte sie die Stimme Coupeaus. Ja, da war er, in der „Kleinen Zibetkage“ und ließ sich eine Lage von Mes-Bottes ponieren.

Gervaise legte die Hand auf Coupeaus Schulter im Augenblick als er aus der „Kleinen Zibetkage“ herauskam.

„Du, Du, ich warte auf Dich; . . . ich habe Hunger. Siehst Du nichts für mich aus?“

Er aber trumpfte sie da schön ab.

Er fand es hunds-gemein, ihm auf offener Straße vor allen Leuten 'was weiß zu machen.

Die beiden Männer gingen in der Richtung des äußern Boulevards hinab. Gervaise folgte ihnen. Nach einem kurzen Schweigen saate sie wieder hinter Coupeau:

„Du weißt, ich habe Hunger . . . Ich habe auf Dich gerechnet. Du mußt mir 'was zwischen die Zähne schaffen . . .“

Er antwortete nicht, und sie wiederholte in einem Tone herzerreißender Seelenqual:

„Das ist alles, was Du für mich hast?“

„Zum Donnerwetter, wenn ich aber nichts habe!“ brüllte er, indem er sich wütend umkehrte. „Mach daß Du wegkommst! verstanden? oder ich geb' Dir Eins.“

Er hob hoch die Hand auf. Sie wich zurück und schien einen Entschluß zu fassen.

„Geh nur, ich verlasse Dich, ich werde schon einen Andern finden.“

Sofort wurde der Zinkarbeiter lustig. Er that so, als ob er die ganze Sache für einen Scherz auffaßte; er trieb sie dazu an, ohne daß er sich es merken ließ. Na allerdings, das wäre eine köstliche Idee! Des Abends bei Licht könne sie wohl noch Eroberungen machen. Wenn sie einen Mann kaperte, so empfehle er ihr das Restaurant zum „Kapuziner“, wo es kleine Kabinette gebe, in denen man ausgezeichnet speise. Und als sie auf dem äußern Boulevard fortging, blaß vor Entrüstung, rief er ihr noch nach:

„Hörst Du? Bringe mir etwas vom Nachtißch mit, ich esse gern Kuchen . . . Und wenn Dein Herr recht fein ist, so bitte ich ihn um einen alten Ueberrock, dann hat man doch Einen Nutzen von Dir.“

Gervaise, von diesem infamen Gewäsch verfolgt, schritt rasch zu. Als sie sich darauf allein inmitten der Menge befand, ging sie langsamer. Sie war völlig entschlossen. Zwar sei es wohl nicht anständig, aber das, was sich schickt und nicht schickt, verwirrte sich gegenwärtig in ihrem Gehirn; wenn man vor Hunger quarrt, so

schwagt man nicht lange philosophisch, sondern nimmt das Brot, wo man es findet. Sie war wieder zurückgegangen bis zur Chaussee Clignancourt. Die Nacht wollte immer noch nicht hereinbrechen. In Erwartung derselben ging sie die Boulevards entlang, wie eine Dame die ein wenig frische Luft schöpft, bevor sie zum Abendessen heimkehrt.

Verloren in dem Trubel des breiten Trottoirs, welches neben den kleinen Platanen hintief, kam sich Gervaise allein und verlassen vor. Alle diese Alleinreihen da unten machten ihren Magen noch leerer und dazu kam noch, daß unter diesem Menschengewühl, in dem es doch sicher wohlhabende Leute genug gab, keine Christenseele ihre Lage erriet und ihr zehn Sous in die Hand steckte. Die Dämmerung hatte jene schmutziggelbe Farbe der pariser Abenddämmerungen angenommen, eine Farbe, die einem das Leben verleidern kann, so häßlich erscheint durch sie das Leben auf den Straßen. Es dämmerte schon stärker, die Ferne hüllte sich in einen schmutziggrauen Nebel. Gervaise, die müde war, geriet gerade zwischen die nach Hause kehrenden Arbeiter. Zu dieser Zeit waren die Damen in Hüten und fein gekleidete Herren, welche die neuen Häuser bewohnten, in buntem Gemisch mit dem Volke auf der Straße, die nach Art der Professionen einher schritten, Männer und Weiber hintereinander, das Gesicht noch entstellt von der Pestluft der Werkstätten.

Aus dem Boulevard Magenta und der Faubourg-Boissonièrestraße kamen sie schaarenweise an, ganz außer Atem vom Bergaufgehen. Während des rasselnden Rollens der Omnibusse und Droschken, der kleinen Karren, der Möbel- und Lastenwagen, die leer im Galopp nach Hause fuhren, bedeckte ein immer größer werdendes Gewimmel von Blumenmännern und Arbeitsleuten die Chaussee. Die

Dienstleute kehrten heim, die Tragbahre auf der Schulter. Zwei Arbeiter gingen mit langen Schritten einher und machten neben einander immer noch längere Schritte, während sie sehr laut sprachen und gestikulierten, ohne sich anzusehen; andre schritten allein dahin am Rande des Trottoirs, in Ueberrock und Mütze, mit gesenktem Haupte; andre kamen zu fünften und zu sechsen hintereinander an, sprachen kein Wort zusammen, hatten die Hände in den Taschen und glasige Augen. Einige hielten ihre ausgegangenen Pfeifen noch zwischen den Zähnen. Maurer fuhren in einer Droschke dahin, die sie ihrer vier gedungen hatten, und auf der ihre Zeugkasten rasselten; sie guckten mit ihren kalkbesprigten Gesichtern durch die Wagenthür. Maler trugen in beiden Händen ihre Farbentöpfe; ein Zinkdecker trug eine lange Leiter auf der Schulter, mit der er leicht den Leuten in die Augen stoßen konnte, während ein Brunnenmacher, der sich verspätet hatte, mit seinem Werkzeugkasten auf dem Rücken die Melodie „der gute König Dagobert“ auf einer Mundharmonika spielte, eine Melodie, die inmitten der trübestimmenden Dämmerung recht traurig klang. Ach, diese wehmuthsvolle Musik schien das Gestampf der Menge zu begleiten, die wie Lasttiere daher keuchten, matt und zerschlagen! Wieder ein neuer Tag zu Ende!

Zwar die Tage sind lang und beginnen gar zu oft von neuem. Kaum hat man Zeit sich den Magen voll zu schlagen und sein Essen schlafend zu verdauen, so ist es auch schon wieder heller Tag, und das Aechzen und Krächzen beginnt von neuem.

Die Kerle aber pfeifen noch, marschieren im Takt flott einher mit dem Schnabel nach der Suppe gerichtet. Und Gervaise ließ die Menge vorbeisaußen, unbekümmert um die Püffe, die sie rechts und links mit den Ellbogen

erhielt; so wurde sie ordentlich inmitten des Gedränges wie ein Kreisel gedreht. Denn die Männer haben keine Zeit, galant zu sein, wenn sie halb gerädert vor Müdigkeit und Hunger sind.

Auf den Sandhaufen zwischen den Bänken spielten noch Jungen, obwohl die Nacht schon immer mehr hereinbrach. Die Leute gingen immer noch massenhaft vorbei; namentlich Arbeiterinnen, halb im Lauffschritt, um die Zeit wieder einzubringen, die sie an den Schaufenstern versäumt hatten. Ein großes Frauenzimmer wurde von einem jungen Menschen angesprochen und ließ ihm ihre Hand, als er sie bis drei Häuser vor ihrer Wohnung abbrachte. Andre gaben sich, wenn sie von einander gingen, Rendezvous für den Abend, im „Grand Salon de la Folie“ oder in der „Schwarzen Henne“. Unter den Gruppen sah man auch Nähtermädchen heimkehren, mit den Kleidern, die sie zum Nähen erhalten, unterm Arm in ein Tuch geschlagen. Ein Ofenseher hatte sich vor einen Wagen voll Schutt gespannt, den er mit einem Achselseil zog und wäre beinahe von einem Omnibus überfahren worden.

Inzwischen hatte die Menge etwas abgenommen, und Frauen im bloßen Kopf kamen wieder aus ihren Häusern, nachdem sie Feuer angemacht hatten, um schnell noch etwas zum Essen zu besorgen. Sie schoben sich durch die Masse, stürzten zu den Bäckern und Fleischwaarenhändlern, kamen ohne Verzug wieder zurück mit Lebensmitteln in den Händen. Kleine Mädchen von acht Jahren, die zu Besorgungen ausgesandt waren, gingen die Läden entlang mit großen Bierpfundbrotten, die sie wie schöne gelbe Puppen an die Brust gelegt hatten und die ebenso groß waren, wie sie selbst. Sie blieben wohl auch, ihre Pflicht vergessend, fünf Minuten

lang vor Bildern stehen, das Bäcklein an das große Brot geschmiegt.

Dann verlief sich der Schwarm, die Gruppen wurden lichter, die Arbeiter waren wieder heimgekehrt. Beim strahlenden Gaslicht aber entwickelte sich, nachdem dies Tagewerk vollendet war, jenes Treiben, das man als die heimliche Rache der Göttin Faulheit und Völlerei, die nunmehr in ihr Recht traten, ansehen kann.

Ach ja, Gerbaise hatte auch ihr Tagewerk vollendet. Sie fühlte sich zer Schlagener als all das Volk von Arbeitern, deren Vorübergehen sie soeben inkommodiert hatte.

Zu dieser Zeit speiste Jedermann. -- Damit war's zu Ende, die Sonne hatte ihr Licht ausgepustet, die liebe lange Nacht war da. O Gott! wer sich doch so recht bequem ausstrecken könnte, um sich nie wieder zu erheben; wie herrlich war der Gedanke, daß man sein Handwerkszeug für immer an den Nagel gehängt hat und bis in die aschgraue Ewigkeit faulenzeln kann! Das wäre ein Trost, nachdem man sich zwanzig Jahre hindurch abstrapaziert hat! Und Gerbaise dachte trotz des Knurrens ihrer Magenwände unwillkürlich an die Festtage, die Schmausereien und Lustbarkeiten, die sie in ihrem Leben mitgemacht hatte. Besonders einmal hatte sie — es war gerade eine Hundekälte und Fastnachtsdienstag — ganz gehörig geschwärmt. Sie war recht niedlich, blond und frisch zu jener Zeit. Ihre Waschanstalt in der Neubestraße hatte sie zur Königin ernannt, trotz ihres Beins. Dann hatte man sich in mit Grün gepuzten Wagen über die Boulevards begeben, mitten durch die feine Welt, die sie nicht schlecht anguckten. Die Herren setzten ihre Kneifer auf, als wenn sie eine wirkliche Königin gewesen wäre. Und dann hatte man am Abend einen so reich besetzten Schmaus gehabt, daß die Tische brachen, und bis zum Morgen ein Tänzchen riskiert. Königin!

ja als Königin mit einer Krone und Schärpe hatte sie vierundzwanzig Stunden geherrscht, während zweimal der Zeiger ums Zifferblatt lief! Und von Hunger gefoltert, sah sie auf die Erde vor sich hin, als ob sie die Gasse ausfindig machen wollte, in welche sie ihre gefallene Herrlichkeit hatte gleiten lassen.

Gervaise setzte sich langsam wieder in Bewegung. In dem rauchähnlichen Nebel, der herabfiel, wurden die Gaslaternen angezündet. Diese langen Avenuen, die vorhin allmählich dunkel geworden waren, erschienen nunmehr wieder in hellem Glanze; sie breiteten sich immer weiter aus und erhellten die Nacht bis zu den düstern Fernen des Horizontes. Ein großer Hauch wehte gleichsam über das Viertel, das weit und breit mit Reihen von kleinen Flämmchen umrahmt war, die lebhaft abstachen von dem unermesslichen, endlosen Nachthimmel. Um diese Stunde erstrahlten von einem Ende der Boulevards zum andern die Weinrestaurants, Schnapsläden und Kneipen der Reihe nach lustig in ihrem Lichterglanze und begannen ihr fröhliches Leben mit Libationen und Jubilieren. Der Halbmonats-Zahltag hatte das Trottoir mit einem Schwarme von Schwiemlern gefüllt, die einmal gehörig durchgehen wollten. Es lag in der Luft etwas wie Hummelei. In den Garfküchen stopften sich die Leute den Wanst voll; durch alle erleuchteten Fenster sah man sie mit vollem Munde essen. In Weinschenken setzen sich schon die Kneipgenies schreiend und gestikulierend fest. Auf dem Trottoir begann ein Höllenspektakel von kreischenden und heisern Stimmen, zwischen das hindurch man das fortwährende Geräusch von Fußtritten vernahm.

Die Thüren gingen auf und zu, aus den Räumen drang Weingeruch und Fuzelqualm. Vor der Rattensalle des alten Colombe machte man ordentlich Queue. Sie war

festlich erleuchtet wie eine Kathedrale vor der Hochmesse, und wahrhaftigen Gott! man hätte meinen sollen, es handle sich um eine richtige Feierlichkeit, denn die Kunden sangen da drinnen aus vollem Halse wie Chorsänger am Kirchenkult. Man feierte das Fest der heiligen Moneta; der Tausend! wirklich eine liebenswürdige Heilige, die wahrscheinlich im Himmel die Kasse führt. So was mußte man sehen, wie heiß das beim Beginn schon herging. Und die Nacht war sehr trübe; tot und eisig schaute der Himmel auf das Häusermeer, das nur von den Feuerlinien der Boulevards unterbrochen wurde, die sich nach allen vier Himmelsgegenden hinzogen.

Vor der „Rattenfalle“ stand Gerbaise in tiefen Gedanken. Wenn sie zwei Sous hätte, würde sie ein Schnäpschen sich gönnt haben. Vielleicht, daß ein Schnaps ihr den Hunger vertrieben hätte. Ach! so manch liebes Schnäpslein hatte sie schon gehoben. Es schien ihr, als ob ihr das trotz alledem gut bekommen war. Und von ferne betrachtete sie den Destillierapparat, dachte dann auch wieder, daß von daher all ihr Unglück rühre und dann gleich darauf malte sie sich's rosig aus, wie sie mit Branntwein sich gänzlich zu Grunde richten wolle, wenn sie etwas Geld in Händen haben würde. Aber eine Gänsehaut überlief sie, als sie sah, wie dunkel schon die Nacht war. Los! die Gelegenheit war günstig! Jetzt galt's, sich ein Herz zu fassen und sich liebenswürdig zu zeigen, wenn sie nicht inmitten der allgemeinen Ausgelassenheit Hungers sterben wollte. Die Andern schlemmen zu sehen, das machte ihr erst recht nicht den Magen voll. Sie ging anfangs mit langsamem Schritt und sah um sich.

Unter den Bäumen herrschte dunkler Schatten. Wenig Leute gingen vorbei; einige, die es eilig hatten, gingen rasch über den Boulevard. Und auf dieser breiten, in

Dunkel gehüllten und verlassenen Promenade, wohin die Lustigkeit der benachbarten Straßen nicht drang, standen Frauenzimmer „auf dem Anstand.“ Sie blieben minutenlang unbeweglich und geduldig, gleich den kleinen Platanen, in den Boden gewachsen; dann setzten sie sich langsam in Bewegung und schleiften mit ihren plumpen Schuhen über den gefrorenen Boden. Nach zehn Schritten blieben sie wieder stehen wie angewurzelt.

Gervaise jedoch, die nicht wußte, wie sie sich zu benehmen hatte, suchte von ihnen zu lernen und machte es wie sie. Sie war in einer Aufregung wie ein kleines Mädchen; es schnürte ihre Brust zusammen. War's Scham, was sie fühlte? Sie handelte wie in einem häßlichen Traum. Eine Viertelstunde hindurch blieb sie auf demselben Fleck. Männer gingen vorüber, ohne sich nach ihr umzusehen. Darauf ging sie selbst zur Offensive über; sie wagte einen Mann, der pfeifend mit den Händen in den Hosentaschen vorüber ging, anzusprechen; sie flüsterte mit halberstickter Stimme:

„Sie da, hören Sie mal . . .“

Der Mann sah sie von der Seite an und ging noch lauter pfeifend von dannen.

Gervaise wurde kouragierter; ihr hohler Magen spornte sie an. Lange Zeit hindurch lief sie dahin, ohne Bewußtsein von Zeit und Raum. Um sie herum strichen die stummen, dunklen Frauengestalten unter den Bäumen; sie gingen in ihrem beschränkten Geschäftsstrich regelmäßig hin und her wie wilde Tiere im Käfig. Manche Männer ließen sich „ankobbern“, machten mit ihnen Unsinn und gingen scherzend wieder ab. Andere blieben in der Entfernung von zehn Schritten hinter einem Frauenzimmer mit verlegener, ängstlicher Miene. Da gab's lauten Lärm, Gezänk mit halblauter Stimme, hier Dingen dort

Handeln, worauf plötzlich tiefe Stille folgte. Und Germaine sah, wie weit sie auch ging und ihre Reihen durchbrach, die Ausdehnung dieser weiblichen Nachtschilddwachenkette, als wenn von einem Ende der äußeren Boulevards zum andern Frauenzimmer aufgestellt worden wären. Zwanzig Schritt von einander entfernt sah sie die Posten einzeln stehen. Die Kette verlor sich, ganz Paris war bewacht. Sie wechselte empört und wütend ihren Platz und ging nunmehr vor der Clignancourt-Chaussée zur großen Chapellestraße.

„Sie da, pst! hören Sie mal . . .“

Aber die Männer gingen vorüber. Sie ging von dem Schlachthause, dessen Mauertrümmer nach Blut rochen, nach dem alten Hotel Boncoeur, das leer stand und wie eine Räuberhöhle aussah. Sie ging am Hospital Lariboisière vorbei, dessen erleuchtete Frontfenster sie mechanisch zählte. Sie eilte über die Eisenbahnbrücke, die beim Durchfahren der Eisenbahnzüge erbebt, und hörte das Dröhnen und den verzweiflungsvollen, ohrzerreißenden Pfiff der Maschinen. O, wie traurig kam ihr das alles in der Nacht vor! Dann machte sie Kehrt und ging an den Häusern vorbei, die hier an diesem Ende der Avenue sich so ähnlich sahen wie ein Ei dem andern; so strich sie einher zehnmal, ja zwanzigmal, ohne Ruhe und Rast, ohne auch nur eine Minute lang sich auf eine Bank zu setzen. Nein, niemand wollte von ihr etwas wissen. Es schien ihr als ob ihre Schande durch diese Mißachtung noch vergrößert würde. Sie ging noch einmal nach dem Hospital zu, und schlug dann die Richtung nach dem Schlachthause ein. Das war ihre letzte Promenade, von den blutigen Höfen, auf denen man schlachtete, bis zu den in fahlem Lichte scheinenden Sälen, wo der Tod die Leute in Leichentüchern starr machte, die

öffentliches Eigentum waren. Dort hatte sie ihr Leben zugebracht.

„Sie da, pst! hören Sie mal! . . .“

Und auf einmal bemerkte sie ihren Schatten auf der Erde. Wenn sie sich einem Gaslicht näherte, wurden die Schattenumrisse dunkler und fester; es war ein ungeheurer Schatten, gedrungen, ja grotesk, so rund war er. Das breitete sich aus, der Unter- und Oberleib, die Hüften in einander verschwebend und zerfließend. Sie hinkte so stark mit dem Beine, daß der Schatten bei jedem Schritt Purzelbaum schlug; ein reizender Hampelmann! Dann, wenn sie sich vom Licht weiter entfernte, wurde der Hampelmann größer, riesengroß und erfüllte den Boulevard mit seinen Vereinigungen, bei denen er sich die Nase an Bäumen und Häusern fließ.

Mein Gott! wie komisch und schrecklich das aussah! Noch nie hatte sie so deutlich ihre Erbärmlichkeit gefühlt. Und sie dämpfte ihre Stimme, sie wagte nur noch hinter dem Rücken der Vorbeigehenden zu stammeln:

„Sie da, hören Sie mal . . .“

Es mochte indeß schon spät geworden sein. Es fing an in dem Viertel ruhiger zu werden. Die Garküchen waren schon geschlossen, das Gas in den Weinschenken brannte schon mit rötlichem Schein; aus denselben hörte man vor Trunkenheit lallende Stimmen. Die heitere Stimmung machte Zänkereien und Lieben Platz. Ein großer zerklümpter Kerl heulte: „Warte, ich werde dir's besorgen; du sollst deine Knochen im Taschentuch nach Hause tragen!“

Hier gab's einen Tumult, ein Trunkenbold stürzte hin, während sein Zechbruder, der da glaubte, daß er es ihm richtig heimgezahlt hätte, mit seinen plumpen Schuhen klappernd Reißaus nahm. Manche Barden brüllten ob-

schöne Lieder; dann war wieder alles still, nur ab und zu hörte man das Aufstoßen von Betrunknen oder deren dumpfen Fall. Der Jubel des halbmonatlichen Zahltags verlief immer so. Einige Frauen eilten rasch dahin, einzelne Männer schweiften mit Luchsäugen umher; die Nacht ward immer dunkler und von eklen Thaten schwanger.

Gervaise ging noch immer zu, taumelnd ging sie straßauf, straßab, nur von dem einzigen Gedanken geleitet, ohne Aufhören zu gehen. Schlassucht überfiel sie, sie nickte ein, von ihrem lahmen Beine gewiegt. Dann fuhr sie wieder auf und blickte um sich und nahm wahr, daß sie hundert Schritt ohne Bewußtsein zurückgelegt hatte, wie eine Tote. Beim Schlafen im Gehen schwellen ihr die Füße in den durchlöcherten Schuhen an. Sie fühlte nichts mehr, so müde und hungrig war sie. Die letzte ordentliche Idee, die sie beschäftigte, war, daß ihre Tochter, die Mette, vielleicht jetzt grade Austern aß. Darauf ging Alles in ihrem Kopfe durcheinander, die Augen standen ihr zwar noch offen, aber sie hatte eine zu große Anstrengung machen müssen, um zu denken. Der einzige Eindruck, der auf sie einwirkte, inmitten der Erschöpfung ihres ganzen Wesens, war der eines schneidenden und tödlichen Frostes, wie sie ihn noch niemals gefühlt hatte. Ganz bestimmt, die Toten friert's nicht so in der Erde. Sie hob mühsam den Kopf in die Höhe, denn sie fühlte im Gesicht ein eißiges Prickeln. Es war der Schnee, der sich endlich doch noch bewogen fand, vom Himmel herabzufallen; es war ein feiner dichter Schnee, den ein leichter Wind in Wirbeln umherjagte. Seit drei Tagen erwartete man ihn. Er fiel gerade im günstigen Augenblick.

Dann eilte Gervaise beim ersten Anfang des Schneefalls schneller voran, sie war jetzt ganz wach. Einzelne Männer auf der Straße liefen und beeilten sich, rasch

nach Hause zu kommen; der Schnee hatte schon ihre Schultern bedeckt. Und als sie einen sah, der langsam unter den Bäumen daherkam, näherte sie sich ihm und sagte nochmals:

„Sie da, hören Sie mal! . . .“

Der Mann blieb stehen. Aber er schien nichts gehört zu haben. Er streckte seine Hand aus und murmelte mit leiser Stimme: „Bitte um ein Almosen . . .“

Beide sahen sich an. Ach, mein Gott! soweit wars mit ihnen gekommen! Vater Bru und Madame Coupeau auf der Gasse! Mit offenem Munde sahen sie sich ins Gesicht. Jetzt konnten sie sich die Hand reichen. Den ganzen Abend hindurch war der alte Arbeiter umhergerannt, ohne daß er gewagt hätte, das Publikum anzusprechen; und die erste Person, die er anhielt, war eine Hungerleiderin gleich ihm . . . Himmel! war das nicht recht traurig? Fünzig Jahre gearbeitet zu haben und dann zu betteln! Eine der festschesten Wäscherinnen der Goutte d'Orstraße gewesen zu sein und dann im Kinnstein zu endigen? Sie sahen sich noch immer an. Dann gingen sie, ohne ein Wort miteinander gesprochen zu haben, fort, jeder nach einer andern Richtung, während der Schnee und der Wind sie peitschten.

Das war ein wahres Unwetter. Auf dieser Höhe und inmitten dieser weitgeöffneten Räume kreiselte der feine Schnee hernieder, als ob er aus allen vier Windrichtungen zugleich käme. Man konnte nicht zehn Schritt weit sehen, alles ging in dieser Flugsäule von Schneestaub unter. Das Stadtviertel war verschwunden, der Boulevard schien ausgestorben, als wenn die Windsbraut mit ihren weißen Schneelocken die unartikulierten Laute der Trunkenbolde bedeckt und erstickt hätte. Gervaise schleppte sich noch immer fort, vom Schneesturm geblendet; sie schien

verloren. Sie berührte die Bäume, um sich zurecht zu finden. Je mehr sie vorwärts schritt, desto mehr flachen die Gasflammen von der grauen Luft ab, erlöschenden Funken ähnlich. Dann hörten plötzlich, als sie einen Marktplatz überschritt, auch diese Lichter auf. Sie wurde von einem weißen Wirbelwind ergriffen und hin und her gedreht, so daß sie nichts unterscheiden konnte, wonach sie sich hätte richten können. Der Boden gab unter ihren Füßen mit seinen unsicheren Schneemassen nach. Und als sie dann still stand und zögernd sich umdrehte, vermutete sie nur unbestimmt hinter jenem Schneeschleier die unendliche Reihe der Avenuen und unzähliger Gasflammen, kurz jene unendliche, dunkle Einöde: das schlafende Paris.

Sie befand sich gerade da, wo der äußere Boulevard mit den Boulevards Magenta und Ornano sich berühren, und dachte schon daran, sich auf die bloße Erde zu legen, als sie das Geräusch von Schritten hörte. Sie lief, aber der Schnee verklebte ihr die Augen, und die Schritte entfernten sich, ohne daß sie hätte wahrnehmen können, ob sie nach links oder nach rechts gingen. Endlich sah sie die breiten Schultern eines Mannes durch den Nebel hindurch. Ach! den mußte sie kriegen, dem würde sie nicht vom Halse gehen!

Und sie lief schneller, sie erreichte ihn und faßte ihn an seiner Bluse.

„Sie da, mein Herr, hören Sie doch nur . . .“
Der Mann drehte sich um. Es war Goujet.

Das war der härteste Schlag, sich dem Schmied in den Weg zu werfen, von ihm als eine feile Dirne angesehen zu werden, abgehärmt und bettelnd! Und das passirte unter einer Gaslaterne; sie sah ihren unförmlichen Riesen-

schatten, der sich auf dem Schnee lustig machte, wie eine richtige Karikatur.

Goujet sah sie an, während der Schnee auf seinem schönen gelben Barte sich häufte, dann hielt er sie zurück, da sie sich gesenkten Hauptes zurückziehen wollte.

„Kommt,“ sagte er.

Er ging voraus. Sie folgte ihm. Beide durchschritten das stille Stadtviertel und eilten geräuschlos längs den Häusern dahin. Die arme Frau Goujet war im Monat Oktober an einem heftigen Rheumatismus gestorben. Goujet bewohnte noch immer, einsam und verschlossen, das kleine Haus in der Neuen Straße. An diesem Tage hatte er sich verspätet, weil er bei einem verwundeten Kameraden gewacht hatte.

Nachdem er die Thür geöffnet und eine Lampe angezündet hatte, wandte er sich an Gerlaise, die demütig auf der Schwelle stehen geblieben war. Er sagte ganz leise, als hätte seine Mutter ihn noch hören können:

„Tretet ein!“

Die erste Stube, die der Frau Goujet, war pietätvoll in demselben Zustande erhalten worden, in welchem sie sie verlassen hatte. Neben dem Fenster auf einem Stuhl war der Rahmen hingestellt, neben den großen Sorgenstuhl, der auf die Spizenklöpplerin zu warten schien. Das Bett war gemacht und sie hätte sich hineinlegen können, wenn sie den Friedhof verlassen hätte, um den Abend bei ihrem Kinde zuzubringen. Die Stube bewahrte noch eine gewisse Andacht, einen Duft von Wohlständigkeit und Herzensgüte.

„Tretet ein,“ sagte der Schmied lauter zum zweiten Male.

Sie trat furchtsam ein in der Weise eines Frauenzimmers, das sich in einen anständigen Ort einschleicht.

Er war ganz blaß und zitterte, weil er eine Frau bei seiner toten Mutter einführte. Sie gingen durch diesen Raum auf den Behen, gleich als ob sie die Schande vermeiden wollten, gehört zu werden. Als er darauf Gervaise in sein Zimmer gezogen hatte, machte er die Thür zu. So, da war sie bei ihm. Es war das schmale Kämmerchen, das sie schon kannte, eine Art Pensionszimmer mit einer kleinen Eisenbettstelle, die von weißen Vorhängen umgeben war. An der Mauer jedoch waren noch mehr ausgechnittene Bilder angebracht und reichten beinahe bis zur Decke.

Gervaise wagte es nicht, in diesem reinen Raume weiter zu schreiten, und zog sich aus dem Lampenlicht zurück. Alsdann wollte er sie, ohne ein Wort zu sprechen, in seinen Armen erdrücken, wie von einer Wut erfasst. Aber sie wurde ohnmächtig, sie murmelte.

„O mein Gott! . . . O mein Gott! . . .“

Der Ofen, der mit Coaksstaub bedeckt war, brannte noch, und ein Ragoutüberrest, den der Schmied warm gestellt hatte, da er bald wiederzukehren gedacht hatte, dampfte über dem Aschenloch. Gervaise, welche durch die Wärme wieder auftaute, würde sich auf alle Biere geworfen haben, um aus der Pfanne zu essen. Das war mehr als sie ertragen konnte, im Magen zwickte ihrs und sie bückte sich seufzend nieder. Aber Goujet merkte, was ihr fehlte. Er stellte das Ragout auf den Tisch, schnitt Brot dazu und schenkte ihr zu trinken ein.

„Danke, danke!“ sagte sie. „Ach, wie gut sind Sie! Danke!“

Sie stammelte, sie konnte die Worte nicht mehr hervorbringen. Als sie die Gabel ergriff, zitterte sie derart, daß sie sie wieder fallen ließ, sie mußte mit den Fingern zugreifen. Bei der ersten Kartoffel, die sie in den Mund

stecte, brach sie in Schluchzen aus. Dicke Thränen liefen ihr die Waden hinab und fielen auf ihr Brot. Sie aß jedoch immerzu, sie verschlang heißhungrig ihr Brot, das von ihren Thränen benetzt war, wobei sie sehr tief Atem holte und ihre Kinnlade konvulsivisch zuckte. Goujet nötigte sie zu trinken, damit sie nicht ersticke; ihr Glas klirrte leise zwischen den Zähnen.

„Wollen Sie noch mehr Brot?“ fragte er sie halblaut.

Sie weinte, sie sagte nein, sie sagte ja, sie wußte es nicht. Ach, gütiger Himmel! wie schön und doch traurig ist es zu essen, wenn man vor Hunger beinahe umkommt!

Und er betrachtete sie, vor ihr stehend. Er sah sie jetzt genau unter dem Schein des Lampenschirms. Wie alt und abgelebt sah sie aus! Die Wärme taut den Schnee, der auf ihren Haaren und Kleidern lag, auf, so daß sie triefte. Der Hals war jetzt zwischen den Schultern vergraben, sie war vom Elend gebeugt, und so häßlich und dick, daß man hätte weinen mögen. Und dann erinnerte er sich an ihre Liebenschaft, als sie noch ganz rosig mit ihrem Eisen einherklirrte und rings um den Hals ein so niedliches Halsband, ein Kinderfältchen, hatte. Zu jener Zeit war er stundenlang in ihrem Anblick verjunken gewesen, ohne weiter etwas zu verlangen. Später war sie zur Schmiede gekommen, und da hatten sie innige Herzensfreude genossen, während er das Eisen bearbeitete und sie dem Klipp und Klapp seines Hammers horchte.

Gervaise erhob sich. Sie hatte alles aufgeessen. So blieb sie einen Augenblick mit gejenktem Haupte verlegen stehen, da sie nicht wußte, was sie thun oder sagen sollte. Goujet hatte sich aufs Knie gestürzt, erfaßte ihre Hände und sagt: sanft:

„Ich liebe Sie, Madame Gervaise, ach, ich liebe Sie noch immer und trotz alledem, ich schwöre es Ihnen!“

„Sprechen Sie nicht so, Herr Boujet!“ rief sie aus, ganz außer sich, ihn so zu ihren Füßen zu sehen. „Nein, sprechen Sie nicht so, Sie machen mir damit zu viel Schmerz.“

Und als er ihr wiederholte, daß er nicht zwei Liebesempfindungen in seinem Leben hegen könne, wurde sie noch verzweifelter.

„Nein, nein, ich kann's nicht länger dulden, ich schäme mich zu sehr . . . Um Gotteswillen! Stehen Sie wieder auf. Mein Platz ist's, vor Ihnen zu knien.“

Er stand wieder auf; er war sehr angegriffen und sagte mit stockender Stimme:

„Wollen Sie mir gestatten, Sie zu umarmen?“

Sie war ganz bestürzt und konnte vor Bewegung kein Wort hervorbringen. Sie nickte „Ja“ mit dem Kopfe.

Mein Gott! sie war ja fein, er konnte mit ihr machen was ihm gut dünkte. Aber er streckte nur die Lippen vor zum Kuß.

„Das ist hinreichend zwischen uns beiden, Madame Gervaise,“ murmelte er. „Das geschieht alles in guter Freundschaft, nicht wahr?“

Er küßte sie auf die Stirn auf eine ihrer grauen Locken. Seit seiner Mutter Tod hatte er niemanden geküßt. Nur seine gute Freundin Gervaise noch war für ihn da. Dann, nachdem er sie mit großer Achtung geküßt hatte, ging er rückwärts davon und warf sich quer über sein Bett, wo er in heftiges Schluchzen ausbrach. Und Gervaise konnte nicht länger da bleiben; es war zu traurig und gräßlich, sich unter solchen Verhältnissen wiederzutreffen, wenn man sich lieb hat. Sie rief ihm zu:

„Ich liebe Sie, Herr Boujet, ich liebe Sie recht herz-

lich wieder . . . Ach, es ist ja nicht möglich, das weiß ich wohl . . . Leben Sie wohl, leben Sie wohl, denn sonst würden wir alle beide vor Leid vergehen."

Und sie durcheilte schnell die Stube der Frau Goujet und besand sich dann wieder auf der Straße. Als sie wieder zu sich kam, hatte sie in der Goutte d'Orstraße geschellt; Boche zog die Thür auf. Das Haus war ganz dunkel. Sie trat in dasselbe ein wie im Traume. Zu dieser Nachtstunde schien die aufgehende und zufallende Thür ein gähnender Rachen zu sein. Und da hatte sie es früher für begehrenswert gehalten, einen Winkel dieser bauwürdigen Baracke zu bewohnen! Ihre Ohren waren wohl verstopft gewesen, daß sie damals nicht die verfluchte Musik der Verzweiflung gehört, die hinter diesen Mauern erklang? Seit dem Tage, an dem sie ihren Fuß hier herein gesetzt hatte, hatte das Elend angefangen. Jawohl, das mußte ja auch Unglück bringen, so zusammengepfercht zu sein in diesen großen lumpigen Arbeiterhäusern; man bekam hier die Pest des Elends.

Heut Abend schien alles mausetot. Sie hörte bloß zur Rechten die Bocheschen Eheleute schnarchen, während Lantier und Virginie links knurrten wie Katzen, die zwar nicht schlafen, die aber vor Behagen die Augen zumachen. Im Hofe glaubte sie sich wie auf einem Kirchhof zu befinden. Sie mußte über den dunkeln Kinnstein springen, der eine Lache bildete, die aus der Färberei kam; er rauchte und bahnte sich einen schmutzigen Weg durch die Weiße des Schnees. Das Wasser hatte dieselbe Farbe wie ihre Gedanken. Sie waren dahin geflossen, die schönen Wasser von zartem Blau und Rosa!

Dann stieg sie in der Dunkelheit die sechs Treppen hinauf, sie mußte unwillkürlich lachen; doch ein häßliches Lachen wars, das ihr wehe that. Sie erinnerte sich an

ihre Ideale von ehemals: ruhig zu arbeiten, immer ihr gutes Brot zu haben und ein ziemlich reinliches Loch zum Schlafen; ihre Kinder gut erziehen; nicht geschlagen zu werden und endlich im Bett zu sterben. Nein, wahrhaftig, es war zu drollig, wie das Alles in die Wirklichkeit getreten war! Sie arbeitete nicht mehr, sie aß nicht mehr, schlief auf dem Mist, ihre Tochter lief als Meze umher, ihr Mann prügelte sie windelweich; ihr blieb nur noch übrig, auf dem Pflaster zu sterben, und das konnte sogleich geschehen, wenn sie nur den Mut hätte, sich durch das Fenster zu stürzen. Was ihr bitteres Lachen noch verdoppelte, war die Erinnerung an die Hoffnung, sich aufs Land zurückzuziehen, nachdem sie zwanzig Jahre geplättet haben würde. Ganz recht! jetzt ging sie auch dahin, aufs Land! Sie wollte nur noch ihr grünes Eckchen auf dem Père-Lachaise haben.

Als sie sich im Korridor zurecht zu finden suchte, war sie halbtoll. Ihr armer Kopf war ihr verrückt. Im Grunde genommen rührte ihr herber Schmerz davon her, daß sie für ewig vom Schmied Abschied genommen hatte. Mit ihnen Beiden war es aus, sie würden sich nie mehr wiedersehen. Dazu kamen noch die andern Gedanken an ihr Glück und verdrehten ihr vollends das Hirn. Im Vorbeigehen steckte sie noch den Kopf durch Bijards Thür, wo sie Lalie sah, wie sie tot dalag mit zufriednem Antlitz, daß sie ausgerungen habe und für immer sich ausruhen könne. Ach! Die Kinder haben mehr Glück als große Leute! Wie bedauerte sie es jetzt, gegessen zu haben; aber am Elend stirbt es sich nicht so leicht.

Dreizehntes Kapitel.

Coupeau hatte in jener Nacht herumgeschwemelt. Am nächsten Morgen erhielt Gervaise zehn Frank von ihrem ältesten Sohn, der bei einer Eisenbahn als Handwerker angestellt war. Der Kleine schickte ihr von Zeit zu Zeit ein Hundertsousstück, da er wußte, daß es zu Hause nicht hoch herging. Sie setzte ein Gericht Speck, Kartoffeln und Gemüse aufs Feuer und aß es ganz allein, denn dieser Trunkenbold von Coupeau war auch diesen Morgen nicht nach Hause gekommen. Montags kam er nicht, Dienstags noch immer nicht. Die ganze Woche verstrich. Aber gerade am Sonntag erhielt Gervaise ein bedrucktes Schreiben, das ihr anfänglich Angst machte, weil es wie ein Brief vom Polizeikommissar aussah. Bald aber beruhigte sie sich, es war nur eine einfache Benachrichtigung, daß ihr Mann im Begriff war, in Saint Annen zu sterben.

Meiner Seel! Gervaise ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er kannte ja den Weg, er würde sich auch schon ganz allein vom Asyl wieder nach Hause finden; dort war er schon so oft geheilt worden, daß man ihr noch einmal den schlechten Streich spielen würde, ihn wieder auf die Strümpfe zu bringen.

Nebenher erfährt sie, daß Coupeau mit Mes-Vottes die letzten acht Tage herumgesumpft war; dieser hatte nämlich kürzlich eine Prostituierte geheiratet, und da er die Taschen voll Geld hatte, hielt er Coupeau frei. Sie nahm sich vor, ihren Mann nicht aufzusuchen; wer allein säuft, mag auch allein sterben!

Indeß am Montag, als Gervaise sich für den Abend ein gutes kleines Mahl aufgespart hatte, übrig gebliebene Bohnen und ein halbes Liter Rotwein, redete sie sich selbst vor, daß ein Spaziergang ihr mehr Appetit verschaffen würde. Der Brief aus dem Asyl, der auf der Kommode lag, genierte sie. Der Schnee war geschmolzen, es war prachtvolles Wetter, zwar grau aber doch mild; in der Luft lag ein elastischer Hauch, der erfrischend wirkte. Sie ging um zwölf Uhr schon von Hause weg, denn der Weg war lang, sie mußte durch ganz Paris hindurch, und ihr lahmes Bein humpelte stets hinterdrein. Dabei war eine Menge Menschen auf der Straße; aber der Trubel machte ihr Spaß und sie kam recht munter an. Als sie ihren Namen genannt hatte, erzählte man ihr eine nette Geschichte: es stellte sich heraus, daß man Coupeau am Pont Neuf aus der Seine herausgefischt hätte; er hätte sich über das Geländer gestürzt, weil er glaubte, daß ein Mann mit einem Bart ihm den Weg versperrte.

Ein Wärter übernahm alsdann die Führung von Gervaise. Sie ging eine Treppe hinauf; da hörte sie auf einmal ein Gebrüll, das ihr bis in das innerste Mark drang.

„He? der macht 'ne schöne Musik!“ sagte der Wärter.

„Wer denn?“ fragte sie.

„Nun, Ihr Mann! So heult er schon seit vorgestern. Und tanzen thut er, na, Sie werden es ja sehen.“

Ach, mein Gott! Welch' ein Anblick! Sie blieb wie vom Donner gerührt stehen. Die Zelle war von oben bis unten gepolstert; auf der Erde lagen zwei Strohsäcke übereinander und in einer Ecke war eine Matraze und ein Keilkissen hingelegt, sonst nichts. Da drinnen tanzte und heulte Coupeau. Er tänzelte auf das Fenster los, rückwärts wieder zurück, indem er mit den Armen Takt schlug und die Hände so schlenkerte, als wolle er sie der Welt ins Gesicht schleudern. Coupeau schrie wie ein Hund, dem man auf die Pfoten getreten hat . . . Und nun los, ihr Musikanten!

„Herr Gott! was fehlt ihm denn eigentlich? . . . was fehlt ihm denn nur? . . .“ wiederholte Gervaise, die ganz starr da stand.

Ein Assistentarzt, ein großer, blonder, blühend aussehender junger Mann, saß ruhig da mit weißer Operirschürze und machte sich Notizen. Der Fall war interessant, der Assistentarzt ließ den Kranken nicht aus den Augen.

„Bleiben Sie einen Augenblick, wenn Sie wollen,“ sagte er zur Wäscherin; „aber verhalten Sie sich ruhig . . . Versuchen Sie einmal“ mit ihm zu reden, er wird Sie nicht erkennen.“

Coupeau schien in der That nicht einmal seine Frau wahrzunehmen. Sie hatte ihn anfangs nicht gut sehen können, weil er so viel herumlief. Als sie ihn ganz nahe betrachtete, ließ sie vor Schreck die Arme hängen. War es menschenmöglich, daß er so im Gesicht aussah, mit blutunterlaufenen Augen, die Lippen voll Krusten? Sie hätte ihn ganz bestimmt nicht wieder erkannt. Zuerst machte er zu viel Grimassen, ohne zu sagen warum: er verzerrte mit einem Male seinen Mund, krauste die Nase, spannte die Backen, wie eine riesige Tierfratze. Seine Haut war so heiß, daß die Luft rund um ihn dampfte;

seine Haut war wie gefirnißt und mit Schweiß bedeckt, der heruntertropfte.

Trog seines lustigen Tollhaustanzes bemerkte man nur zu gut, daß er es nicht gern that, sein Kopf war ihm schwer und seine Glieder schmerzten ihn.

Gervaise hatte sich dem jungen Arzte genähert, der mit seinen Fingern eine Melodie auf der Stuhllehne trommelte.

„Sagen Sie doch, mein Herr, ist es denn diesmal gefährlich?“

Der Arzt zuckte die Achseln, ohne zu antworten.

„Sagen Sie doch, schwagt er nicht ganz leise? Hören Sie es, was bedeutet das?“

„Sachen, die er sieht,“ murmelte der junge Mann. „Schweigen Sie, und lassen Sie mich aufpassen.“

Coupeau sprach stoßweise. Trotz alledem bligte aus seinen Augen ein Strahl von Lustigkeit. Er sah auf die Erde, nach links, nach rechts, drehte sich um, als wenn er im Vincenner Wäldchen spaziert hätte, und sprach dabei mit sich selbst.

„Alle Wetter! das ist famos, das ist hübsch . . . Da sind ja Buden, ein richtiger Jahrmarkt . . . Und die Musik ist auch nicht schlecht . . . Welch ein Gelage! Sie zerbrechen da drinnen das Geschirr . . . Brillant! Seht bloß die Lichter an; rote Ballons in der Luft; und das steigt und geht auf! . . . O, o, was für Laternen in den Blumen! . . . Das ist wirklich recht nett! . . . Ueberall hört man das Wasser plätschern, aus den Fontainen, den Kaskaden; das Wasser rauscht und singt, ach, wie ein Chorfnabe . . . Merkwürdig! die Kaskaden! . . .

Und er richtete sich wieder in die Höhe als wollte er den köstlichen Gesang des Wassers besser hören; er atmete tief die Luft ein und glaubte den erfrischenden Staubregen

der Springbrunnen zu trinken. Aber allmählich nahm sein Gesicht wieder den Ausdruck von Angst an. Er bückte sich alsdann, lief rascher die Wände der Zelle entlang und stieß dumpfe Drohungen aus.

„Noch mehr Schurkenpack! . . . Ich traute ihnen gleich nicht . . . Still, ihr Lumpengefindel! Ja, ihr laßt mich beiseite und macht euch über mich lustig, während ihr sauft und Radau schlägt mit euern Menschern . . . Ich werde euch schon in eurer Bude windelweich hauen! . . . Schwerenot! wollt ihr mich wohl in Frieden lassen! . . .“

Er ballte die Fäuste; hierbei stieß er einen schrillen Schrei aus und lief, sich duckend, einher. Dann stotterte er, mit den Zähnen vor Furcht klappernd:

„Das geschieht, damit ich mich töten soll. Nein, ich stürze mich nicht hinab! . . . All das Wasser . . . das bedeutet, daß ich keinen Mut habe. Nein, ich stürze mich nicht hinab!“

Die Raskaden, die bei seinem Rufen davoneilten, näherten sich ihm, wenn er zurücklief. Auf einmal blickte er blödsinnig um sich und stammelte mit kaum vernehmbarer Stimme:

„Es ist unmöglich, man hat die Aerzte gegen mich gehehrt!“

„Ich will fortgehen, mein Herr! Guten Abend!“ sagte Gervaise zum Hausarzt. „Es nimmt mich zu sehr mit; ich komme wieder.“

Sie war kreideweiß. Coupeau setzte sein irres Rennen um sich selbst fort, vom Fenster zur Matratze und von der Matratze zum Fenster, schweigend, sich abarbeitend, immer denselben Takt schlagend. Darauf machte sie, daß sie fort kam. Aber so schnell sie auch die Treppe hinunterflog, sie höre, bis sie unten war, den „verdammten Radau“

ihres Mannes. Ach, guter Gott! wie angenehm war es draußen, man atmete ordentlich wieder auf.

Am Abend sprach das ganze Haus in der Goutte-d'Orstraße von der seltsamen Krankheit des alten Coupeau. Die Boches, obwohl sie jetzt das Krüppelbein links liegen ließen, boten ihr doch einen Likör in ihrer Loge an, natürlich bloß um das Nähere zu erfahren. Frau Lorilleux kam auch dazu und ebenso Frau Boisson. Da gab es endlose Erklärungen. Boche hatte einen Tischler gekannt, der ganz splitternackt in die St. Martinstraße gelaufen war und sich zu Tode getanzt hatte; er trank nämlich Absynth. Die Frauen schüttelten sich vor Lachen, weil ihnen das trotz alledem späßig vorkam, obschon es traurig genug sei. Dann, da man immer noch nicht alles genau verstand, machte Servaise sich Platz und schob Alle zurück; nun machte sie es Coupeau mitten in der Loge, während die Andern zuschauten, nach, heulte, sprang wie er, und schnitt abscheuliche Grimassen. Ja, auf ihr Wort, grade so sei es gewesen! Darüber waren denn alle ganz außer sich: unmöglich! einen solchen Hexensabbath könne kein Mensch auch nur drei Stunden lang aushalten. Na, sie schwur bei Allem, was ihr heilig war, Coupeau hielt es aus, schon sechsunddreißig Stunden, seit vorgestern Abend. Man könne ja hingehen und ihn sich ansehen, wenn man ihr nicht Glauben schenke. Aber Frau Lorilleux erklärte, sie danke bestens dafür; sie sei nicht für St. Annen; sie würde auch Lorilleux hindern, sich dorthin zu verlieren. Was Virginie anbetraf, deren Geschäft immer schlechter ging, und die wie eine Leiche aussah, so begnügte sie sich zu murmeln, daß das Leben nicht immer heiter sei, ach, beim Teufel, nein! Man trank den Likör aus, und Servaise wünschte der Gesellschaft „guten Abend“.

Am andern Morgen war sie mit sich selbst einig

beim Aufstehen, daß sie nicht mehr dahin gehen werde. Wozu auch? Sie wollte ihren Verstand nicht ebenfalls verlieren. Indeß kam sie alle zehn Minuten in ihrem Gedankengange wieder darauf zurück. Sie war aus dem Häuschen, wie man zu sagen pflegt. Es wäre doch seltsam, wenn er immer noch das Tanzbein schwänge. Schlag zwölf Uhr konnte sie sich nicht länger halten; sie machte sich nichts aus dem langen Wege, so sehr war das Verlangen und die Furcht dessen, was ihrer barrte, in ihr rege.

O, sie hatte es nicht nötig, lange Nachfrage zu halten. Von der ersten Treppenstufe ab schon hörte sie Coupeaus Spektakel. Ganz dieselbe Melodie, genau derselbe Tanz. Der Wärter von gestern, der mit Medizinflaschen im Korridor dahinging, kniff, als er an ihr vorbeikam, ein Auge zu, um sich ihr liebenswürdig zu zeigen.

„Also immer noch?“ sagte sie.

„O, noch immer!“ antwortete er, ohne stehen zu bleiben.

Sie trat ein, aber sie hielt sich an der Thürecke, weil Besucher bei Coupeau waren. Der blonde, rotwangige Hülfсарzt stand und hatte seinen Stuhl einem alten, ordengeschmückten Herrn abgetreten, der fahlköpfig war. Das war gewiß der Chefarzt, denn seine Blicke waren so scharf durchbohrend, wie Zapfenbohrer. Alle Leichenbeschauer haben solche Blicke.

Gervaise war übrigens nicht wegen dieses Herrn gekommen; sie erhob sich auf den Zehen und verschlang über seinen Schädel hinweg ihren Mann mit den Augen. Dieser Wahnsinnige tanzte und heulte noch mehr als Tags zuvor. Zwar hatte sie früher einmal auf Fastnachtsbällen junge, stramme Leute aus der Waschanstalt gekannt, die ohne Aufhören eine ganze Nacht hindurch

flott getanzt hatten, aber niemals, nein ganz entschieden niemals hatte sie geglaubt, daß ein Mann so lange daran Gefallen finden könnte; wenn sie sagte „Gefallen finden“, so war dies nur eine Redensart, denn dabei kann doch kein Gefallen sein, wenn man, ohne daß man es will, Karpfensprünge macht, als ob man ein Pulverfaß verschluckt hätte. Coupeau war in Schweiß gebadet und dampfte noch mehr. Sein Mund schien größer geworden zu sein vom vielen Schreien. Er war so viele Male von der Matratze zum Fenster gesprungen, daß man einen Fußsteig auf der Erde sah; der Strohsack war von seinen Schuhen zertreten.

Nein, wahrhaftig, das war kein schöner Anblick, und Gervaise fragte sich zitternd, warum sie denn eigentlich wieder her gekommen sei. Und da hatte man sie noch gestern Abend bei den Boches der Uebertreibung geziehen. Na, sie hatte es noch nicht halb so wie es war, vorge-macht. Jetzt sah sie noch besser, wie Coupeau sich be-nahm, sie würde ihn nie-wieder vergessen mit seinen gro-ßen ins Leere starrenden Augen. Sie schnappte jedoch einige Sätze, die zwischen dem Hülfсарzt und dem Chef-arzt gewechselt wurden, auf. Der erstere gab einige Ein-zelheiten über die Nacht in Ausdrücken, die Gervaise nicht ganz verstand. Die Nacht über hätte ihr Mann geschwagt und getänzelt, das war der Sinn dieser Rede. Dann schien der kleine, kahlköpfige, übrigens nicht allzu höfliche Herr endlich auch Gervaises Gegenwart wahrzunehmen, und nachdem der Hülfсарzt ihm gesagt hatte, daß sie die Frau des Kranken sei, begann er sie ins Verhör zu neh-men in der böshafsten Weise eines Polizeikommissars.

„Hat der Vater dieses Menschen getrunken?“

„Ja, mein Herr, ein ganz klein wenig, wie Jeder-

mann . . . Er starb an den Folgen eines Sturzes vom Dache, als er etwas angejäufelt war.“

„Trank seine Mutter?“

„Guter Gott, mein Herr, wie Jedermann; das heißt hier und da einmal ein Schnäpschen . . . O, die Familie ist sehr achtbar! . . . Nur ein Bruder ist sehr jung an Krämpfen gestorben.“

Der Arzt sah sie mit seinem durchbohrenden Blick an und sagte dann in rücksichtslosem Tone:

„Und Sie, trinken Sie auch?“

Gervaise stotterte, verteidigte sich, legte die Hand auf das Herz, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben.

„Sie trinken! Nehmen Sie sich in Acht! sehen Sie, wohin der Trunk führt . . . Früher oder später werden Sie ebenso sterben.“

Sie blieb darauf an die Wand gelehnt stehen. Der Arzt hatte ihr den Rücken zugekehrt. Er hockte nieder; ohne sich darum zu kümmern, daß er mit seinem Paletot den Staub des Strohsackes aufwischte, studierte er lange Zeit die zitternden Bewegungen Coupeaus, paßte auf, wenn er vorbeiging, und folgte ihm mit den Augen. Heute waren es die Beine, die sprangen, denn das Zittern war von den Händen in die Beine gegangen; es war ein reiner Hampelmann, dessen Fäden man in Bewegung gesetzt, der mit seinen Extremitäten Spaß trieb, während der sonstige Körper steif wie Holz war. Man hätte es für eine Musik unter der Haut halten können; es fing alle drei oder vier Sekunden an, zirkulierte einen Augenblick, hielt dann an und fing wieder von vorn an, gerade so wie der Schauer, der kleine verlaufene Hunde schüttelt, wenn es ihnen im Winter unterm Thorweg kalt überläuft.

Indessen beklagte sich Coupeau in dumpfem Tone.

Er schien viel mehr zu leiden als vergangenen Abend. Seine abgebrochenen Klageklänge ließen allerlei Arten von Leiden vermuten. Tausend Stednadeln stachen ihn. Er fühlte überall etwas Schweres auf der Haut; ein kaltes alibriges Tier wand sich um seine Schenkel und hinterließ Eindrücke im Fleische. Dann waren es wieder andere Tiere, die sich um seine Schultern festlegten und ihm das Rückgrat mit ihren Tagen zerfleischten.

„Ich habe Durst! O, ich habe Durst!“ knurrte er fortwährend.

Der Hausarzt stellte einen Topf mit Limonade auf ein Theebrett und reichte ihm denselben hin. Er packte den Topf mit beiden Händen, that gierig einen tiefen Zug aus demselben, wobei er die Hälfte der Flüssigkeit auf sich vergoß; sofort aber spuckte er den Schluck mit Wut und Ekel wieder aus und schrie:

„Alle Teufel! das ist ja Branntwein!“

Der Hülfсарzt wollte ihm darauf, auf ein Zeichen des Chefs, Wasser zu trinken geben, ohne die Karaffe los zu lassen. Diesmal schluckte er einen Mund voll hinunter, pustete aber, als wenn er Feuer geschluckt hätte.

„Herrgott, das ist ja Branntwein! es ist ja Branntwein!“

Seit dem vorigen Abend war alles, was er trank, Branntwein. Das verdoppelte seinen Durst und er konnte nichts mehr trinken, weil alles ihn brannte. Man hatte ihm eine Suppe gebracht, aber man suche ihn gewiß zu vergiften, denn diese Suppe schmecke wie Vitriol. Das Brot sei bitter und verdorben. Nur Gift wäre um ihn herum. Die Zelle röche nach Schwefel. Ja, er beschuldigte sogar Leute, Streichhölzchen unter seiner Nase anzuzünden, um ihn zu verpesten.

Der Arzt hatte sich eben wieder erhoben und hörte

Coupeau zu, der jetzt wiederum Phantome am hellen Mittag zu sehen glaubte. Glaubte er nicht an den Wänden Spinnweben zu sehen, groß wie Schiffssegel? Dann wurden aus diesen Geweben Netze mit Maschen, die sich bald zusammenzogen bald wieder ausdehnten, ein komisches Spielzeug. Schwarze Kugeln liefen in den Maschen umher, richtige Zauberfugeln, anfangs so dick, und bald wurden sie dünner, bald wieder kleiner, bloß um ihn zum Narren zu machen. Plötzlich schrie er auf: „O! die Ratten, seht doch die Ratten!“

Aus den Kugeln waren Ratten geworden. Diese schmutzigen Tiere wurden immer größer, liefen quer über das Netz, sprangen auf die Matratze, wo sie sich in Luft auflösten. Da war auch ein Affe, der aus der Mauer heraussprang und jedesmal ihm so nahe kam, daß er zurückschreckte aus Furcht, daß er ihm die Nase abbißte. Auf einmal noch ein andres Bild, die Mauern mußten davonlaufen, denn er wiederholte mit vor Schreck und Wut bebender Stimme: „Da haben wir es, heida! Rüttelt mich nur, ich mach' mir nichts draus! . . . Heida! die Hütte wackelt! heida! zu Boden! . . . Ja, läutet nur mit den Glocken, ihr Rabenpack; spielt nur auf der Orgel, um mich daran zu hindern die Wache zu rufen! . . . Und da haben sie noch eine Maschine hinter die Mauer gestellt, diese Schufte! Ich höre sie ganz gut, sie leuchtet, sie wollen uns in die Luft sprengen . . . Feuer! Verdammt noch 'mal! Feuer! . . . Sie rufen Feuer; seht nur, wie das prasselt. O, das wird immer heller und heller! Der ganze Himmel brennt, rote Flammen, grüne Flammen, gelbe Flammen. Helft mir! zu Hülfe! Feuer!“

Sein Schreien endete in einem Röcheln. Er gurgelte nur noch Laute; der Schaum stand ihm vor dem Munde, das Kinn war vom Speichel benetzt. Der Arzt rieb sich

die Nase mit dem Zeigefinger, eine Manipulation, die er gewiß an sich hatte, wenn er sich schweren Fällen gegenüber befand. Er wendete sich zum Assistentenarzt und fragte ihn halbblaut:

„Und seine Temperatur ist noch immer vierzig Grad, nicht wahr?“

„Jawohl.“

Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht und blieb noch zwei Minuten da, während er Coupeau scharf ins Auge faßte, dann zuckte er die Achseln und sagte noch:

„Die Behandlung bleibt dieselbe: Milch, Limonade von Zitronensäure, und Chinarindeneextrakt löffelweise . . . Lassen Sie ihn nicht aus den Augen, und lassen Sie mich rufen.“

Er ging hinaus, Gervaise folgte ihm, um ihn zu fragen, ob keine Hoffnung mehr vorhanden sei. Aber er schritt so steif im Korridor einher, daß sie es nicht wagte ihn anzusprechen. Sie blieb eine Weile stehen: sollte sie noch einmal hingehen, ihren Mann zu sehen? Die heutige Sitzung schien ihr jedoch schon ziemlich aufreibend gewesen zu sein. Als sie noch einmal schreien hörte, daß die Limonade nach Branntwein schmecke, da machte sie sich davon, da sie von einer Vorstellung schon genug hatte. Natürlich erwarteten in der Goutte d'Orstraße sie die Boches und Konforten. Sobald sie im Thorweg erschienen, rief man sie in die Loge.

Na? dauerte das noch immer weiter mit Papa Coupeau? Mein Gott, ja, es dauerte noch immer. Boche schien verdußt und ärgerlich: er hatte um einen Litter gewettet, daß Vater Coupeau es nicht mehr bis zum Abend machen werde. Wie das? Es dauerte noch? Und die ganze Gesellschaft verwunderte sich und schlug die Hände zusammen. Das war doch noch ein Kerl, der Widerstand=

kraft hatte! Frau Lorilleux zählte die Stunden zusammen: sechsunddreißig Stunden und vierundzwanzig Stunden: sechszig Stunden. Heiliger Strohsack! Sechzig Stunden schon spielte er mit den Spazierstöcken und der Manteltrommel! Von so einem Kraftstückchen hatte man doch noch nie gehört. Aber Boche, der wegen seines Vaters ein schiefes Gesicht machte, fragte Gervaise mit zweifelnder Miene aus, ob sie auch bestimmt wüßte, daß er nicht, nachdem sie den Rücken gekehrt, zur großen Armee abmarschirt sei. O nein, dazu sprang er noch zu sehr; dazu hätte er noch keine Lust. Darauf wurde sie von Boche gebeten, ein bißchen vorzumachen, wie er es triebe, damit man sich vorstellen könne.

Ach ja, ach ja, ein bißchen vormachen! Auf all-
gemein's Verlangen. Die Gesellschaft sagte, es würde sehr nett von ihr sein, denn da wären noch zwei Nachbarinnen, die es am vergangenen Abend nicht gesehen hätten, und die expreß heruntergekommen wären, um der Vorstellung beizuwohnen. Der Portier rief den Leuten zu, Platz zu machen, man stieß sich mit dem Ellbogen verstoßen an und ließ die Mitte der Loge frei. Aber Gervaise ließ den Kopf hängen. Wahrhaftig, sie fürchtete sich krank zu machen. Um aber zu zeigen, daß es ihr nicht darum zu thun sei, sich nötigen zu lassen, machte sie zwei oder drei kleine Luftsprünge; aber ihr wurde allerhand zu Mut, sie warf sich hintenüber auf einen Stuhl: auf Ehrenwort, sie könne nicht mehr. Ein Murmeln der Enttäuschung machte sich geltend; das sei schade, sie machte das bis zur Vollendung nach. Na, wenn sie aber nicht könnte! Und da Virginie in ihren Laden zurückging, vergaß man Papa Coupeau, um lebhaft über die Wirtschafft Poisson zu klatschen. Da herrsche jetzt eine polnische Wirtschafft! Tags zuvor seien die Gerichtsvollzieher ge-

kommen, der Stadtsergeant werde wohl seine Stelle verlieren; was Lantier betreffe, so mache er sich an die Tochter des Restaurateurs nebenan, ein prächtiges Mädchen, die davon spräche eine Kinderfleckgarfücke zu etablieren. Tausend noch eins! man lachte darüber, man sah schon, wie aus dem Laden eine Kinderfleckstube gemacht ward; nach den Bekereien das Solide. Aber auf einmal schwiegen alle, als man sah, wie Gervaise, die man nicht mehr beachtet hatte, ganz allein mitten in der Loge Coupeau nachmachte, wie er mit Händen und Füßen zitterte. Bravo! So seis recht, mehr verlange man ja nicht. Sie stand da wie auf den Kopf geschlagen und sah aus, als ob sie eben geträumt hätte. Dann machte sie schnell, daß sie hinaus kam. Schön guten Abend, Alle zusammen! Sie ging hinauf und wollte versuchen zu schlafen.

Am folgenden Tage sahen die Boches sie um Mittag weggehen, wie an den beiden andern Tagen. Sie wünschten ihr viel Vergnügen. An diesem Tage zitterte der Korridor vom Heulen und von den Fußritten Coupeaus. Sie war noch auf der Treppe, als sie ihn schon brüllen hörte:

„Seht, da krauchen Wanzen! . . . Kommt nur näher, damit ich euch zertrete! . . . Ach, sie wollen mir's Blut aussaugen! ach, diese Wanzen! . . . Ich bin aber geriebener als ihr alle! Weg da, in Teufels Namen!“

Einen Augenblick verpustete sie sich vor der Thür. Als sie eintrat, wurde das noch ärger. Er geberdete sich wie ein Rasender in der Mitte der Zelle, griff mit den Händen überall hin, betastete sich selbst, die Wände, den Fußboden, umhertorkelnd, ins Leere klatzend; dann wollte er das Fenster aufmachen, dann verbarg er sich wieder, verteidigte sich, rief, antwortete ganz allein, führte einen wahren Herensabbath auf, und benahm sich dabei unge-

sähr so verzweifelt wie ein Mensch, der im Alpdrücken sich von einer Masse Menschen angefallen sieht. Gerbaise sah dann, daß er auf einem Dache zu sein glaubte, um Zinkplatten zu legen. Er machte mit seinem Munde den Blasebalg, schob das Eisen ins Kohlenbecken, kniete hin, um mit dem Daumen auf der Ecke des Strohsacks hinaufzufahren, als wenn er lötete. Ja, sein Handwerk kam ihm noch einmal in den Sinn kurz vor dem Sterben. Und wenn er so laut schrie und sich an sein Dach anklammerte, das machte, weil Hallunken ihn hinderten, ordentlich seiner Arbeit nachzugehen. Auf allen benachbarten Dächern befanden sich Schubsacks, die ihn verspotteten. Dabei ließen diese Quatschmichels noch ganze Mattenbanden auf ihn los, die ihm zwischen die Beine krochen. O, diese schmutzigen Biester, die er fortwährend sah. Wieviel er auch von ihnen zerstampfte, indem er mit aller Gewalt seinen Fuß auf den Boden stieß, es kamen immer wieder frische Herden an, das Dach war ganz schwarz von ihnen. Na, waren denn da nicht auch schon wieder Spinnen? Er zog seine Hosen mit beiden Händen scharf zusammen, um die großen Spinnen auf seinen Schenkeln totzudrücken, die sich da eingeschlichen hatten. Himmeldonnerwetter! er würde nie mit seiner Arbeit fertig werden, man wolle seinen Untergang, sein Prinzipal würde ihn nach Mazas schicken ins Werthaus. Dann spütete er sich wieder, er glaubte, eine Dampfmaschine im Leibe zu haben; mit weit offenem Mund hauchte er Dampf aus, einen dicken Dampf, der die Zelle anfüllte und durch das Fenster ging; und hinübergebeugt, immer dabei atmend, sah er, wie draußen die Rauchwolke sich entfaltete und zum Himmel emporstieg, wo sie die Sonne verhüllte.

„Halt!“ schrie er, „das ist die Bande von der Elig-

nancourt-Chauffee; die sind als Bären verkleidet, mit Janitschakenmusik . . .“

Er blieb vor dem Fenster zusammengekauert, als wenn er von der Höhe des Daches aus einen Aufzug in der Straße mit den Augen verfolgt hätte.

„Seht da die Kavalkade, Löwen und Panther, die Grimassen schneiden . . . Da sind auch Hund- und Katzen-Masken . . . Da seht mir doch die große Clemence mit ihrer elenden Perrücke voller Federn . . . Ei, ihr Hallunkenhunde, wollt ihr sie wohl loslassen! . . . Schießt nicht, Donnerwetter! Schießt nicht . . .“

Mit seiner heisern Stimme kreischte er erschreckt auf und duckte sich rasch nieder, indem er wiederholte, daß die Blauen und die Roten (Polizei und Soldaten) da unten seien und mit Flinten auf ihn zielten. In der Wand sah er den Lauf einer Pistole, die auf seine Brust angelegt war. Man hatte ihm soeben wieder das Mädel entrißen.

„Schießt nicht, Gott verdamme mich! Schießt doch nicht! . . .“

Dann stürzten die Häuser zusammen, er ahnte das Gefrach eines Stadtviertels nach, das zusammenbricht. Und alles verschwand, alles verflüchtete sich. Aber er hatte kaum soviel Zeit sich zu verschmausen, als auch schon andre Bilder an ihm vorüberzogen mit einer ganz außerordentlichen Beweglichkeit. Ein rasendes Bedürfnis zu reden legte ihm den Mund voller Worte, die er abgerissen mit gurgelndem Tone hervorstieß. Seine Stimme wurde immer lauter.

„Geda, du bist's, guten Morgen! . . . Mach keinen Unsinn! Komm mir nicht mit deinen Haaren ins Gesicht!“

Der Assistenzarzt fragte ihn:

„Wen sehen Sie denn?“

„Mein Weib, versteht sich!“

Er sah nach der Wand und kehrte Gerbaise den Rücken zu.

Die bekam keinen schlechten Schreck und sah genau nach der Wand hin, um ihre Doppelgängerin zu erspähen. Er fuhr fort zu schwätzen:

„Mach mir keine Geschichten vor . . . Du weißt, daß ich das nicht leiden kann, wenn man sich auf mich lehnt . . . Der Tausend, bist du schön, und famos angezogen. Wo hast du das her, du Ruh? Du kommst wohl vom Strich, du Kameel? Warte mal, ich werde dich zu recht stutzen! . . . He! du verbirgst deinen Herrn hinter deinen Rücken! Was ist das für einer? Bücke dich doch! daß man ihn sehen kann . . . Herr Gott im Himmel! das ist wieder er!“

Mit einem schrecklichen Sprung stieß er mit dem Kopfe gegen die Mauer; aber die gepolsterte Fläche milderte den Stoß. Man hörte nur das Zurückschlagen seines Körpers auf den Strohsack, wohin ihn der Abprall geworfen hatte.

„Wen sehen Sie denn?“ fragte der Assistenzarzt wieder.

„Den Hutmacher! den Hutmacher!“ heulte Coupeau. Und als der junge Arzt Gerbaise fragte, was er damit meine, stotterte sie Unzusammenhängendes, ohne antworten zu können, denn diese Szene weckte wieder alles Ungemach ihres Lebens in ihr auf. Der Dachdecker streckte seine Faust aus.

„Hierher, mein Kleiner! Muß dich doch schließlich mal 'n bißchen abstauben! Ei, du kommst da mir nichts dir nichts mit diesem Brechmittel am Arme daher, um mich vor den Leuten zum Narren zu haben? Schon gut!

ich werde dich ausklopfen, ja, ja, ich! und noch dazu, ohne Handschuhe anzuziehen! . . . Spiele nur nicht noch den Großspurigen . . . Steck' das ein! Und dieser sitzt! und der sitzt! und der! . . .“

Er schleuderte die Fäuste ins Leere. Alsdann bemächtigte sich seiner eine Wut. Da er beim Rückwärtsgehen gegen die Mauer gekommen war, so glaubte er, daß man ihn von hinten angriffe. Er drehte sich um und stürzte sich auf die Polsterwand. Er nahm einen Anlauf und sprang von einer Ecke zur andern, klatschte sich auf den Bauch, wälzte sich am Boden und stand wieder auf. Indeß der Kampf mußte einen schlechten Ausgang für ihn nehmen, denn sein Atem wurde kurz, die Augen quollen aus ihren Höhlen, und allmählich kam es über ihn wie kindische Feigheit.

„Haltet den Mörder! haltet den Mörder! . . . Scheert euch fort, ihr Beide da! O, die Schmutzfinken, sie lachen. Du mußt abgemurkt werden, das ist entschieden . . . Ach, der Räuber, er massakriert sie! Er schneidet ihr ein Spazierbein mit dem Messer ab. Das andre Spazierbein liegt auf der Erde, der Bauch ist entzwei, ganz voller Blut . . . O, mein Gott, o, mein Gott, o mein Gott . . .“

Und er eilte rückwärts davon, in Schweiß gebadet, mit gestäubtem Haar, voller Schreck; mit den Armen schlug er heftig um sich, als wenn er den scheußlichen Anblick vertreiben wolle. Dann stieß er zwei herzerreißende Klageklänge aus und fiel kopfüber auf die Matratze, in die seine Füße sich verwickelt hatten.

„Herr Doktor, Herr Doktor, er ist tot!“ sagte Gerlaise mit gerungenem Händen.

Der junge Arzt ging hin und zog Coupeau auf die Mitte der Matratze zurecht. Nein, er war nicht tot.

Man hatte ihm Schuhe und Strümpfe ausgezogen; seine nackten Füße ragten über die Matratze hinaus; und sie tanzten ganz von selbst von einer Seite zur andern im Takt ein Tänzchen in beschleunigtem aber regelmäßigem Tempo.

Da trat gerade der Chefarzt herein. Er brachte zwei Kollegen mit, einen mageren und einen dicken, die beide, wie er, ein Ordensband trugen. Alle drei bückten sich über ihn, ohne etwas zu sagen; dann sprachen sie rasch halblaut miteinander. Sie hatten den Mann von den Hüften bis zur Schulter entblößt, und Gervaise, die sich auf die Fußspitzen gestellt hatte, sah diesen nackten Torso ausgestreckt daliegen. Gut! das war besorgt; das Zittern war von den Armen in die Beine gegangen; der Rumpf fing jetzt an lustig zu werden!

„Er schläft,“ murmelte der Chefarzt.

Und er machte die beiden andern auf das Gesicht des Mannes aufmerksam. Coupeau hatte die Augenlieder geschlossen, und kleine nervöse Zuckungen verzogen ihm das ganze Gesicht. So sah er noch abscheulicher aus, wie er so abgehakt mit hervorstehender Kinnlade und der entstellten Maske eines Toten dalag. Aber die Aerzte, welche die Füße wahrgenommen hatten, beaugenscheinigten nun auch diese mit tiefem Interesse. Die Füße tanzten noch immer. Coupeau mochte schlafen soviel er wollte, die Füße tanzten! O, ihr Herr konnte schnarchen, das ging sie gar nichts an, sie setzten ihren Hopsier weiter fort, ohne sich zu beeilen oder zu verschmaufen. Richtige Automatenfüße, Füße, die die Feste feierten wie sie fielen.

Gervaise aber, als sie die Aerzte ihre Hände auf den Torso ihres Mannes legen sah, wollte ihn ebenfalls betasten. Sie näherte sich leise, legte ihm die Hand auf die Schulter und ließ sie dort eine Minute lang liegen.

Gerechter Gott! Was ging denn da drinnen vor? Das tanzte da bis auf den Grund des Fleisches, sogar die Knochen mußten mitspringen. Schaueranfalle, Wellenbewegungen kamen von fern und pflanzten sich unter der Haut fort, wie in einem Flusse. Wenn sie ein wenig aufdrückte, so hörte sie die Schmerzensschreie des Marks. Mit bloßem Auge sah man nur die kleinen Wellen, die von Furchen durchbrochen wurden wie an der Oberfläche eines Wasserwirbels; aber im Innern, da mußte eine schauerliche Verwüstung vor sich gehen! Das war das Bitriol der „Rattenfalle“, welches diese Sapeurarbeit ver richtete.

Die Aerzte waren hinausgegangen. Nach Verlauf einer Stunde sagte Gervaise, die mit dem Hülfzarzt zurückgeblieben war, wiederum mit leiser Stimme:

„Herr Doktor, Herr Doktor, er ist tot . . .“

Aber der Arzt sah auf die Füße und schüttelte den Kopf. Die bloßen Füße außerhalb des Bettes tanzten noch immer. Weitere Stunden vergingen. Auf einmal wurden sie steif und unbeweglich. Da wendete sich der Arzt nach Gervaise hin und sagte: „Jetzt ist es so weit.“

Erst der Tod hatte die Füße zum Stillstand gebracht.

Als Gervaise nach Hause kam in der Goutte d'Orstraße, fand sie bei den Boches einen Haufen Gevatterinnen, die in lebhaftem Tone durcheinander schnatterten. Sie glaubte, daß man auf sie gewartet hätte, um etwas Neues zu erfahren wie die andern Tage.

„Er ist um die Ecke,“ sagte sie und machte ruhig die Thür zu. Sie sah ganz zerschlagen und ermattet dabei aus.

Aber man hörte nicht darauf. Das ganze Haus stand auf Stützen. O, eine unbezahlbare Geschichte! Poisson hatte seine Frau mit Lantier abgefaßt. Man

wußte die Sache noch nicht ganz genau, weil sie jeder in seiner Weise erzählte. Endlich hatte er sie überrascht, als die beiden andern sich dessen nicht versehen hatten. Man erzählte außerdem noch Einzelheiten, die unter den Frauen die Runde machten. Solch ein Anblick hatte natürlich hingereicht, um Poisson in Harnisch zu bringen. Ein wahrer Tiger! Dieser sonst so stille Mensch, der so steif ging, als ob er ein Lineal verschluckt hätte, wäre wie ein brüllender Löwe umhergesprungen.

Gervaise aber wiederholte mit weichem Tone, als sie Frau Lorilleux mit Frau Lerat ankommen sah:

„Er ist um die Ecke . . . Mein Gott! Vier Tage zu strampeln und zu heulen . . .“

Da konnten die beiden Schwestern nicht gut anders als ihre Schnupftücher zu ziehen. Ihr Bruder habe ja sehr viel Unrecht gethan, aber schließlich sei es doch immer der Bruder. Boche zuckte die Achseln und sagte ziemlich laut, so daß er von Jedermann gehört werden konnte:

„Bah! da ist ein Säufer weniger auf der Welt!“

Seit diesem Tage war es eine der Spezialitäten des Hauses, Gervaise zu sehen, wie sie halb blödsinnig Coupeau nachmachte. Man brauchte sie nicht zu bitten, sie gab das Bild gratis, zitterte mit Händen und Beinen und schrie unwillkürlich ein Bischen. Aber sie hatte nicht solch ein Glück, sie starb nicht daran, wie er, das beschränkte sich auf Grimassen, die sie wie ein entlaufener Affe schnitt und wofür sie von der Straßenjugend mit Kohlenstücken beworfen wurde.

So hielt Gervaise es monatelang aus. Sie kam noch immer mehr herunter, ließ sich die gemeinsten Flegeleien gefallen, und starb alle Tage ein wenig Hungers. Sobald sie vier Sous besaß, vertrank sie sie und wankte auf der Straße einher. Man gab ihr die schmutzigsten

Aufträge im Viertel. Eines schönen Abends hatte man gewettet, sie würde etwas Ekelhaftes nicht essen, und sie hatte es doch gegessen, nur um zehn Sous zu erhalten. Herr Marescot hatte sich entschlossen, sie zu ermitteln aus ihrer Stube im sechsten Stockwerk. Aber da man den alten Bru in seinem Loch unter der Treppe tot vorgefunden hatte, so hatte der Eigentümer darin eingewilligt, ihr diese Nische zu überlassen. So bewohnte sie denn jetzt den Treppenverschlag des Vater Bru. Da drinnen lag sie auf altem Stroh und klapperte mit den Zähnen vor Kälte, da lag sie mit leerem Magen und kalt bis auf die Knochen. Die Erde wollte augenscheinlich nichts von ihr wissen. Sie ward blödsinnig, doch dachte sie nicht mehr daran, sich vom sechsten Stock aufs Pflaster zu stürzen, um ein Ende zu machen. Der Tod müßte sie allmählich und stückweise holen; er schleppte sie bis ans Ende ihres verdammten Daseins, das sie sich selber bereitet hatte. Man wußte nicht einmal genau, woran sie eigentlich gestorben sei. Man sprach von Erkältungen und Erhitzungen. Aber die Wahrheit war, daß sie am Elend zu Grunde ging, am Schmutz und an den Drangsalierungen eines verfehlten Lebens. Sie streckte alle Biere von sich, sagten die Lorilleurs. Eines Morgens, als es sehr übel auf dem Korridor roch, erinnerte man sich, daß man sie seit zwei Tagen nicht gesehen habe, und man fand sie schon halb verwest in ihrem Verschlage. Zufällig war es Papa Bazouge, der mit dem Armenfarge, dem Nasenquetscher, unter dem Arme kam, um sie einzupacken. Er war noch dazu ziemlich im Tritt an dem Tage, aber immer gemüthlich trotz alledem. Als er die Kundin erkannt hatte, mit der er es zu thun hatte, ließ er philosophische Betrachtungen vom Stapel, während er sein Handwerkszeug austramte.

„An Jeden kommt die Reihe . . . Man braucht sich

gar nicht zu drängeln, da ist noch Platz genug für Alle . . . Und duma ist's, wenn man's so eilig hat, als ob man nicht schnell genug ankömmt . . . Ich will weiter nichts als Vergnügen bereiten . . . Na, jetzt ist sie so weit, und wahrhaftig! sie hat's jetzt besser! Laßt uns lustig abmarschieren.“

Und als er Gervaise mit seinen groben braunen Händen anpakte, da wurde er fast von Zärtlichkeit ergriffen; er hob sie behutsam in die Höhe, streckte sie mit fast väterlicher Sorgfalt auf der Bahre lang aus und stotterte zwischen zweimaligem Schlucken:

„Du weißt . . . paß gut auf . . . ich bins, Bibi der Spatzvogel, genannt der Tröster der Damen . . . Komm, Dir ist jetzt wohl . . . schlaf sanft, mein Mäuschen.“

Ende.

Novität von Henri Rochefort!!

A n t o i n e t t e

(Mademoiselle Bismarck.)

Eine Intrigue von Henri Rochefort.

In's Deutsche übertragen

von

Roderich Rode.

Preis 2 Mark.

Es giebt unter den Pessimisten der Frauenfrage gewiß viele, die ihre Sache gründlich und mit Geschick verfechten; keiner faßt die Frage aber so satyrisch-vernichtend und humoristisch-packend auf, wie der alte Laternenmann. Seine Heldin ist eine jener herzlosen, intriguanten, koketten Frauen-Charaktere, wie sie die moderne Erziehung hausenweise ausbrütet, wenn auch nicht alle diese Ueberbildeten durch ihre intelligente, kalt berechnende Verlogenheit und gewissenlose Heuchelei es dahin bringen, einen arglosen jungen Staatsmann und redegewaltigen Volks-tribun in ihr Netz zu locken. Möglich, daß der Dichter in seiner verbissenen Lustigkeit zu schwarz geschildert und daß Herr Lewy, der Damenliebbling Recht hat, wenn er singt: „Was Schönheit, Poesie und Frieden, das lehren uns die Frauen nur!“ Indes, wenn irgendwo, so liegt hier die Wahrheit in der Mitte. Man lese und urteile selbst!

Im gleichen Verlag erschienen soeben:

Russische Geheimnisse.

Von

Iwan von Golowin.

Lebendpreis 2 Mark.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo die slavischen Kriegsbrommeten wieder einmal mächtig erschallen, wird diese zeitgemäße Publikation des bekannten russischen Verbannten, die an Bedeutung nicht hinter dessen berühmtem Buch „Rußland unter Nikolaus I.“ zurücksteht, das wichtigste Interesse wachzurufen nicht verfehlen.

Inhalt:

Die Rätsel der Geschichte Rußlands.
Die Wiege des russischen Reichs.
Finnen oder Slaven?
Russisch oder polnisch?
Die Königin Anna von Frankreich.
Die Republik von Nowgorod.
Fürst Woiaraki.
Der Geist der russischen Geschichte.
Peter der Große.
Die Hinrichtung des Zarewitsch Alexis.
Die Verläumber und die Schmeichler
Rußlands.
Der Usurpator.
Die hohen Verbannten.
Der Mord Peters III.
Die russischen Messalinen.

Die Fürstin Tarakanof.
Fürst Potemkin.
Prinz Karl von Sachsen, Herzog von
Kurland.
Eine Pest Hung.
Die letzten Zaren.
Der Töbtsüchtige.
Der Gesegnete.
Der Unvergeßbare.
Der Wohlgefinnte.
Die III. Abtheilung.
Das russisch-kaiserliche Irresein.
Die Theilung Rußlands
Der Kataklysmus
Finanzielle Kräfte.
Der Slavismus.

14 DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.

Renewed books are subject to immediate recall.

11 Mar 58 WW

11 Apr

11 May

REC'D LD

APR 16 1958

23 Aug 58 BF

REC'D LD

AUG 25 1958

9 Oct 58 FH

REC'D LD

OCT 6 1958

LD 21-50m-8,'57
(C8481s10)476

General Library
University of California
Berkeley



